Germ. sp. 304 om

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

51 G

Digitized by Google

Müller del.   Tanner sc.

FRANKFURT a. M.

Digitized by Google

Der Main

von seinem

Urſprung bis zur Mündung,

mit

Städten, Ortschaften, Ritterburgen und Sagen,

historisch, topographisch, malerisch

von

F. Menk-Dittmarsch.

Mit Stahlstichen und einer Karte.

Mainz.
VERLAG VON VICTOR VON ZABERN.
1843.

C
G
147.3.

Hofbuchdruckerei von Th. v. Zabern in Mainz.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Main

von seinem

Ursprung bis zur Mündung,

mit

Städten, Ortſchaften, Ritterburgen und Sagen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Keinen Ausonius fand bis jetzt unser fränkischer Strom dem wir diese Blätter widmen. Kein Dichter hat die Schönheiten seiner Ufer beschrieben, keiner die Sagen und historischen Erinnerungen, die sich an seinen Namen knüpfen, wiedererzählt. Jahrtausende hindurch wälzte er seine Fluthen dem Rheine zu; man pries diesen und warf keinen Blick der Dankbarkeit auf den freundlichen Nachbar. Das 17. Jahrhundert gedachte seiner zuerst. Obgleich man damals die Wichtigkeit der deutschen Wasserstrassen kaum ahnete, so erschien doch im Jahr 1690 eine Art „Mainbeschreibung," die sich, trotz ihrer Mangelhaftigkeit, Beifall errang. Zahlreiche Nachbildungen folgten bis 1750, dann trat die Periode der frühern Nichtbeachtung wieder ein. Bei dem jetzigen Aufschwung, den die literarischen und industriellen Interessen unseres deutschen Vaterlandes genommen haben, bedarf dieses Werk hoffentlich keiner Rechtfertigung. Die Flüsse spielten von jeher eine bedeutende Rolle in der Geschichte aller Völker. Gehn wir die Culturgeschichte durch, untersuchen wir die ersten Niederlassungen der, noch in der Wiege der Urgeschichte schlummernden Generationen, so finden wir bereits eine seltene Harmonie, ich möchte fast sagen eine bestimmte Regel bei ihren ersten Ansiedelungen. Im Angesicht eines mächtigen Stromes, oder unweit eines grössern oder kleinern Flusses, oft auch nur in der Nähe einer sanft murmelnden Quelle, schlugen sie die ersten Hütten auf. Die nachkommenden Geschlechter ehrten fromm die von den Vorfahren geheiligte Stätte. In Germanien und Gallien nannte man, als sich zu-

erst eine mildere Gesittung zu entwickeln begann und das Bedürfniss einer politischen Eintheilung der damals bestehenden grossen Staaten in einzelne Gaue rege wurde, diese meistens nach den Gewässern, welche durch sie strömten. Die Mythologie der ältesten Völker lehrt, dass dem fliessenden Wasser ausschliesslich göttliche Ehre erwiesen wurde. Auch unsere kräftigen Vorfahren verehrten ihre Flüsse und Ströme, in deren Wellen sie die gewaltigen Glieder stärkten; mit deren Wasser sie ihre Felder befeuchteten. „Das Volk betete am Ufer des Flusses, am Strand der Quelle, zündete Lichter an, stellte Opfergaben hin,“ so berichtet unser Grimm. Die Zeiten der Abgötterei sind verschwunden, aber geblieben ist jene heilige Vorliebe des Deutschen für seine Ströme, die er als die Zeugen seiner ersten Cultur verehrt. Geblieben ist der alte deutsche Sinn, jenes ungeheuchelte Frohlocken wenn das Lob des herrlichsten aller Ströme: des Rheins in Liedern und Sängen gefeiert wird.

Und dürfen wir für unsern schönen fränkischen Strom, der durch seine Fluthen den „Wächter Germaniens Gränze“ verstärkt, nicht eine gleiche Liebe fordern? Ist er nicht der Fluss von dessen Ufern sich die Cultur des deutschen Volks ausbreitete über unser Vaterland? Er sah die Helden die unsere Geschichte verherrlichen und treu ist er dem deutschen Volk, dem deutschen Lande geblieben. Nimmer durfte sich ein Fremder rühmen auch nur einen Fussbreit Erde seines Flussgebietes besessen zu haben. Alle deutschen Ströme: Rhein, Donau, Elbe, Weser, können mit keiner gleichen Freiheit prunken. Er theilt die Schönheiten seiner Ufer, sein historisches Interesse mit keinem seiner Genossen. Von seinen Höhen blicken zahlreiche Burgen herab, in deren halbzerstörten, epheuumrankten Warten uns die Geschichte und Sage von dem Glanz erloschener Geschlechter berichtet. Erzählen uns nicht auch seine Wellen immer geheimnissvoll von einer reichen Vergangenheit; von dem Glanz an den Beilagern der Herzöge von Francia orientalis; von den mächtigen geistlichen Oberherren, oder den freien Reichsstädten, die sich an seinen Ufern erhoben? Wer hörte ihn nicht auch gern, wenn seine Quellen geschwätzig ausplaudern, welch geheimnissvolles Schaffen in der Bergestiefe, der sie entströmen, waltet. Und ist er nicht der deutsche Strom von dem unser Schiller singt:

„Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.“

Deutschlands Ströme haben in der jüngst verflossenen Zeit ihre Beschreiber gefunden, nur der Main fehlte noch in dem Kranz. Es ist nach meiner Ansicht eine Schuld, die wir eilen müssen, den Manen der ältesten Uferbewohner abzutragen. Der Zeitpunkt ist der günstigste; der Main hat die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschlands durch Wiederaufnahme einer Idee die Carl der Grosse schon auszuführen trachtete erregt, und der grosse Bau — der Donau-Mainkanal ist seiner Beendigung nahe.

Beschlossen ist's ferner, dass der Rhein seine „goldglänzenden Dampfboote“, wenn auch im verjüngten Maasstab, auf unsern schönen fränkischen Strom senden soll. Der menschliche Erfindungsgeist im Verein mit der Beharrlichkeit der Gründer dieses grossartigen Unternehmens, wird siegend über alle Schwierigkeiten hinwegschreiten. Neue Zweige der Industrie und Cultur sehe ich dann plötzlich wie durch einen Zauberschlag erstehn. Fremde aus allen Gegenden werden kommen und gehn; denn der Main wird und muss sich dann zu einer Art Weltstrasse erheben.

Eine glänzende Zukunft erschliesst sich in diesem Moment unserem lange vernachlässigten, halbvergessenen Strom. Seine historische Wichtigkeit, die zahlreichen Sagen, die an den Ufern des Sammlers harren; die Lieblichkeit, die Mutter Natur seinen nächsten Umgebungen verlieh, werden endlich die Anerkennung erringen, die sie längst schon verdienten. Hoffen wir, dass in kurzer Zeit, da wo Rhein und Mosel genannt werden, man auch unserm Strom eine Blüthe im Kranz der Erinnerungen gönnt. Mögen die nachstehenden Blätter dann ihren Zweck erreichen und demjenigen, der sie sucht, Belehrung und Unterhaltung gewähren.

Erster Abschnitt.

Des Maines Ursprung und die etymologische Bedeutung seines Namens.

Nicht mit Unrecht mag man zuweilen allzueifrigen Etymologen den Vorwurf machen, dass sie statt Klarheit, Verwirrung — statt geistvoller Erläuterungen — Missgriffe oder gar Unsinn, zu Tage gefördert haben. In der That stösst man auch in den Resultaten keines andern Studiums, oft auf grössere Lächerlichkeiten als bei der Etymologie. Man wendet und deutelt, derivirt, dreht hin und her bis das quaest. Wort — verdreht ist. Wer sich mit Specialgeschichte beschäftigt, wird dergleichen Erfahrungen in Menge gemacht haben; besonders unübertrefflich sind die Sprachforscher des vorigen Jahrhunderts. Nach meiner Ansicht steht jede derartige Untersuchung auf schwachen Füssen, wenn sie der historischen Basis entbehrt. Ich machte es mir zum Grundsatz bei Ortsnamen stets Lage, Umgebung und sonstige Beschaffenheit, zu berücksichtigen. Dennoch bleiben all' diese Ableitungen immer nur Vermuthungen, und es muss dem einsichtsvollen Leser unbenommen bleiben, sich die beste unter den zahlreichen Ansichten zu wählen. Derselbe Fall findet bei den Untersuchungen über das Wort „Main“ statt; ich fürchte meinen Raum zu verschwenden, wenn ich all die Vermuthungen und Forschungen hier aufführen wollte, welche seit Jahrhunderten die Etymologen beschäftigt.

Main heisst der Strom der in zwei Armen auf zwei verschiedenen Höhen entspringt, wie unten speziell erklärt wird. In der vulgären Sprache des oberen Frankens nennt man ihn „Mān“; in dem mittleren Flussgebiet Mēn. In den unteren Gegenden jedoch meist Moin und Mōen. Die Benennungen der Alten weichen gar sehr von den heutigen ab. Cäsar weiss gar nichts von ihm zu berichten, Pomponius Mela tauft ihn Moenis;

aber Tacitus, der grösste aller Geschichtschreiber, nennt ihn Moenus und im Lateinischen hat diese Bezeichnung das Bürgerrecht erhalten. Sehr verschieden lauten hinwiederum die Benennungen beim Ammian Marcellin, Ptolemäus, und in den ältesten Urkunden. Wir finden Menas, Moinus, Moyna, Mohin, Meune *), Moganus, Mogus und Moin. Die drei letzteren sind die gebräuchlichsten im Mittelalter.

Ehedem nahm man an, irgend eine Völkerschaft, welche vor altersgrauen Zeiten die Mainufer bewohnt, habe dem Strom den Namen ertheilt, man nennt sogar die Menapier. Hier müsste jedoch erst erwiesen werden, ob das Volk dem Strom oder dieser dem Volk seinen Namen zuertheilt.

Auffallend dürften die zahlreichen Versuche aus mythologischen Verhältnissen den Namen herzuleiten, erscheinen. Seit Melanchton in den Anfangsbuchstaben des Wortes Menos (Main, griechisch ΜΕΝΟΣ) die Zahl der Tage im Jahr entdeckte und die Bewohner der Mainufer durch einige Distichen darauf aufmerksam machte, seit dieser Zeit kamen eine Menge ähnlicher Derivationen zum Vorschein. Diese Distichen theilen wir in einer Uebersetzung des vorigen Jahrhunderts mit. **)

Ihr, welche Frankenland gezeuget und geboren,
Sollt auf der Sonne Lauf meist richten Euren Sinn
Denn wie viel Tage sie in einem Jahr verloren
Das stellet Euer Fluss durch seinen Namen hin.

---

*) V. Nibelungen 6112.
„Do schicheten si ir Reise gegen dem Meune dann
Uf durch Osterfranchen di Güntheres man.“

**) Sie finden sich in Melanchtons Commentar in Taciti Germ. de ann. 1579 in 8. und im Chronico Carion. p. m. 613 und lauten lateinisch:

Discite praecipue Solis motumque viasque,
Vos, quibus est patrium Francia terra solum,
Namque Dies totus quot traxerit ambitus Anni,
Id Fluvii vestri vox bene nota sonat,

Μ	40
Ε	5
Ν	50
Ο	70
Σ	200
	365.

Auf eine Stelle im Cäsar (Lib. VI. c. 21) sich stützend, wollen andere wieder von der altgermanischen Gottheit Man oder Mon (dem Mond) das Wort Main entstanden wissen. In Creuzers Symbolik (fortges. v. Mone II. 488.) findet sich sogar eine Herleitung aus der altnordischen Mythologie. Dass uns dieselbe doch nicht so fern liegt, mag eine Ansicht, welche erst vor Kurzem aufgestellt wurde, darthun. Nordische Völker, die Kimbern, weilten bei ihrem Einfall, der wahrscheinlich schon 150 Jahre v. Chr. erfolgte, auf einige Zeit, ehe sie nach dem blühenden Italien zogen, in den Maingegenden. Vielleicht besassen sie einige Kunde, das Wasser mit Flössen oder Kähnen zu befahren; dann mussten ihnen die ungeheuren Krümmungen unseres Stromes auffallen. Den Römern, von denen sie um Herkommen, Abkunft und Schicksale befragt wurden, erzählten sie vielleicht von den germanischen Wäldern, Feldern, Strömen und Flüssen, auch des Maines mögen sie nicht vergessen haben. Sie verglichen ihn vielleicht mit einer gekrümmten Schlange, ob seines seltsamen Laufes, dann mögen sie sich wohl des Wortes Móinn bedient haben, welches in ihrer Sprache den Begriff krumme Schlange, in sich fasst.

Ich will aber keinem meiner Leser diese Meinung als ein Glaubensbekenntniss aufdringen. Wohlerwägend habe ich das Wörtchen „vielleicht" unterstrichen, und unterwerfe mich gutwillig jeder andern Forschung, wenn sie auf überzeugendere Weise, Licht und Aufklärung zu bringen vermag. Unterdess gestatte ich es Jedem, sich von den oben angeführten Untersuchungen diejenige auszusuchen, welche ihm am besten ansteht. Im Grunde genommen muss sich jeder Etymolog das zuletzt doch gefallen lassen.

Der Main selbst wird aus der Vereinigung jener beiden Flüsschen, die man seit Jahrhunderten den rothen und weissen Main nennt, und welche bei Schloss Steinhaus zusammenfliessen, gebildet. Man will von der Farbe der Bette ihre Benennung herschreiben, obgleich dieselbe höchstens auf die rothen Letten, über die der erstere fliesst, Bezug haben kann. *) Der

---

*) Nicht ohne allen Grund möchte ich behaupten, der Rothmain leite seine Benennung von dem besonders in der dortigen Gegend

rothe Main also entspringt aus dem Rothmansbrunnen im sogenannten Simmelbuch, einem verödeten Hofe hinter Hörleinsreut nächst Schwärz. Er fliesst zuerst aus dem Wald herab, eher einem Sumpf als einer Quelle ähnlich, zu welcher er sich erst ausserhalb des Waldes bildet. Als angehendes Bächlein wird er 800 Schritte unter Schwärz durch den Mordbrunnen und durch ein aus dem Geisler Walde und aus dem Brunnen zu Hörleinsreut quellendes Wasser, und von der bei Craimos durch einen Sumpf fliessenden und bei der Neumühle mündenden Quelle verstärkt. Er fliesst durch Creusen, St. Johann und Georg bei Baireuth, nimmt fast von Stunde zu Stunde auf seinem Weg rechts und links mehr oder minder bedeutende Bäche auf, und schlängelt sich unter fortwährenden Krümmungen bis Steinhaus, wo er mit dem weissen Main vereinigt seinen Lauf bis zu seiner Mündung in den Rhein bei Kostheim, gegenüber Mainz, fortsetzt. Er hat als rother Main von seinem Ursprung bis Steinhaus einen Weg von ungefähr 5 Meilen zurückgelegt. *)

Der weisse Main entspringt auf dem Fichtelgebirge. Der Alten Meinung war er käme aus dem sogenannten Fichtel-

---

sehr häufig vorkommenden „roden" her. Roth, rot, rode, rit, riet, ried, sind häufige Ausgänge alter Orts- und Eigennamen. Diese kommen zweifelsohne vom ahd. riutjan, roden, ausrotten, eine Wildniss urbar machen, her. Vide Graff, Sprachschatz.

*) Was wir heut zu Tage für den „rothen Main" von seinem Ursprung bis gen St. Johannis halten, erklärten unsere Vorfahren nur für einen seiner Nebenbäche. Jenes Flüsschen, das in drei Armen am südwestlichen Abhang des Ochsenkopfs, also unweit der Quelle des weissen Mains entspringt und das heut zu Tag den Namen der „Steinach" führt, über Weidenberg fliesst, sich bei St. Johannis mit dem von Creusen kommenden Bach vereinigt, das galt bei ihnen für den Main. V. Schopper, Cosmographie, Münster, tabula Franconiae; Merian, topographia Franconiae u. a. m. Gross in seiner marggräflich Brandenb. Landeshistorie, Bruschius in seiner Beschreibung des Fichtelgebirges und M. Will in seinem paradiso pinifero dagegen bezeugen, dass jenes Flüsschen, welches über Creusen und St. Johannis fliesst, der rothe Main sei. Auf den Karten des 18. und 19. Jahrhunderts finden wir seitdem dieser Ansicht gehuldigt, obgleich wir aufrichtig gestehn müssen, dass die Ansicht der Alten weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat.

see *), dies ist aber seit Jahren gründlich widerlegt. **) Markgraf Georg Wilhelm, der die Quelle am östlichen Abhang des Ochsenkopfes an der sogenannten Weismainsleiten für den wahren Ursprung des Mains erkannte, liess sie im Jahr 1717 mit einer steinernen Einfassung umgeben, und das Volk nennt die Quelle noch heute den Fürstenbrunnen. ***) Im Uebrigen ist es schwer zu unterscheiden, welches das Urwasser des nachher so bedeutenden Stromes ist. Von der hohen Farnleiten auf dem sog. Zinnberg, etliche 20 Schritte oberhalb des zum Zinnseifenwerke gehörigen See-, Zinn- auch Zechenhauses, kommt ein Wasser herab, schleicht eine Strecke durch sumpfigen, kaum betretbaren Boden, und fällt verstärkt mit anderm Gerinne bei dem Fröbershammer in den Flossweiher. Ein hundert Schritt oberhalb der Glasmühle kommt ein Bach daraus hervor, läuft in Schlangenwindungen durch einen finstren, romantischen Waldgrund, und verstärkt von Stunde zu Stunde durch einfliessende grössere und kleinere Wasser tritt er endlich bei Culmbach in ein weites herrliches Thal. Das ist der weisse Main, der bei Schloss Steinhaus mit seinem Bruder dem rothen Main vereint den Lauf bis Kostheim fortsetzt, wo ihn der Altvater Rhein in seinen weiten Schooss aufnimmt****). Selbstständig als „weisser Main“ hat er ungefähr dieselbe Strecke wie sein rother Namensvetter, nur durch weit romantischere Thäler zurückgelegt.

---

*) Dieser Fichtelsee war nicht immer jener finstere Morast, den wir heut zu Tage erblicken. Im 17. Jahrhundert noch war er „ein „gar lustig fliessendes Wasser, auch gefüllt mit edlen Fischen u. s. w. „Seine Tiefe war unglaublich, an 300 Klaftern wie er denn in früheren „Zeiten für unergründlich betrachtet worden. Sintemalen man aber „zu Ende des 17. saeculi zu Verstärkung des Naabflusses, einen tiefen „Stollen abgegraben, ist er nunmehr oben völlig zugewachsen. „Man hat sich jedoch wagen dürfen, ihn zu überschreiten.“

**) Füssel, Tagebuch und Bemerkungen auf einer Reise durch Franken 1787.

***) Von ihm auch rühren die vielen räthselhaften lateinischen Buchstaben in der Nähe her, welche Heinritz in seinem Handbuch für den Obermainkreis zu deuten versucht.

****) Uebrigens wolle man diesen weissen Main nicht mit dem Flüsschen Weissmain, welches bei Kleinziegenfeld entspringt und bei Altenkunstadt in den Main fällt, verwechseln.

Der ehrenwerthe H. Mag. Gross in seiner im vorigen Jahrh. gehaltenen Kirch-Einweihungspredigt: „Vier herrliche Trost-Ströme, aus der unendlichen Bronn-Quell der Güte Gottes, vom Berg des Herrn hervorfliessend,“ schliesst, das Flüsschen möge seinen Namen von den vielen „weissen, strahlenden Bächlein, die in ihn sich ergeussen und die gar reich an Perlen und Goldkörnern“, herhaben und da ich aufrichtig gestehen muss, dass meine Etymologie hier ein Ende hat, so wollen wir es bei seiner Ansicht bewenden lassen.

Die heilige Hildegard *) berichtet von unserm fränkischen Strom:

Der Main fliesst von seinem Ursprung an in langsamer Strömung einher, sein Lauf wird leicht gehemmt und stockt, daher sein Wasser fett und sein Sand lehmig ist. Mainwasser als Getränk genossen, oder im Bade gebraucht, macht die Hautoberfläche glatt und glänzend. Fleisch darinnen gekocht wird blass und aufgetrieben. Die Fische des Stromes sind gesund, lassen sich in der Gefangenschaft lange lebendig erhalten, und besitzen ein nahrhaftes Fleisch.

Es ist erwiesen, dass das Mainwasser seiner Härte und lehmigten Gehalts wegen, schwerer trägt als der Rhein. Die Seife lösst sich nur langsam in ihm auf und seine Farbe ist, besonders im Frühjahr wo der Schnee auf den Gebirgshöhen schmilzt, trüb und unangenehm. Sein Bett ist durchaus sandig, nur selten kommen einzelne unterirdische Felsenlagen vor. Dieser Sand ist berühmt ob seiner Tauglichkeit zum Vermischen des Kalkes für Mörtel und die Fortschaffung durch jene leichten Nachen, Schelche in der vulgären Sprache, schafft mancher armen Familie Brod. So gutmüthig Vater Main sich indess auch selbst seines weichen Bettes berauben lässt, und so beliebt und brauchbar sein Wasser im Haushalt auch ist, so soll man dem still fortwandelnden Patron mit seiner gleissnerischen Ruhe, doch nicht allzuviel vertrauen. Die Chroniken wissen gar üble Dinge von ihm zu berichten. Wenn in seinen fernen Gebirgshöhen sich Schnee und Eis während des rauhen Winters aufgethürmt, und der erste warme belebende Sonnen-

---

*) V. de libris physicis S. Hildegardis cap. VII. Die neueste Ausgabe von F. A. Reuss ist reich an interessanten wichtigen Bemerkungen und Erläuterungen.

strahl auf die todte Masse fällt; wenn sich dann der ganze Coloss hebt, und, ein hundertarmiger Riese mit seinen weiten Wasserarmen um sich greift, einen Weg zu suchen und sich endlich in das noch jugendliche Bett unseres Flusses drängt, weithin Fluren und Wiesen überschwemmend; wenn sich dann die Fluthen vereinen und verheerend hereinbrechen in des Landmanns Hütte oder in die reichen Städte, und die Sturmglocke tönt, und Wehruf von allen Seiten erschallt, dann lernt man das friedliche Element in seinem Grimm kennen und fürchten. So tobte es in den Jahren 1275, 1306, 1442, 1546, 1633, am furchtbarsten aber 1784.

Der Fischfang ist noch immer sehr bedeutend, und schafft Tausenden von Menschen Nahrung. In der oberen Gegend sind besonders die Forellen äusserst delicat, was auch schon die Alten gewusst, „massen ein Mainforell“, fand ich in einem alten Bernecker Lehnbuch, „für alln ihrs gleichen den Preis vindiciret, sollen die Fischleut ämbsig ihres Fangs beflissen sein.“

Die unzähligen andern Arten beschuppter Wasserbewohner aufzuzählen, dürfte überflüssig erscheinen, nur erwähnen will ich einer Gattung, die sich nach Plinius (Histor. Nat. Lib. IX. cap. 15.) ehedem in unserm Strome gefunden haben soll; das ist der Silurus (σιλοῦρος) Wels. *) Der Lachsfang war wie manche Urkunde bezeugt, früher ein Regale meist den hohen und höchsten geistlichen Herren zuständig. Noch 1564 behielt sich der damalige Bischof von Würzburg den Lachsfang ausdrücklich vor. Jetzt zeigt sich keine Spur dieses edlen Fisches mehr in unserm Fluss.

*) Sie sollen so gross gewesen sein, dass sie selbst schwimmende Pferde in die Tiefe zogen. Wahrscheinlich war es nur ein aus dem grössern Rhein verirrter Flussbewohner. Andere zeigen sich geneigt, des grossen Naturbeschreibers Worte: „praecipue in Moeno Germaniae omne propter Lisboum,“ für das Versehen eines Abschreibers zu erklären. Viele wollen deshalb lesen: in Aeno prope Visbium oder in Rheno prope Ubios. Indess gedenkt auch Auson in seiner „Mosella“ dieser siluri. Im Jahr 1575 ward bei Frankfurt ein „16 Schuh langer Stör lebendig gefangen, ingleichen ein solcher noch 1705 so einen Centner wog.“

Statistik, Gegend.

Ein wichtiger Abschnitt liegt mir zur Bearbeitung vor. Wenn ich meine Leser bekannt gemacht habe mit dem Ursprung unseres Flusses, seiner etymologischen Bedeutung, mit den Eigenschaften seines Wassers, so muss ich auch vor allem seine Uferschönheiten schildern. Seine Nebenflüsse, durch die er gross wird; die Städte und Ortschaften, die sich an ihm erheben, muss ich aufzählen und beschreiben.

Es ist ein reicher Blüthenkranz, der sich unsern Blicken entfaltet. Nirgends, möchte ich behaupten, hat die Natur in zarterer Form ihre Gebilde geschaffen, als in dem segensreichen Lande, durch welches unser Strom, gleich einer warmen Lebensader, fliesst. Mein schönes Franken, du bist die königliche Jungfrau, deren stolzes Haupt, einst mit Kronen und Diademen geschmückt, noch immer in dem Prunke eines reichen Edelsteinschmuckes einherschreitet. Welch' eine reizende Ueppigkeit hat sich auf deine Gaue gelagert! Welch' reichen Segen spenden deine Felder und Wälder! Aber dennoch wärest du ein Körper ohne Adern, ein Herz ohne Empfindung, wenn sich nicht mit munterm Wellenschlage unser Strom durch deine Fluren und Berge drängte. Der aber ist der schönste Diamant, der sich an deine stolze Stirne schmiegt; der Leben aushaucht und dann flüchtig enteilt, um dem majestätischen Rhein geschwätzig auszuplaudern, welche Herrlichkeit er geschaut, welche schönen Städte, welch' zahlreiche ehrwürdige Ruinen sich in seinen Fluthen gespiegelt. Dieser aber, neidisch ob des Ruhmes mit dem jener prahlt, begräbt endlich den allzulauten Schwätzer in seinen weiten Schooss. —

Oft bin ich gefragt worden, ob der Main die Naturschönheiten des Rheines und der Mosel erreiche. Die Antwort ist schwieriger als man glaubt. Es soll sich der Naturbeschreiber nun einmal durchaus kein individuelles Urtheil anmassen. Wohl soll er wiederzugeben suchen, aber nicht andern seine Empfin-

dungen und Reflectionen aufdrängen. Die Andeutung gebe er und lasse der Phantasie des denkenden Wallers noch hinreichenden Spielraum. Mit Recht würde man mich verhöhnen, wenn ich eine Parallele zwischen Main, Rhein und Mosel ziehen wollte. Man hat oft die letztere im Gegensatz zum vorhergehenden die Idylle genannt; aber schlecht passt diese Benennung. Ein Fluss, der mit hohen, dunklen Felsmassen umgürtet, brausend in seinem Granitbett einherschäumt; ein Fluss, der an einzelnen Orten wenig der hochgepriesenen rheinischen Majestät nachsteht, auf diesen passt der Vergleich sehr übel. Für den Main hingegen dürfen wir mit vollem Rechte diese Bezeichnung vindiciren. Unser bescheidener Fluss, meist umgeben von sanftemporstrebenden Höhen, oder sich durch weite, fruchtbare Auen drängend, auf dessen stets wechselnde Uferschönheiten die Natur fast allzuverschwenderisch ihr reiches Füllhorn ausgeschüttet, ihm gebührt das Verdienst: den Segen mit dem Romantischen, das Nützliche mit dem Angenehmen, in seltener Harmonie verbunden zu haben.

Ich konnte in diesem Abschnitt nur eine allgemeine Schilderung entwerfen, die Beschreibung der einzelnen Landschaftsparthieen soll indess den Freunden der Natur nicht vorenthalten werden, und wird später folgen.

Der Lauf des Mains ist vielfach gekrümmt, und wenn auch seine Uferschönheiten dadurch an Abwechslung gewinnen, so erfährt doch in gleichem Maasse die Schifffahrt Beeinträchtigung. Die Landstrecke vom Fichtelgebirge bis an den Rhein, welche er durchströmt, ist ungefähr 60 Stunden lang; wer aber den eigensinnigen Krümmungen des Flusses nachpilgert, wird ebenso viel Meilen brauchen, ehe er an der Mündung anlangt. Der ganze Ländercomplex seines Stromgebiets umfasst 570 Quadratmeilen. Der Strom fliesst, wie ich schon oben bemerkt, aus zwei Armen bei Steinhaus zusammen, beschreibt einen ungeheuren nordwestlichen Bogen bis Lichtenfels, und stürzt dann in unzähligen kleinen Krümmungen südlich herab auf Bamberg zu, wo er die Regnitz empfängt. In ziemlich geregeltem Laufe eilt er dann nach der ehemaligen Reichsstadt Schweinfurt; hier aber, statt die westliche Richtung zu verfolgen, strebt er eilig hinab nach Süden, beschreibt bei Volkach und Dettelbach grosse Krümmungen, und wendet sich dann bei Ochsenfurt, gleichsam als treibe ihn sehnendes Verlangen, die Herrlichkeit der alten

Metropolis Würzburg zu schauen, in schräger Richtung nach Norden. Bei Gemünd, wo er die hochberühmte fränkische Saale empfängt, scheint er durch die Aufnahme derselben seinen Zweck erfüllt zu haben; denn er wendet sich wieder nach Süden, und erst bei Wertheim kehrt er sich nach Westen, aber nur um bei Miltenberg wiederum einer nördlichen Richtung gen Hanau zu folgen. Von jetzt an ist indess seiner eigensinnigen Laune genügt. Er hat sich nicht mehr durch Berge und Höhen zu zwängen, und schleicht wie ermattet in seinen Ufern, die von jetzt an ihre Reize fast ganz verloren haben, dem schönen Rheine zu.

Wenn der Main unterhalb Steinhaus in sein weites herrliches Thal tritt, durch welches er bis Bamberg strömt, so ist er noch ein gar kleines Flüsschen, das kaum den Nachen des fleissigen Fischers trägt. Seine Tiefe und Breite kann man keinem bestimmten Maasstab unterwerfen, denn oft erreicht eine lange Stange kaum den Grund, und anderwärts kann man durch sein Bett schreiten, ohne fürchten zu müssen bis an die Kniee nass zu werden. Erst nachdem er die Rodach, eine Menge grösserer und kleinerer Bäche und die ziemlich bedeutende Itz aufgenommen hat, wird er beträchtlicher. Er mag wohl 100 Fuss breit, und an den meisten Stellen auch bei niedrigem Wasserstande 2 — 3 Fuss tief sein. Bis Bamberg duldet der jugendliche Knabe keine Schiffe auf seinem Rücken; nur leichte Kähne und die Flösse aus der Rodach und den Gebirgswassern belästigen ihn. Unterhalb dieser Stadt aber empfängt er die bereits schiffbare Regnitz, und wächst durch die fremden Fluthen zu einem Strom an, der nunmehr Schiffe bis zu 3000 Ctnr. Ladung trägt. Seine Breite mag hier gegen 350 Fuss betragen, über den gewöhnlichen Wasserstand kann nichts Bestimmtes angegeben werden: man nimmt in der Regel zwischen 3 und 5 Fuss Tiefe an. Dieses Verhältniss ändert sich in dem Grade, in welchem der Main durch seine Nebenflüsse verstärkt wird. Bei Schweinfurt und Kitzingen hat er eine ansehnliche Breite, die noch bedeutender bei Würzburg ist. Starke Zuflüsse hat er bis jetzt nicht erhalten; unterhalb der alten Bischofsstadt empfängt er nach und nach die Werra, dann die Saale und Sinn, die Lohr, Tauber, Erf, Müdau, Mömling, Aschaf, Gernsprinz, Kahlbach, die bedeutende Kinzig und endlich die Nidda. Seine grösste Breite hat

der Fluss an der Mündung; dort beträgt sie, bei einer Tiefe von 5 — 9 Fuss, 960 Fuss. Nächstdem gedenken wir Frankfurts, wo er sich nicht minder stattlich zeigt, und bei einer Breite von 945 Fuss gewöhnlich zwischen 3 und 5 Fuss Wasserhöhe hat. *)

Der Fall des Mains wird gewöhnlich auf $6^3/_8$ Par. Fuss pr. Meile durchschnittlich gerechnet; jedenfalls hat die untere Flussstrecke ein stärkeres Gefälle als der Rhein. Dennoch soll nach Aussage alter Schiffer die Flussgeschwindigkeit und der Widerstand zu Berg weit geringer als auf Rhein und Mosel sein. Wie ich schon früher bemerkte, trägt das Mainwasser schwerer als jedes andere, so dass die Schiffe, die auf den Rhein kommen, um mehrere Zoll tiefer einsinken. Seine gelbliche Farbe sticht gar sehr gegen die bläulich - grüne Fluth des Rheins ab, und lange bis Bingen hinab kann man den Streifen verfolgen, denn erst da vermählen sich die ungeselligen Wellen im Herabfallen über die Klippen.

Zum Beschluss dieses Paragraphs will ich noch summarisch die Städte und Ortschaften aufzählen, deren Dome, Thürme und Häusermassen sich in unserm freundlichen Strome spiegeln. Ich glaube mancher neugierigen Frage dadurch zu genügen; denn wissen möchte wohl gern ein Jeder, der sich für unsern Fluss interessirt, wie gross die Zahl der Niederlassungen ist, die des Menschen Geselligkeit hier gegründet. Nach einer genauen Vergleichung fand ich, dass sich an den beiden Ufern unseres Mains 40 grössere und kleinere Städte, 128 Marktflecken und grosse Kirchdörfer, endlich 185 kleinere Dörfer und Weiler, erheben. In diesen 353 Ortschaften wohnen gegenwärtig circa 400,000 Menschen.

Diese statistischen Angaben stützen sich auf die neuesten Staatshandbücher und Erkundigungen an Ort und Stelle. Wer mir nicht glaubt, und die mühselige Arbeit von einigen Wochen nicht scheut, der kann mir unbeschadet meiner litr. Ehre, diese Aufstellungen nachrechnen, und mag sich dann mit mir verständigen.

---

*) Der niedrigste Wasserstand war im Sommer des Jahrs 1836, wo das Fahrwasser nur 1 Fuss 4 Zoll betrug. Der höchste, den man kennt, ist der von 1342, wo der Fluss im Januar eine Höhe von 25 Fuss erreichte.

Des Maines Handel und Schifffahrt in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft.

Die Natur hat den grossen Wasserstrassen ihre Hauptbestimmung ertheilt, indem sie sich dieselben zur Abführung der zuströmenden kleineren Gewässer bildete. Der Mensch, der in seinem Egoismus alle Schöpfungen für seine Zwecke in's Dasein gerufen wähnt, legte ihnen die zweite Bestimmung unter: sie zum Transport seiner Bedürfnisse benutzen zu wollen.

Wenn sich die grösseren natürlichen Canäle ihrer Tiefe und Breite wegen willig der eigenmächtigen Benutzung fügen, so muss des Menschen künstliche Hand bei den kleineren nachzuhelfen suchen. Unter diese gehört der Mainstrom. Forschen wir zuvörderst nach den Grundübeln, welche der so erfreulich emporblühenden Schifffahrt hemmend entgegentreten, so ist es vor allem Andern die Breite des Stromes, die nicht im Verhältniss mit seiner Tiefe steht. Auf jener Grundfläche, zu deren Ausfüllung eine weit grössere Wassermasse erforderlich ist, als die Nebenflüsse ihrem Hauptstrom bieten, verbreitet sich das Wasser in trockenen Sommern in einer allzu dünnen Schicht, und nur einigermassen schwer beladene Schiffe bestreichen den Boden. Bayern, welches zum Glück den grössten Theil des Flussgebiets besitzt, hat zur Hebung dieses Uebels den Impuls gegeben. Wahrhaft erfreulich sind die Versuche zur Flusscorrection in der obern und mittleren Gegend. Dort sind zahlreiche Durchstiche gemacht, um den Lauf abzukürzen; wo sich das Wasser in einem zu weiten Bett ausbreitete, ward es durch sogenannte Buhnen (Steindämme) in ein engeres Rinnsal concentrirt. Die Leinpfade wurden an vielen Orten verbessert, kurz vieles gethan, die Schifffahrt zu heben. Desto mehr vernachlässigten die übrigen Uferstaaten, Baden, die beiden Hessen und Nassau, die ihnen zugehörige Flussstrecke. Man wollte die grösstmöglichsten Vortheile ziehn, ohne sich durch eine durchgreifende Correction des Stromes in Kosten zu stürzen.

Trotz all dieser Hindernisse hat der Gütertransport auf dem Main seit 100 Jahren dennoch ausserordentlich zugenommen. Aus einer Zusammenstellung der Mainschifffahrt-Frequenz in den Jahren 1731 und 1831 nach den Registern des Hanauer Main-Zollamts, ersehn wir, dass sich der Transport zu Berg oder Thal in den meisten Artikeln um das Drei- oder gar Vierfache verdoppelt hat. *) Die erste Veranlassung dazu gab die Verminderung der fast unerschwinglichen Zölle. Auf dem Wiener Congress (1818) wurde die Schifffahrtsfreiheit, wie sie auf dem Rheine besteht, die Aufhebung eines jeden Stapels, Unterlassung jeder neuen Schifffahrtsauflage, gute Unterhaltung der Leinpfade u. s. w. auch auf den Main ausgedehnt. Damals schon hob Bayern all seine Zollstätten auf und liess nur die zu Dettingen fortbestehen. Dennoch herrscht kein Zweifel, dass die langwierigen Verhandlungen über die Rheinschifffahrt noch immer nachtheiligen Einfluss auf den Gütertransport des Maines ausüben. Bayerns Beispiel, welches die grösste Flussstrecke besitzt, und dem auch alle Lasten der Unterhaltung obliegen, wirkte wenig auf die andern Uferstaaten, jeder wollte von seinem kleinen Flussgebiet die grösstmöglichen Vortheile geniessen. Selbst die letzte Convention v. J. 1831 hob nicht alle Lasten; wir wollen hoffen, dass eine neue Uebereinkunft den Uferstaaten die Ueberzeugung aufdrängen möchte, dass sich bei blühendem Handel einer umsichtigen Finanzverwaltung tausend Wege öffnen, den Ausfall an einem Zolleinkommen zu decken.

Die Schifffahrt wird gegenwärtig von 43 Mainhäfen aus dirigirt. In denselben waren 1829 185 Eigenthümer von 647 Schiffen und Schiffszügen **); diese Anzahl hat jedoch in den

---

*) Korn wurde z. B. 1731, 32,724 Malter, 1831 dagegen 64,660 Malter verschifft. Waizen 1731 = 7,720 Malter, 1831 = 52,152 Malter. Der Zollertrag von Kaufmannsgütern war 1731 zu Thal 547 fl. 100 Jahre später 1694 fl. Zu Berg hingegen ging zu dieser Zeit nichts auf dem Wasser und 1831 warf der Transport flussaufwärts 3380 fl. ab!! Schiffe mit Holz gingen 1731 nur 32 vorbei, 1831 dagegen 1,573. In gleichem Verhältniss steht der Transport der übrigen Waaren.

**) Diese Schiffzüge sind auf allen Nebenflüssen des Rheins gebräuchlich. Da nämlich, besonders bei niedrigem Wasserstand, die grössern Rangfahrzeuge nicht mit voller Ladung beschwert werden können, so theilt man die Fracht auf mehrere grosse Kähne, deren

letzten Jahren bedeutend zugenommen und stets erscheinen neue Schiffe. Die Mainfahrzeuge sind in der Regel von schönerem Holze gebaut, als die des Rheines. Sie unterscheiden sich von den grösseren oberrheinischen Schiffen nur dadurch, dass ihre hinteren Steven stumpfer sind und die Kiele darum oben weiter auslaufen. Sie können bis 3000 Centner laden. Im Allgemeinen ist die Zufuhr bedeutender als die Ausfuhr. Die Gesammtmasse der in den Mainhäfen jährlich verladen werdenden Güter beträgt über 2,700,000 Ctr. Darunter ist jedoch der gegenseitige Verkehr in den einzelnen Mainhäfen und der Wein noch nicht gezählt, so dass eine Annahme von drei Millionen Centner gewiss nicht zu hoch angeschlagen scheinen wird. Höchst wichtig ist der Handel mit Holz. Schon in dem obersten Gebiet, da, wo der Fluss noch nicht schiffbar ist, beginnt die Flössung der harten und weichen Holzstämme. Der Absatz fängt schon bei Bamberg an; hier wird auch die erste Zusammensetzung jener ungeheuren Holzmassen unternommen, welche alljährlich auf dem Rhein nach Holland schwimmen. Das harte Holz geht nach Holland, das weiche wird im Main selbst und Mittelrhein abgesetzt. Jährlich fahren gegen 700 grössere und kleinere Flösse stromabwärts.

Wenn wir nunmehr in wenig Worten die Mainschifffahrt auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt geschildert haben, so sei es uns auch vergönnt, ihrer Zukunft einige Aufmerksamkeit zu schenken. — Ich komme hier zuvörderst wieder auf den oben ausgesprochenen Wunsch zurück: die Uferstaaten möchten gemeinsame Massregeln ergreifen und vor Allem dahin streben, das Flussbett an den der Schifffahrt noch hinderlichen Stellen einer durchgreifenden Correction zu unterwerfen. Es ist dies um so nothwendiger, als in wenig Jahren eine Epoche in der Mainschifffahrt eintreten muss, welche von den bedeutendsten Erfolgen gekrönt sein wird. Ich meine hier die Ausdehnung, welche dieselbe in kurzem durch den Donau-Mainkanal und die nunmehr fest beschlossene und vom Staat genehmigte Dampfschifffahrt erhalten wird. Was die letztere zuvörderst betrifft, so hatten einige patriotische Männer schon vor mehreren Jahren

---

oft 6 — 8 aneinander hängen. Es sind schon Fälle vorgekommen, dass Schiffe von 1140 Ctr. Ladungsfähigkeit kaum 100 einnehmen konnten. In der Regel beträgt jeder Zoll Einsenkung 30 — 40 Ctr.

den Plan zu einem solchen Unternehmen entworfen. Zwischen Frankfurt und Mainz wurde im Jahr 1830 eine Dampfschifffahrt, hauptsächlich für Passagiere bestimmt, eröffnet. Allein das Boot war zu gross und ging deshalb zu tief; die Sache musste aufgegeben werden. Die Engherzigkeit der meisten, die Zweifel an der Möglichkeit, so kleine Dampfboote bauen zu können, die geeignet wären den gerade zur Sommerzeit stets am niedrigst stehenden Fluss befahren zu können, liessen einen zweiten Versuch nicht aufkommen. Da trat im Jahr 1839 die erste Actiengesellschaft zu Coblenz und Trier zusammen, um die Mosel mit Dampfschiffen zu befahren. Obgleich die Resultate dieser Unternehmung, welche schon im darauffolgenden Jahr in's Leben trat, nicht die glänzendsten waren, so war doch die Möglichkeit dargethan, auf die grossen Nebenflüsse des Rheins selbst bei niederm Wasserstand Dampfboote bringen zu können. Den Missgriff, den die Direction der Dampfschifffahrt für die untere Mosel begangen hatte, wusste die der obern glücklich zu vermeiden und ihre kleinen Boote (*Inexplosibles*) fahren selbst auf der Meurthe mit dem besten Erfolg. Die mit schwerem Geld bezahlten Lehren, die die Actionäre der Moselschifffahrt erkaufen mussten, werden die unsrigen einmal ganz bestimmt ersparen. Ueberdies haben Techniker wie Kaufleute erklärt, das Unternehmen sei unter allen Umständen ausführbar und seine Rentabilität gesichert. Gleichwie für die Mosel der preussische, hat sich für den Main der baierische Staat dahin erklärt: die Hindernisse, die dem Befahren des Flusses entgegenstehn könnten, aus eignen Mitteln beseitigen zu wollen. Die übrigen Uferstaaten sollen dringend aufgefordert werden, die ihren Flussstrecken nöthige Correction vornehmen zu lassen. Den ersten Impuls zu diesem grossartigen Unternehmen, gab der Versuch einer Befahrung unseres Stromes durch die kleinen Boote der Moselactionärs. Es war am 16. April 1841, als der Mittelmain zum erstenmal durch die Schaufeln eines Dampfers aufgeregt wurde. Jetzt waren die Würfel gefallen. Bereits Ende Mai traten die Abgeordneten der meisten baierischen Mainstädte zusammen und erklärten, gemeinschaftlich zusammenwirken zu wollen, um eine tägliche Verbindung zwischen Bamberg und Mainz für den Personen- und Gütertransport herzustellen. Am 16. Juni war das wichtige Unternehmen fest und unumstösslich beschlossen. Das Actienkapital ward vorläufig auf 500,000 fl.

(2000 Stück à 250 fl.) festgesetzt. Bei Vertheilung derselben in die einzelnen Mainstädte nach der Seelenzahl, soll vorzüglich Rücksicht auf den Schiffer- und Handelsstand genommen werden. Von der grössten Umsicht zeugt übrigens die Bestimmung: von allen Einnahmen und Ausgaben öffentlich Rechenschaft ablegen und statt der spätern Verzinsung, die jährliche reine Dividende eintreten lassen zu wollen.

Der Main ist immer die Lebensader der ihn begränzenden Länder gewesen. Er hat sich in einem Zeitraum von 100 Jahren zu einer Bedeutsamkeit emporgeschwungen, die noch immer in stetem Wachsen begriffen ist. Von unberechenbaren Erfolgen muss daher die Ausdehnung der Dampfschifffahrt auf unsern Strom sein. Eine neue Aera wird für die socialen wie industriellen Interessen seines ganzen 570 Quadratmeilen grossen Flussgebiets beginnen. Die Reiselust wird verhältnissmässig in demselben Grade zunehmen, wie auf dem Rhein; die Zahl der Passanten muss aber, namentlich in Bamberg, auf eine unglaubliche Höhe steigen. Im Verein mit der projektirten Eisenbahn von Leipzig nach Nürnberg, wird er sich zu einer Hauptweltstrasse für den Waaren- und Personenverkehr erheben; denn er verbindet direkt den Westen mit dem Osten. Die meisten Reisenden werden, sollte auch eine Eisenbahn von Magdeburg über Kassel in die preuss. Rheinprovinz zu Stande kommen, dennoch den Wasserweg auf dem Main vorziehen. Abgesehen davon, dass jener zu Lande der Unbequemlichkeiten weit mehr bietet, wird das historisch so interessante Franken mit seinen grossen Städten: Würzburg und Bamberg und theilweise auch Aschaffenburg und Hanau, eine unwiderstehliche Attraktionskraft ausüben. Nur kleinliche Seelen können den Gedanken in sich aufnehmen, die jetzt so reich emporblühende Schifffahrt würde durch Dampfboote auf unserm Strom erdrückt werden müssen. Hat sich auf den Flüssen, die bis jetzt mit Dampfschiffen befahren werden, ein solches Resultat herausgestellt? Gewinnt nicht der Gütertransport in gleichem Maasse, wie der Personenverkehr zunimmt? Auf dem Main muss sich aber der erstere noch weit lucrativer für die gewöhnliche Schifffahrt herausstellen, da des geringen Tiefgangs wegen, die Boote mehr für Passagiere eingerichtet werden müssen.

Wer einen Blick vorurtheilsfreier Beobachtung auf den Umschwung in den Verkehrsverhältnissen der Gegenwart

geworfen hat, wird es sich selbst gestehn müssen, dass an ein Aufhalten dieser rollenden Lawine nicht mehr zu denken ist. Fortgerissen muss unfehlbar die Theorie der Zweifel werden; denn es ist nicht denkbar, dass das günstige Prognosticon, welches wir oben den mercantilen und industriellen Interessen der Maingegend gestellt haben, unerfüllt bleiben wird. Wäre es selbst die Dampfschifffahrt nicht, welche diesen Aufschwung hervorrufen muss, so entfaltet wieder auf einer andern Seite ein grossartiges Unternehmen jene unabsehbare, nicht zu berechnende Reihe von sichern Erwartungen. Diese haben wir von dem Donau-Main- (Ludwigs) Kanal, der im nächsten Jahr eröffnet werden soll, zu gewärtigen.

Es ist bekannt, welche weitausschauenden Pläne schon Carl den Grossen beschäftigten, als er Rhein und Donau und mithin die Nordsee mit dem schwarzen Meere zu verbinden gedachte. Im Herbst des Jahrs 793 liess er durch 2000 Mann einen Graben *) auswerfen, welcher die Altmühl mit der schwäbischen Retzat direkt verbinden sollte. Diese ergiesst sich in die Regnitz, und durch dieselbe konnte man in den Main gelangen. Unkenntniss der Arbeiter, vor allem andern aber das sumpfige Erdreich, welches in der Nacht den am Tag ausgeworfenen Graben wieder füllte; wohl auch eine neue Empörung der Sachsen, vereitelten das grosse Unternehmen. Der grosse Kaiser schiffte den Main hinab und begab sich nach Frankfurt.

Ein volles Jahrtausend war verstrichen, und Niemand konnte mit Ernst daran denken, jenes gewaltige Werk, dessen Ausführung Carls des Grossen Riesengeist nicht möglich fand, zu vollenden. Einem freundlicheren Jahrhundert war es vorbehalten, einem Jahrhundert, wo der menschliche Geist sich aus den Banden schmählicher Bedrückung gewunden, wo er nach allen Richtungen hin mit den Polyphemen-Armen seines Wissens greift und ihm fast nichts mehr unmöglich zu sein scheint.

---

*) Die Spuren der *fossa carolina* können wir noch heutigen Tages zwischen Weissenburg und Treutling an der Altmühl verfolgen. Der Graben war in Form eines Halbcirkels angelegt. Eine interessante Situationscarte hat E c c a r d in *com. reb. franc.* I. 750, aus D ö d e r l e i n, *hist. patria* aufgenommen. Dort wird auch der Beweis geführt, dass die schwäbische Retzat und die Regnitz ehedem bedeutender gewesen seien.

Schon im Jahr 1819 liess die bayerische Regierung Nivellements bei Freistadt und Seligenporten anstellen. Die weitere Verfolgung des Planes unterblieb jedoch bis zum Jahr 1832. Damals übergab der Oberbaurath Freiherr v. Pechmann einen „Entwurf zur Verbindung der Donau mit dem Main“ der Oeffentlichkeit. Die Staatsregierung erklärte zwei Jahre darauf im Allgemeinen: die Erbauung des Kanals durch eine Actiengesellschaft genehmigen und sich selbst mit einem Viertheil der zu ermittelnden Actiensumme betheiligen zu wollen. Die Anlagen sollten für immer Eigenthum der Gesellschaft bleiben. Für die Erhebung von Canalgebühren ward ihr ein Privilegium auf 99 Jahre ertheilt.

Jetzt bildete sich eine Actiengesellschaft, welche die Ausführung des Baues für 8,530,000 fl. binnen 6 Jahren übernahm. Die Arbeiten begannen im Jahr 1836 und 1842 wird das gewaltige Unternehmen beendet sein. Der Kanal beginnt bei Dietfurt an der Altmühl, welche bei Kellheim in die Donau mündet, läuft dann zwischen Fürth und Nürnberg quer durch die Regnitz und zieht sich bis Bamberg fortwährend neben diesem Flusse *) hin, indem er Erlangen und Forchheim berührt. Erst bei Bamberg ergiesst er sich in denselben und stellt dadurch die Verbindung mit dem Main her.

Er durchschneidet ein Territorium von 23½ Meilen und seine Wassertiefe wird 5 Fuss, die untere Breite 34, die obere 54 Fuss betragen. 94 Schleussen machen den Schiffen die Steigung auf die Höhe von Neumarkt aus der Donau und den Fall von da bis Bamberg möglich. Bei günstigem Wind kann die ganze Strecke in 5 Tagen zurückgelegt werden.

Man hat in neuerer Zeit die Vortheile, welche dieser Kanal dem Handel und der Industrie gewähren würde, berechnen wollen; ich behaupte aber, dass sich der Aufschwung, den diese Wasserstrasse namentlich in dem Absatz der Produkte jener reichen Donaugegenden, der bedeutenden Wälder in Mittelfranken, hervorrufen wird, gar nicht absehen lässt. Nürnberg, Fürth, ja selbst die Handelsplätze von der Donau bis in's

*) Dies wird demjenigen nicht auffallen, der das Bett der Regnitz kennt. Es ist dasselbe so unregelmässig und sandig, dass eine Regulirung mehr als der ganz neue Kanal gekostet haben würde.

schwarze Meer, Tyrol und die Rheinstädte werden einen grösseren oder kleineren Beitrag zur Belebung der Transporte auf dem Main liefern. Werfen wir nur einen Blick auf die Canäle Englands! Welche Dividenden und Procente werfen dort jene künstlichen Wasserstrassen den Unternehmern ab, und oft haben sich die Aussichten nicht halb so günstig gestaltet, als bei der Verbindung des Rheines mit der Donau. In welch regem Aufschwung ist unser deutsches Vaterland seit den letzten Decennien begriffen; aller Orten entfaltet das industrielle und geistige Leben die reichen Blüthen seines segensreichen Wirkens. Täglich fast wird Neues und Herrliches aus den Schachten des menschlichen Erfindungsgeistes gefördert und mehr und mehr entschlagen wir uns jener phlegmatischen Bedenklichkeit, welche noch hemmend den kühnen Adlerflug des emporstrebenden Schaffens in das veraltete Gleis zurückzubannen suchte.

* * *

Einige Worte seien der Geschichte der Mainschifffahrt gewidmet. Die historische Ausbeute war nur gering und aus tausenden von Urkunden musste zusammengetragen werden, was hier folgt.

Mit einiger Bestimmtheit angeben zu wollen, in welchem Jahrhundert die Schifffahrt auf dem Main begonnen, dürfte lächerlich erscheinen. Möglich ist's, dass die Römer, wie den Neckar, auch unsern Fluss zum Transport ihrer Truppen und Lebensmittel benutzten. Dass jedoch zu Carls des Grossen Zeiten die Schifffahrt schon bedeutender war, unterliegt keinem Zweifel. Wenigstens kann ich mich nicht überzeugen, dass der grosse Kaiser allein an eine schnellere Verbindung der entfernter liegenden Provinzen in militärischer Beziehung bei Anlegung des Canals gedacht haben soll. Bestimmt wollte er dadurch dem allgemeinen Handelsverkehr, der schon damals emporzublühen begann, einen neuen Weg des Absatzes schaffen.

Als sich nach der Einführung des Christenthums eine geregeltere Staatsverfassung in den Maingegenden bildete und die grösseren Städte, namentlich Würzburg und Frankfurt, eine wichtigere Bedeutsamkeit zu entwickeln begannen, da mag auch die Binnenschifffahrt mehr und mehr zugenommen haben.

Schon im Jahre 1009 errichtete Bischof Heinrich von Würzburg ein Kaufhaus zu Wertheim und machte dadurch diese

Stadt zu einem Stapelplatz. Die Flusszölle waren damals ein Regal der deutschen Kaiser, welche sich wenig um die Wohlfahrt des Stromgebiets kümmerten; an das Naturgesetz dachte Niemand. Friedrich I. scheint der Einzige gewesen zu sein, welcher den Main als die Lebensader der ihn begränzenden Länder erkannte. Um der Schifffahrt, welche durch die Bedrückungen der zahlreichen Zollbeamten hart darnieder lag, einen neuen Aufschwung zu verleihen, hob er im Jahre 1157 nach dem Spruche des Fürstenraths alle Mainzölle zwischen Bamberg und Mainz auf und liess nur die zu Neustadt, Aschaffenburg und Frankfurt fortbestehen.

Die nachfolgenden Jahrhunderte liefern ein weniger erfreuliches Resultat. Die Zölle waren zum Theil wieder eingetreten und die adeligen Geschlechter trugen sie zu Lehen. Unter ihrer Verwaltung wurden sie oft um das Doppelte und Dreifache erhöht. Wir finden auf der ganzen Flussstrecke im 14. und 15. Jahrhundert gegen 30 Zollstätten und wenn wir auch im Allgemeinen diese Bedrückungen beklagen müssen, so liefern doch die hohen Einkünfte der einzelnen Stätten den Beweis, wie herrlich schon damals die Schifffahrt emporzublühen begann.

Die eigentliche Epoche der Mainhandelsschifffahrt beginnt unter der Regierung des Fürstbischofs von Würzburg, Friedrich Carl von Schönborn. Er erliess (1746) sehr weise Verordnungen, wodurch in die Schifffahrt ein gleichmässiges System gebracht wurde. Kitzingen erhob er zur Hauptniederlage aller ein- und auszuladenden Güter und befahl, dass alle 14 Tage ein Schiff von hier aus nach Frankfurt fahren müsse. Die Markgrafen von Brandenburg-Onolzbach räumten nun auch den Nürnberger Kaufleuten, welche sich in Marktsteft am Main ansiedelten, grosse Vorrechte ein, und diese Eifersucht und Concurrenz äusserte bald wohlthätige Wirkungen auf den Gütertransport.

Frankfurt, das die Blüthe seines Handels meist dem schiffbaren Flusse verdankt, hatte schon in den ältesten Zeiten seine eigenen Marktschiffe, und war von jeher der bedeutendste Stapel- und Zollplatz am ganzen Main.

Zweiter Abschnitt.

Der weisse Main mit seinen Ortschaften.

Wir begrüssen Dich freudig, jugendlicher Strom, wie Du Deine Wellen, geschwätzig und munter durch jene düstern Felsmassen drängst, als wollest Du des Ernstes Deiner hohen, majestätischen Ufer spotten. Fürwahr, Du gleichest einem unbändigen Knaben, der unvorsichtig über Stock und Stein tobt, und erst nach und nach den Ernst des Alters sich klüglich aneignet. So lange Du in Deinem Gebirge herumhüpfst, magst Du nichts von Lasten und Beschwerden wissen, dafür ist aber auch Deine Vergangenheit arm. Nur selten spiegeln sich die Zinnen einer stolzen Ritterburg in Deinen Fluthen. Keine bedeutende Stadt erhebt sich an einem Deiner Ufer. Allzu wildromantisch waren dem Menschen Deine Umgebungen, er wandte sich weiter hinab und folgte Deinem Lauf, wo Du schon zum ernsten Mann herangereift; wo Du den jugendlichen Uebermuth abgelegt, und Deinen Nacken unter die Last der Schiffe und Flösse beugst. Wir nahen dem Leser mit der bescheidenen Bitte: er möge nicht allzustreng mit uns in's Gericht gehn, wenn unsere Berichte für diese obere Section nicht allzu reichhaltig ausfallen. Welch' historisches Interesse sollte sich auch an jene ärmlichen Hütten, an jene friedlichen Städtchen oder Dörfer knüpfen? Deshalb seien diese Blätter dem Wichtigern gewidmet.

Wir wissen, dass jener Hauptarm unseres Stromes am östlichen Abhang des Ochsenkopfs entspringt. Die Strecke, welche er von da bis Kulmbach durchfliesst, gehört zu den wildromantischsten seines ganzen Laufes. Rauher weht hier die Luft, mühsam gewinnt der Landmann dem unfruchtbaren Boden seine Nahrung ab. Erst wenn sich der Fluss bei Berneck dem unfreundlichen Bergkessel entwunden, lachen ihm fruchtbare Auen und Felder entgegen. Das ist eben der unvergleichliche Reiz, den die Maingegenden vor vielen andern besitzen, dass sie in stetem Wechsel dem Freunde der Natur die Idylle wie die Romantik in schönster Farbenpracht vor die Augen führen. Reiche Ausbeute finden auch die Söhne des Nimrod. In diesen Wäldern, Schluchten und einsamen Thälern haust edles Wild in Menge, und die Felsen bergen in ihrem Schooss geheimnissvoll edles und unedles Metall. Der betriebsame Mensch gewinnt aus den zahlreichen Steinbrüchen, Marmor, Granit und Serpentin; die werden weit versandt, und das In- wie Ausland empfängt sie in veredelter Form.

Die Menschen sind wie ihr Himmel und ihre Berge. Rauh und derb, aber bieder und treuherzig. Einfachere Lebensweise wird bei dem Bürger- und Bauernstande selten in so hohem Grade wie hier gefunden werden. Wie alle Gebirgsbewohner hängen sie mit hoher Liebe an ihrem Vaterland, und sind überhaupt gute Patrioten. Die Sprache hat in ihrer volltönenden Breite etwas ungemein Gemüthliches. Grob ist der Bauer, das muss man sagen (das Sprüchwort ist noch hier und da im Gang: flegelhaft wie ein Fichtelberger); aber arbeitsam ist er in gleichem Masse. Kaiser Carl V. hat einmal gesagt, wenn er sich mit seinen Pferden unterhalten wollte, müsste er d e u t s c h sprechen. Passt dieser Vergleich auch nicht mehr auf die zierlich gedrechselte Aussprache unserer Salonmenschen, so findet er doch auf unsre Fichtelberger volle Anwendung. Wenn ich einen sprechen hörte, so war es mir immer, als rolle ein Leiterwagen über einen Knüppeldamm. *)

---

*) Hier nur einige Beispiele: Bau geih asse, un heit d'ossen, daus oba niet in's Graut eingelaua (Bub geh hinaus und hüt die Ochsen, thue sie aber nicht in's Kraut hinein lassen). Weih geihe asse, un

Von dem Aberglauben und den wunderlichen Gebräuchen unserer Gebirgsbewohner, hat uns Pachelbel in seiner „curiösen Beschreibung des Fichtelbergs“ Ausführliches mitgetheilt. Wenn sich auch seit dem letzten Jahrhundert mehr Aufklärung verbreitet haben mag, so erinnern doch noch heut mancherlei Sitten an den abergläubischen Sinn der Fichtelberger.

Ich glaube es wird hier an der Zeit sein, meinem früher gegebenen Versprechen: Sagen des Fichtelgebirges mitzutheilen, Folge zu leisten.

Hervorgerufen scheinen mir die meisten, durch jene weitverbreitete Meinung, der man besonders im 16. und 17. Jahrhundert huldigte: die Höhen des Fichtelgebirges bärgen in ihrem Schooss ungeheure Massen edlen Metalls. Theilweise gestattet die Geschichte jene Ansicht; denn vor fünfhundert Jahren war, wie ich später ausführlicher berichten werde, das Goldbergwerk zu Goldkronach hoch berühmt. Wöchentlich gewann man 2400 rhein. Goldgülden über alle Kosten. Eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. Das Gold wurde in pfundschweren Stücken ausgeschmolzen. Seitdem liessen sich eine Menge unbekannter Menschen, meist Italiener in unserm Gebirge blicken, und der Landmann behauptet noch heutigen Tags, jene harmlosen Hechelkrämer aus Dalmatien oder Kroatien, kehrten mit Schätzen beladen in ihre Heimath zurück. Ja es geht sogar die Sage, sie wüssten durch einen geheimnissvollen Prozess, die Luft auf eine Art zu präpariren, dass sie Goldstoff niederschlage. Von diesen Menschen wissen sich die Gebirgsbewohner tausend wunderlich klingende Mährlein zu erzählen. Wen die Sache mehr interessirt, der suche sich Pachelbels curiöse Beschreibung des Fichtelbergs 1716 zu verschaffen. Dort findet sich sogar ein eigner Anhang, in welchem ein gewisser Giovanni Carnero all die Orte beschreibt, an denen im Gebirge Gold gefunden würde.

Der menschliche Geist zeigt sich nirgends geschäftiger, überirdische Wesen zu schaffen, als da wo die Natur selbst ein geheimnissvolles Walten erschliesst. Das ganze Fichtel-

---

huäl ma a Woassa, as duscht mi, i mögt vaschmochte. — Moah dau hauss, saffta gnaug. — (Weib gehe hinaus und hole mir Wasser, es durstet mich, ich möchte verschmachten. — Mann, da hast Du, saufe Dir genug.)

gebirge in seiner Formation, die an die antidiluvianische Vorzeit erinnert, erscheint mir wie ein unauflösbares Räthsel. Ich will nicht von jenem Kalkgebirgszug sprechen, der von der obern Pfalz durch Franken laufend, nordöstlich sich an das Fichtelgebirge anschliesst und in welchem sich die berühmten Muggendorfer Höhlen befinden. Diese sind allerwärts bekannt, und da schon ohnedies so viel über sie geschrieben worden ist, so dürfte es überflüssig sein, ihrer hier noch einmal zu gedenken. Ich spreche jetzt von den seltsamen Entdeckungen, die man in dem eigentlichen Fichtelgebirge macht. So befindet sich z. B. rechts von Arzberg ein Alaunwerk: die treue Freundschaft. Hier werden aus tiefem Schachte verwittertes Holz, Eicheln und Nüsse gegraben, woraus seit vielen Jahren Alaun gesotten wird. Von allen diesen Holzarten wächst nun dort nichts. Wie also, fragt es sich, kam diese Holzmasse in die Tiefe der Gebirge? Müsste damals, als dieser Grund mit Gebirgen überschüttet wurde, nicht ein ganz anderes Klima da bestanden haben? oder traf jene Gegenden eine Ueberschwemmung, und die fremden Holzarten wurden da angeschwemmt? Gleiches Nachdenken erregen die höchst auffallenden Formationen des Banzer-Berges am Main, worauf ich s. Z. zu sprechen kommen werde. In der Tiefe des Mains findet sich noch heute eine ungeheure Anzahl jener halb verwitterten Eichstämme, oft von bedeutender Grösse, welche in der Gegend bis Hallstadt, Stöcke, von da an bis Kitzingen hinab, Ranenholz genannt werden. Die Meinung, sie kämen bloss bis Bamberg vor, muss ich widerlegen. Ich war im vorigen Jahr Zeuge, wie mit bedeutendem Kraftaufwand bei Hirschfeld unweit Volkach einer jener Stämme aus dem Bett des Mains gegraben wurde. Er war gegen 30 Fuss lang und so verwittert, dass ein sachkundiger Mann auf ein mehr als 1000jähriges Alter schloss. Im Uebrigen ist es doch Wahrheit, so unglaublich es auch klingt, die Fischer um Schweinfurt erhalten vom Rath kein Holz, sondern werden angehalten, ihren Feuerungsbedarf aus dem Main zu holen. Trotz dem schliesse ich von diesen Stämmen nicht auf eine Erdrevolution, sondern eher auf ehemalige Eichenwälder. Ueber die zahllosen Ammoniten, Bucciniten, Turbiniten, Cachliten, Belemniten u. s. w., welche ehedem mehr als jetzt auf dem ganzen Fichtelgebirge gefunden wurden, mag ein anderer entscheiden.

Ich wende mich dem vertraulich plaudernden Volksmährchen zu: jenen Ueberlieferungen aus einer alten, längst entschwundenen Zeit, welche so ernst und dennoch wie träumerisch an die Pforten unseres materiellen Wirkens schlägt. Erdgeister und neckische Kobolde spielen die Hauptrolle in der Naturpoesie unseres biedern Gebirgsvolks. Ganze Bände könnte ich mit jenen phantasiereichen Mährchen füllen, aber ich muss mich auf die Umrisse einer Art Geschichte der fichtelbergischen Sage beschränken.

Erdgeister und Zwerge, welche ursprünglich aus dem Orient stammen *), erscheinen in Deutschland bereits beim Beginn des Mittelalters in der Volkssage. In unserm Fichtelgebirge sind sie, wie auch meistens überall, gutmüthiger Natur. Ihre Grösse ist kaum drei Spannen, gewöhnlich treten sie in der Gestalt „eines alten grauen Bergmännleins mit einer Bergkappe verhaubet, und einem Leder begürtet,“ auf. Immer sieht man sie eifrig beschäftigt, und dennoch bringen sie nichts zu Stand. Verletzt wird Niemand von ihnen, es sei denn, dass sie geneckt oder mit Fluchen gereizt würden. Wie gutmüthig sie sind, erhellt eine Sage des 16. Jahrhunderts.

Ein Bauer pflügt eines Tags auf seinem Feld bei Naila und sein Weib bringt ihm zum Frühstück ein noch warmes Brot. Kaum ist die Frau fort, so steht ein Zwergweibchen vor dem verwunderten Mann und bittet ihn gar demüthig um sein Brod: „Sie habe zwar keinen Hunger,“ lispelt sie mit feiner Silberstimm, „aber ihre Kindlein wollten Brot und das ihrige im Backofen sei noch nicht gar.“ Der Bauer, Schätze träumend, willigt gern darin und das Weiblein ist flugs mit dem Brote verschwunden. Kaum steht die Sonne im Mittag, so ist sie wieder da und verbirgt sorgfältig in einem schneeweissen Tüchlein einen brühwarmen Kuchen, den gibt sie dem Mann,

*) Bereits in den Erzählungen des Talmud wird ihrer gedacht; so half einer in Gestalt eines Wurms beim salomitischen Tempelbau, indem er grosse Felsplatten spaltete. Wen das Treiben und Herkommen dieser fabelhaften Pygmäen näher interessirt, der kann Ausführliches in Theophrast. Paracelsus *de Nymphis silvis*, *Pygmaeis etc.*, desgleichen auch in d. *nouveaux entretiens sur les sciences secrètes ou le comte de Gabalis*, in J. B. Grossschedels herm. Kleeblatt, besonders in Rabbi Abraham's *Cohen Irira Domum Dei* u. a. m., nachlesen.

der zwar ein ganz anderes Geschenk erwartet, aber doch gute Miene zum bösen Spiel macht. „Er soll essen sonder Scheu, spricht sie wieder, das Tüchlein aber soll er liegen lassen? Dabei klagt sie nun auch gar bitterlich über die vielen Hammer- und Pochwerke, über das Fluchen und Schwören der Menschen und über die Sabbathsentheiligung, welches alles sie nach und nach ganz aus dem Gebirge vertreiben würde."

Wie es in den unterirdischen Wohnungen dieser unschuldigen Erdmännlein aussieht, ist uns gleichfalls nicht verborgen geblieben und „der Fürwitz einiger jungen Bauerknechte," so berichtet „der Liebhaber göttlicher und natürlicher Wunderwerke" in seiner ausführlichen Beschreibung des Fichtelgebirges, Lpz. 1716, ganz ernsthaft, „wagte es in das sogenannte Zwergenloch zwischen Selbitz und Marlsreut, einzudringen. Besser ist's, der alte Herr mag einmal statt meiner sprechen:

„Es trug sich nun vor einer Reihe Jahren zu, dass sich an einem Sonntag Nachmittag unterschiedliche junge Bauern zusammengerottet hatten; alsbald nahmen sie Schleisen-Spähne, zündeten solche an und sind hineingekrochen in das Loch. Als sie nun ein paar Ackerlängen gekommen, hätten sie einen weiten Platz angetroffen, auf's netteste mit Felsen ausgearbeitet, höher als Mannshoch und recht in viereckiger Form, da auf jeder Seiten viel kleine Thörlein eingegangen und gleich wie Kämmerlein gewesen. Als sie nun so da gestanden, sei ihnen plötzlich ein Grauen gekommen und sie haben über Hals und Kopf die verwunschene Schlucht verlassen. Seien auch etliche Täg übel aufgewesen."

Den kleinen Gnomen scheint übrigens eine Lust zu Neckereien trotz ihrer Gutmüthigkeit, eigen zu sein. Oftmals prahlen sie mit ihren unterirdischen Schätzen und wenn der Habsüchtige drauf los stürzend in einen lauten Schrei ausbricht, so versinken die Goldhaufen in ihr früheres Nichts zurück und der Betrogene kratzt sich hinterm Ohr.

Schlimmer gings einem Bauer zu Bischofsgrün. Der kam zu Gewitterzeit in den Wald, blickte sich von ungefähr um und sah eine Felswand offen. Schutz vor dem Regen suchend tritt er in den Spalt und sieht einen gediegen goldnen Altar. Alsbald aber fasst ihn unnennbar Grauen, er stürzt

heraus und hört hinter sich mit Donnerkrachen den Fels zusammenstürzen. Athemlos kommt er im Dorf an, die wunderbare Mähr berichtend, als er aber wieder den Eingang zur Schatzkammer der Gnomen suchte, war Alles verschwunden und aus Gram über sein verscherztes Glück, hängt sich der Thor auf.

Wenn diese Bewohner der Tiefe in ihrer Pygmäen-Gestalt erscheinen, so sind sie immer harmloser Natur, sobald sie aber ihr Ansehn wechseln, so droht Gefahr. Der abergläubige Bergmann zittert wenn ihm in der Tiefe des Schachtes der furchtbare Bergmönch mit der drohend erhobenen Rechte abwinkt; um alle Schätze der Welt ist er nicht zu bewegen, weiter in dem Stollen zu arbeiten und achtet er trotzdem nicht darauf, so ist sicheres Verderben sein Loos. Ebenso fürchtet er das feuerspeiende schwarze Ross der Unterwelt und die sogenannten feurigen Männer.

Ich scheide hiermit von diesen Gnomen, welche unserm schönen Gebirgsland einen so poetischen Reiz verleihn; ich scheide von ihnen, wenn ich gleich noch manches von ihrem geheimnissvollen Walten zu berichten hätte. Vielleicht ist es mir später vergönnt, ihnen meine Aufmerksamkeit von Neuem zuzuwenden und wer weiss ob sie mir schwachem Erdensohn nicht mit einigen Centnern veritablem Ducatengold ihre Dankbarkeit bezeugen!

Wenn unser jugendlicher Fluss sich jenem unsaubern Sumpf (dem ehemaligen Fichtelsee) entwunden hat, der ihn gleich, nachdem er von steiler Höhe seiner Quelle entrinnt, zu verschlingen droht, so begrüsst er in dem sogenannten W e i s s m a n s h o h e n o f e n (oder Karges) den ersten von Menschen bewohnten Ort. Für Violinspieler und Schuhmacher mag derselbe grösseres Interesse haben, als für uns, da sich daselbst Colophoniums- und Schusterpechhütten befinden. Wir aber folgen dem tausendfachgeschlängelten Lauf unseres Flüsschens, wie es in einer nordwestlichen Richtung um den Fuss des Ochsenkopfs herum, sich in den Fröbershammer Flossweiher ergiesst. Hier ist es bereits stark genug, um mehrere Mühlen zu treiben, und es herrscht überhaupt viel Leben und Thätigkeit in dem kleinen Weiler; die Blasbälge stöhnen, die Funken sprühn, dröhnend fallen die Riesenhämmer darnieder. Der Hochofen erzeugte sonst 2000 Ztr. Roheisen. Die meisten

Arbeiter wohnen in dem nahen Dörfchen **Birnstengel**, welches in 30 Häusern 250 Einwohner zählt. Gegenüber am nördlich aufsteigenden Abhang des Ochsenkopfes lagert romantisch das evangelische Pfarrdorf **Bischofsgrün**. Der Ort ist einer der ältesten im Fichtelgebirge, und es waren schon im dreizehnten Jahrhundert die Edlen Nothhaft v. Witzenstein zu **Brunngrün** *) begütert. Sie traten denselben um 1280 dem Burggrafen von Nürnberg Friedrich III. ab. Hochberühmt waren im Mittelalter die sogenannten fichtelberg'schen Willkomms-Gläser, welche nirgends schöner als in der hiesigen Glashütte angefertigt wurden. Dieselbe blüht noch heutigen Tags, und sendet alljährlich ihre Produkte in ungeheuren Massen in's In- und Ausland. Ein Glück für die 550 Einw. in 72 Häusern ist es: dass sie durch die Pechhütten, Mahl- und Schneidmühlen, die sich im Ort befinden, Erwerb finden, denn die Feldflur ist überall von Höhen und Wäldern beengt. Die Umgebung selbst trägt den Charakter des Wildschönen. Ueberall sperren Felsen und waldbedeckte Berge den Fernblick; dennoch suchte der Mensch, wo es nur irgend möglich war, den undankbaren Boden für sich zu gewinnen, und die grünen Saatwogen im Herbst, die vielen Floss- und Fischweiher contrastiren freundlich gegen die mit düsterm Wald bedeckten Höhen. — Von der bischofsgrüner Kirche, welche zum Theil noch aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührt, erzählt man sich, sie läge der (unsichtbaren) Kapelle der fichtelgebirgischen Erdgeister und Gnomen gegenüber, und wenn dort Kirche gehalten würde, so thäten die neckischen Kobolde desgleichen.

Der Main fliesst nunmehr in einem Bogen aus dem Fröbersweiher, nimmt rechts und links mehrere Bäche auf, und berührt dann den **Röhrenhof**, wo die 80 Einw. meist in den zwei Hohöfen und Eisenhämmern beschäftigt sind. Wir lassen einige kleine Weiler und Höfe rechts und links liegen und wenden uns nach dem freundlichen **Goldmühl**, einem Dorf mit circa 250 Einwohnern, das sich in einem Wald von Obstbäumen ganz versteckt hält. Das Oertchen verdankt seine Entstehung der Fürstenzeche in dem nahen Goldkronach, welche im

*) Das ist der alte Name des Dorfes, welches erst von irgend einem Weihbischof im 15. Jahrhundert umgetauft wurde.

J. 1365 eröffnet wurde, und sich so reicher Ausbeute an dem edelsten Metall erfreute. Hier zu Goldmühl begannen die Stollen, und sind 2800 Lachter bis in das Gebirge hinauf getrieben worden. Hier wurde es auch geschmolzen, und zwar in Kuchen so gross „als man bei denen Becken vor einen Kreutzer Brod hat kaufen können.“ (V. oben Seite 28.)

Einen Spaziergang nach dem nahen Goldkronach wollen wir uns nicht verdriessen lassen, obgleich sich der Freund der Natur nur schwer von dem reizenden Landschaftsbild um Goldmühl losreissen kann. Ueber Berg und Thal und eingestürzte Schachte hinweg erreichen wir den 1630 Fuss über der Meeresfläche gelegenen Ort, der höchst romantisch beinahe ganz von majestätischen Berghöhen umschlossen ist. Eine der schönsten Aussichten geniesst man auf der sogenannten Oberleite des Goldbergs. An dem kleinen Flüsschen Cronach lagen schon um 1002 3 Höfe, den Markgrafen von Schweinfurt zuständig — das waren die ersten Spuren unseres Städtchens. Als aber 1365 Burggraf Friedrich V. von Nürnberg hier jenes berühmte Goldbergwerk anlegte, erweiterten sich die Höfe, der emporblühende Ort erhielt Städtegerechtigkeit, und selbst ein Franziskanerkloster St. Jodoci entstand, wurde jedoch schon im 16. Jahrhundert zerstört. An die adeligen Geschlechter, welche hier hausten, erinnert das alte Schloss, jetzt im Besitz der Familie von Braun. Goldkronachs Schicksal war eng mit seinen Bergwerken verknüpft; als die Ausbeute im 17. Jahrhundert geringer ward und im 18. beinahe ganz aufhörte, begann es zu sinken und zählt gegenwärtig kaum 900 Einwohner. Der steinerne Löwe mit seiner vergoldeten Kugel im Rachen in der Pfarrkirche mag den guten Bürgern oft genug unangenehme Reminiscenzen erwecken. Indess herrscht noch immer viel Betriebsamkeit in dem Städtchen, die Grubenarbeiten auf Eisen, Kupfer und Antimonium sind sehr ergiebig; ein eigenes Bergamt überwacht dieselben. Immer wird Goldkronach in der Kulturgeschichte des Brandenburgischen Hauses einen denkwürdigen Platz einnehmen; denn durch den reichen Ertrag ihrer wohlbenutzten Bergwerke, gewannen die Burggrafen die Mittel, Länder und Herrschaften zu erwerben.

Wir kehren zurück nach den Ufern unsers freundlichen Flusses, um an einigen Weilern, Mühlen und Höfen vorbei, nach dem durch seine herrliche Lage so berühmten Berneck

zu pilgern. Wir haben hier eine wunderliebliche Schweizerlandschaft *en miniature*, selbst die friedlichen Geisheerden mit ihren Glöckchen und die Hirten fehlen nicht; denn gar fette Weide bieten die Höhen ringsum, welche nur im Norden und Süden der durchlaufenden Landstrasse nach dem schönen Sachsen, Raum und Oeffnung gönnen. Das Mittelalter könnte nicht romantischer durch jene zwei Ruinen und eine alte Kapelle auf dem hohen Berg repräsentirt werden. Gewaltig reckt auch noch ein Thurm, gegen 100 Fuss hoch, sein alterthümliches Haupt zum Himmelsdom empor. Hier hauste das uralte Rittergeschlecht der von Wallenrode, welches schon zu Carl des Grossen Zeiten genannt wird. *)

Burg Bernecks Entstehung ist in altergrauer Vorzeit zu suchen. Viele steigen bis zu den Göttern der Slaven hinauf und leiten den Namen von Perun (Donner), Ozeck (Donnergott) ab. Wer weiss ob es richtig ist? Wir können nur zugeben, dass Slaven hier wirklich gehaust haben. Wahrscheinlicher kommt mir die Derivation von dem alten fränkischen Wort Bern, das einen tapfern Mann bedeutet, (woher Bernhard) und Ecke in der Bedeutung von Berggipfel **), vor. Von den beiden Burgen ist die am untern Abhang des Schlossbergs die älteste. Die obere ist Anfangs des 15. Jahrhunderts von den Wallenroden erbaut. Die Burgen sowohl, als das Städtchen wurden 1430 und 1467 zerstört, aber immer wieder schöner hergestellt. Lange hausten hier die Amtleute der Burg-später Markgrafen von Culmbach-Baireuth. Als aber in den Albertinischen Kriegen die Vesten wiederum litten und sich auch die Zeiten des Rittersinns überhaupt überlebt hatten, da begannen mehr und mehr die stolzen Mauern zu sinken. Den Herren Amtleuten lag ihre Bequemlichkeit mehr, als die Erhaltung des Alterthümlichen am Herzen, sie liessen die Schlösser zerfallen und schlugen ihren Wohnsitz im Städtchen auf. Die Kapelle, welche in Mitten der beiden Ruinen liegt, ward um 1480 von Veit von Wallenrode, nach der Rückkehr aus dem gelobten Land aufgebaut. Auch sie ist verwüstet.

*) Sie empfingen um 1406 die Burg als Pfandschaft und haben wenigstens die untere noch um 1600 in Besitz gehabt, wie aus gleichzeitigen Urkunden hervorgeht.

**) In einer Urkunde in *Joan. Specilegio tab. vet. p. 398.* kommt wirklich vor: *per montem qui dicitur Ecke.*

Das Städtchen Berneck selbst ist bestimmt slavischen Ursprungs. Seine Häuser drängen sich, gleich einer Heerde gescheuchter Rehe in dem tiefen Kessel an die Berge, aber so klein es ist (es zählt in circa 150 Häusern kaum 1100 Einwohner), so betriebsam ist es auch. Da ist ein Drahthammer, eine Alaun- und Vitriolsiederei, ja selbst jenes süsse Gebäck, dem zu Weihnachtszeit die Herzen aller Kinder entgegenschlagen, wird hier in Menge fabrizirt und es soll dem Nürnberger wenig nachstehen. Auch eine schöne Pfarrkirche besitzt der Ort und ein Rathhaus.

Hier ergiesst sich auch der hochberühmte Oelsnitzbach in den Main. In seinem kühlen Bett barg er ehedem ein köstliches Produkt, das uns eigentlich nur der Orient zu spenden pflegt. Die Perle ist's, und in der That — die Ausbeute war ehedem so bedeutend, dass (seit 1730) ein eigner Inspektor der Perlenfischerei angestellt wurde. Ein Schnellgalgen schreckte unberufene Diebe ab. Noch im Jahr 1783 wurden 80 Stück grosse und kleine Perlen gewonnen. Die neidischen Gnomen scheinen aber das ganze Füllhorn ihres Unwillens auf das schöne Fichtelgebirge ausgeschüttet zu haben. Cronach nahmen sie das Gold, der Oelsnitz ihre Perlen. Seit mehreren Decennien schon gewinnt man keine mehr und der Schnellgalgen ist verschwunden. Vielleicht ersetzen die trefflichen Krebse und Forellen den Verlust einigermassen.

Wenn der weisse Main sich unter der 120 Fuss langen steinernen Brücke zu Berneck rauschend hindurchgedrängt hat, so scheint er in einiger Verlegenheit zu sein, wohin er sich in diesem Labyrinth von Bergen wenden soll. Er hat bereits an Stärke und Lebendigkeit zugenommen, denn von Stunde zu Stunde nimmt er grössere und kleinere Bäche ein und wächst immer mehr durch fremde Beihülfe. Mühlen und Eisenhämmer treibt er als sei es ein Spielwerk; so erreicht er in munterm Wellenschlag den Weiler Blumenau, theilt sich eine Viertelstunde davon in zwei Arme und fliesst erst bei dem ansehnlichen Pfarrdorf Lanzendorf wieder zusammen. Der Ort zählt circa 500 Einwohner und war ehedem ein reichsfreies Rittergut der Herren von Wiersberg. Nach dem Aussterben dieser Familie fiel es 1687 an das Fürstenthum Baireuth, dieses trat es zum Theil käuflich an den Kammerrath Gromann ab, welcher eins der beiden hiesigen

Schlösser wieder in Stand setzen liess. Noch jetzt übt seine Familie das Patrimonialgericht 2r Klasse daselbst aus.

Kaum eine Viertelstunde davon öffnet sich ein wunderliebliches, an fruchtbaren Auen, Gärten, Feldern und Wäldern reiches Thal, da lagert das schöne Pfarrdorf Himmelkron. Es war eine Zeit, da erklangen hier andere Töne, als das friedliche Schellengeläute des weidenden Viehs. Das Hofleben des vorigen Jahrhunderts entfaltete hier sein ganzes luxuriöses, oft barockes Treiben. Wie sehr rächte die neuere Zeit die Thorheiten jener kleinen Fürsten! Was ist aus dem herrlichen markgräflichen Schloss geworden, welches Georg Wilhelm erbaute und der Reiherbaitze wegen, zum Sommeraufenthalt bestimmte. In seinen von Schmuck entblössten Räumen haben gutmüthige Landleute ihre Wohnsitze aufgeschlagen. Das prachtvolle Reithaus, die sogenannte Falkenhaube — Alles verschwunden. Ja selbst jene weltberühmte Lindenallee, die beinahe bis Trebgast reichte, ist schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts weggehauen. Alte Leute im Dorf erzählen mit Thränen in den Augen, dass die Gemeinde vergebens Geld geboten hätte, man möge nur die Bäume stehn lassen. Im übrigen knüpfen sich an Himmelkron interessante historische Reminiscenzen. Der Ort ist, wie die meisten in der Gegend, slavischen Ursprungs und hiess früher Preczendorf. Die Grafen von Orlamünde, ein gewaltiges Dynastengeschlecht, besassen hier einen burglichen Bau, der ihnen schon aus der meranischen Erbschaft zugefallen war. Jenes Geschlecht, so tapfer und mächtig, sah dennoch seine Grösse nach und nach verblühn. Kummer nagte an dem Herzen des Grafen Otto II., der im Jahr 1260 einen schimpflichen Frieden mit dem Bischof von Bamberg schliessen musste. So kam er einst hieher. Die Natur, welche so zarte Reize auf die Umgegend ausgeschüttet hat, goss lindernden Balsam in sein wundes Gemüth. Sein Entschluss ward sogleich zur That. Eiligst berief er seine Angehörigen, und im Jahr 1280 entstand das Nonnenkloster Himmelkron nach der Regel der Cisterzienser. Der Stifter sah sein Werk und starb; Agnes, seine Gattin, nahm als erste Abtissin den Schleier. Dreihundert Jahre lang verbreitete die fromme Stiftung Segen, da kam die Reformation und die Klöster sanken in Staub. Das unsrige ward um 1596 aufgehoben und die Markgrafen von

Baireuth bestimmten es zum Sommeraufenthalt. Die ehemalige Klosterkirche mit der düstern Fürstengruft bietet dem Wandrer Stoff genug zu ernstem Nachdenken. Hier ruhn die irdischen Ueberreste mächtiger Fürsten, auch manche fromme Frau fand Platz unter ihnen. Die Schauer des Todes umwehn uns, wenn der Führer die Vergangenheit jener seit Jahrhunderten Schlummernden vor uns entrollt. Niemals aber vergisst er auf einen altersgrauen Stein aufmerksam zu machen, dem zwei betende Kinder eine räthselhafte Bedeutung verleihn. Das entsetzlichste Verbrechen haftet an diesem Monument — der doppelte Kindermord. Oft, so flüstert geheimnissvoll die Sage, rauscht es nächtlich wie auf Geisterfittigen durch die Kreuzgänge und klagende Laute lassen sich vernehmen. In vielen Chroniken ist die grauenvolle Mähr erzählt, auch lebt sie im Munde des Volkes und dennoch haben sich die Geschichtsforscher niemals über Namen und Geschlecht der Hauptperson unseres Drama's einigen können. Auch wir wollen deshalb den historischen Gehalt nicht allzuängstlich abwägen und auf ein Paar Augenblicke nach der nahen stolzen Feste Plassenburg wandern; denn dort waren die Urheber der Sage heimisch. Es war um das Jahr 1340 als Otto IV., Graf von Orlamünd, das Zeitliche segnete. Er hinterliess eine jugendliche Gattin und zwei Kinder im zartesten Alter. Kunigunde *) war die schönste Wittwe im ganzen Frankenland, aber kalt wie Eis, schien ihr Herz seit dem Tode ihres Gatten alle zarten Gefühle der Liebe verbannt zu haben. Viele Freier stiegen den Schlossberg der Plassenburg hinan, alle kehrten wieder. Ob solcher Sprödigkeit gerieth Adel und Ritterschaft in nicht geringen Unmuth und der schönen Wittwe Stolz kam auch dem Burggrafen von Nürnberg, Albert, mit dem Beinamen der Schöne (Albertus pulcher), zu Ohren. Da langte eines Tags ein grosser Zug edler Ritter und Herren in Culmbach an und es hiess, man wolle Waffenspiele halten. Viel wackre Männer erschienen in den Schranken,

---

*) Andere nennen sie Beatrix auch Carinte. Ueber ihre Abstammung sind die Geschichtscheiber noch immer nicht im Reinen. Sie soll dem meranischen Haus angehören, sagen einige; andere glauben, sie sei eine Tochter des Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg gewesen.

und mancher Recke empfing den Dank aus den Händen der stolzen orlamündischen Wittwe. So geschah es auch, dass Albert vor ihr erschien und der Augenblick, in welchem er sein seelenvolles Auge auf ihr ruhen liess, entschied über ihr Schicksal. Der Gott der Liebe übte unerbittlich strenge Vergeltung! Von Stunde an mied die Gräfin die Gesellschaft der Fröhlichen und dennoch konnte sie ihr süsses Geheimniss nicht verbergen. Albert durfte sich mit Stolz seines Sieges rühmen und — so sprach er zu seinen Genossen — „nur vier Augen hinderten ihn, alsbald vor die schöne Wittwe zu treten, ihr Herz und Hand anzutragen.“ Solche Rede drang schnell zu den Ohren Kunigundens und unsäglicher Kummer erfüllte von nun an ihr Inneres. Ihr zartes Kinderpaar, dessen sie stets mit der liebevollsten Sorgfalt gepflegt hatte, ward ihr zum unaufhörlichen Vorwurf. „Vier Augen,“ hatte der Burggraf nicht also gesprochen? „hinderten seine Liebe!“ Wen anders als ihre unschuldigen Kinder konnte er damit gemeint haben. Unseliges Verhängniss! Der Gräfin Stolz gestattete es nicht, den Fürsten um nähere Aufklärung zu bitten; sie trachtete nur seine Gunst zu erhalten und Tag und Nacht quälte sie der Gedanke an die vier Augen. Vergebens erflehte sie Rath und Hülfe von der heiligen Jungfrau, sie wähnte sich verlassen und gab den Lockungen der Hölle Gehör. Ein finsterer Dämon flüsterte ihr das Wort: Kindermord ein und wenn sie auch im ersten Augenblick von allen Schrecken des Gewissens erfasst wurde, so gewöhnte sie sich doch nach und nach an den grässlichen Gedanken, da er ihr allein die Möglichkeit der so heiss ersehnten Verbindung vorspiegelte. Und das Entsetzenvolle geschah; die beiden Kindlein erkrankten und starben plötzlich. Die stumme Verzweiflung der Mutter erfüllte alle mit Theilnahme; auch der Burggraf weinte dem Schmerz der jungen Wittwe eine Thräne. Kunigunde aber sass daheim und erwartete den Freier; denn die vier Augen schliefen ja den ewigen Schlaf des Todes. Unterdess verstrichen Wochen und Monden, ohne Ruh und Rast durchirrte die Gräfin die weiten Räume der Plassenburg. Die Stimme des Gewissens tönte mächtig in ihrem Innern und nur in den Armen Alberts dachte sie den lästigen Mahner zu übertäuben. Vergebens — der Ersehnte erschien nicht und nimmer erneuerte er seinen Antrag. Da ertrug die Gräfin nicht länger

die Qual der Ungewissheit; einen Boten sandte sie aus nach Alberts fernem Schloss, der sollte im Geheimen des Fürsten Gesinnung erforschen. Der Bote kehrte wieder und erzählte wie er seine Sendung ausgerichtet; als er aber berichtete, der Graf habe in räthselhaften Worten von seiner Liebe gesprochen, dass er vier Augen fürchte, die neidisch auf seine Verbindung schauen würden — da sank Kunigunde ohnmächtig zu Boden. Sie erwachte nur, um sich dem namenlosesten Schmerz Preis zu geben. Am andern Tage aber hüllte sie sich in ein rauhes Büssergewand und pilgerte zu dem Burggrafen, ihm den doppelten Kindermord beichtend, den sie begangen. Schaudernd hörte sie Albert; schaudernd eröffnete er ihr, dass er unter jenen vier Augen ihre eignen Eltern verstanden habe und wie von Furien gepeitscht floh die Sünderin von dannen. In Rom legte ihr der heilige Vater strenge Busse auf und sie kehrte nur in das Vaterland zurück, um sich in das von ihr (1343) gestiftete Kloster Grundlach als Aebtissin zu verschliessen. Ob sie Ruhe gefunden, können wir nicht sagen; schwerlich konnte sie indess das Bild ihrer gemordeten Kinder, denen sie spitzige Nadeln in das zarte Haupt gebohrt, aus ihrer Seele bannen. *)

Ehe ich von Himmelkron scheide, muss ich noch das Andenken eines Ehrenmannes feiern, des Pfarrers Meyer, welcher trotz der Unart des Klimas hier glückliche Versuche mit der Seidenraupe machte. Er gewann in einem Jahr 24 Pfund Cocons, welche 6 Pfund rohe Seide gaben. Es klingt abentheuerlich: im Fichtelgebirge — Seidenraupen! und dennoch ist's wahr. Der Ort zählt in 120 Häusern circa 700 Einwohner.

*) Ich habe die Sage hier nach den besten Quellen erzählt, obgleich ich auf die eigentliche Romantik, die in ihr liegt, wenig gebe. Urkundlich heirathete Graf Otto IV. im Jahr 1321 die Tochter des Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg, Kunigunde, und nahm, als die Ehe kinderlos blieb, Podika, eine Anverwandte, an Kindesstatt an. Erst kurz vor des Gatten Tode um 1338 scheint Kunigunde Mutter geworden zu sein, sie zählte also damals schon wenigstens 40 Jahre; ein Umstand der sie zwar nicht hinderte, sich in den jugendlich schönen Burggrafen zu verlieben, dessen Neigung aber unwahrscheinlich macht. Ich vermuthe, Politik oder Habsucht mag die Mutter veranlasst haben, die grauenvolle That zu vollbringen.

Digitized by Google

F. Weltrich del. J. J. Tanner sc.

CULMBACH und die PLASSENBURG.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unser jugendlicher Fluss drängt sich in launenhaften Schlangenwindungen noch immer durch jenes malerische fruchtbare Thal, welches wir bereits oben beschrieben. Auf seinem Wege bis Trebgast nimmt er rechts zwei Bäche auf, berührt den Hermeshof und das evangelische Dörfchen Schlömen mit kaum 150 Einwohnern. Seine Wellen erreichen noch brausend von der Gewalt der Räder jener sogenannten Eichmühle das stattliche Pfarrdorf Trebgast, welches seinen Namen von dem starken Bach, der sich hier in den Main ergiesst, herleitet. Wo sich jetzt malerisch am Fuss eines ziemlich bedeutenden Berges die 58 Häuser unsers Oertchens ausbreiten, soll noch im 13. Jahrhundert eine einfache Kapelle St. Rothi, gestanden haben, zu welcher stark gewallfahrtet wurde. Um dies kleine Gotteshaus bauten sich nach und nach Landbewohner an und schon um 1338 wird der Ort bei Aufzählung der Flecken und Aemter genannt, die die Burggrafen von Nürnberg von den Orlamünden käuflich erwarben. Die von Guttenberg, Crines, Schoch, Heidenab, hatten hier Besitzungen. Fast gerade gegenüber liegt eingeschlossen von hohen Bergen, aber doch von fruchtbarem Acker- und Wiesenland umgeben, das Dörflein Feuln, von dem ich nichts weiter zu berichten weiss, als dass es in 17 Häusern circa 100 Einwohner zählt. Eine Viertelstunde flussabwärts gewahren wir die Filiale Waizendorf mit kaum 100 Einwohnern. Einiges historisches Interesse verleiht dem unbedeutenden Ort die Schlossruine eines adligen Geschlechts, derer v. Lilien.

Auf einer Strecke von zwei Stunden, welche der Main jetzt durchströmt, berührt er die kleinen Orte Ködnitz (190 Einwohner), Ebersbach (52 Einwohner) und Fölschnitz (190 Einwohner). Hier zu Fölschnitz waren schon im 14. Jahrhundert die edlen Herren Hänlein von Blassenberg begütert. Es herrscht hier viel Betriebsamkeit und der Ackerbau ist bedeutend. Gleich unterhalb des Ortes krümmt sich der Fluss um jene Bergkette, welche mit dunkeln Fichtenwäldern besetzt, bis hinab nach Culmbach und weiter greift. Die Natur scheint hier den Wandrer auf jene unvergleichliche Umgebung von Culmbach vorbereiten zu wollen. Das herrliche Flussthal erweitert sich allmählig und in munterm Wellenschlage strebt unser Main, durch das Schorgastflüsschen unterhalb der Förstermühle verstärkt, Plassenburgs stolze

Zinnen zu begrüssen. An seinen Ufern erheben sich auf dieser Strecke keine Dörfer, nur wenn sich eines jener romantischen Seitenthäler öffnet, winken dem berauschten Blick des Naturfreunds die friedlichen Kirchthürme ferner liegenden Ortschaften freundlichen Gruss entgegen. Endlich gewahren wir auf dem letzten Berg, der die von Osten nach Westen laufende Kette schliesst, die gewaltigen Steinmassen und zersprengten Bastionen einer stolzen Feste. Wir schauen hinauf zu der tausendjährigen Burg der Merane, Orlamünde und der Burggrafen von Nürnberg. Es ist die Plassenburg, noch vor zweihundert Jahren die Residenz der Markgrafen von Baireuth; jetzt hat der Materialismus unserer Zeit, den von den Gräueln der Verwüstung verschont gebliebenen Räumen, die traurige Bestimmung angewiesen: moralisch gesunkene Menschen durch Mittel der Gewalt zu veredeln. Das majestätische Schloss ist seit 1817 in ein Zwangsarbeitshaus umgeschaffen.

Welch' reiche Vergangenheit knüpft sich an diese gewaltigen Ueberreste eines der schönsten Fürstenschlösser Deutschlands! In Plassenburgs Mauern entfaltete ehedem der ganze Glanz des oft übertrieben gepriesenen Ritterthums seine romantische Aussenseite. Prachtvolle Feste sahen diese stolzen Räume. Sie sahen die Grösse und den Sturz mächtiger Geschlechter: sie sahen den eignen Stern strahlen und trauern, dass er verblichen. Ob die Burg schon zu den Zeiten der reich begüterten Markgrafen von Schweinfurt, welche über die ganze Maingegend bis hinauf in's Fichtelgebirge herrschten, gestanden hat, kann nicht nachgewiesen werden. Erst um das Jahr 1126 *) erscheint ein Graf Bertolf (comes de Blasinberg), unstreitig aus dem Geschlecht der Grafen von Andechs. Eine glückliche Heirath mit Sophia, einer Enkelin Otto III., Herzog von Ammerthal, der sich auch von Schweinfurt nannte, setzte ihn in Besitz jener gesegneten Lande. Mit diesem Bertolf beginnt die Reihe der Grafen von Plassenburg; von ihm auch geht die Sage, er habe sich einen festen Wohnsitz in seinen fränkischen Landen gründen wollen und als ihn

*) *V. Ludwig script. rer. bamb. I. p. 1123.*, Sprenger desgl. Geschichte von Banz. und Gensler, Geschichte der Grabfelds II. 392. Ich stütze mich namentlich auf den letztern.

die Gegend um Culmbach gar sonderlich angesprochen, beschloss er dort ein stattlich Schloss aufzubauen. Nur ob des Ortes war er in argen Zweifeln, aber er fand Auskunft. Seine Hündin aus der schönsten Koppel war zur Zeit trächtig (blässig), wo sie warf, da sollte gebaut werden. So die Volkssage in ihrem naiven Gewande. Aber nicht die jetzige Plassenburg hat der Graf gegründet, sondern die alte, den sogenannten Koppenhof *) mitten auf dem Buchberg. Wer jenem Mährchen Glauben schenken will, darf freilich den scharfsinnigen Etymologen, welche die Benennungen von dem slavischen Wlazin, Blasin, feucht, nass, herleiten, nicht vertraun.

Der Graf hinterliess seinem Sohn Bertolf II. ein reiches Erbe **) und kräftige Nachkommen vollendeten das Werk. Die Herzöge von Meran (diesen Titel führten seit 1180 die Grafen von Andechs, Diessen, Blassenberg u. s. w.) geboten über die Küsten des adriatischen Meers, über die Pfalzgrafschaft Burgund. In Tyrol und Franken hatten sie ausgedehnte Besitzungen und da sie in dem letztern oft weilten, so baute Herzog Otto II. um 1229 die Burg seiner Vorfahren neu auf. Unter ihm verblich jedoch der Stern seines Geschlechts. Er ward geächtet, da er sich gegen den Kaiser auflehnte und auf Burg Niessen ermordet. ***) Andere sagen, die That sei auf Plassenburg geschehn. Man nennt als den Vollstrecker des kaiserlichen Blutbefehls, den Ritter Hager. Der Herzog hatte das Weib jenes Mannes verführt, da trat dieser vor

---

*) Eine Benennung späterer Jahrhunderte: als die alte Feste auch selbst von den Burgvögten der Grafen, den sogenannten Rittern von Plassenberg, welche im 16. Jahrhundert ausstarben, verlassen worden war, kaufte sie ein Bauer Hans Koppen.

**) Dass Otto der heilige, Bischof von Bamberg, nicht auch sein Sohn gewesen ist, hat Oestreicher in den geöffneten Archiven von Baiern 1821. 10. bewiesen. Dadurch wird auch Dorfmüller's Behauptung: erst jener Bertolf II. habe sich Graf von Blassenberg genannt, vollkommen widerlegt.

***) Im Volk lebte sein Name durch ein Lied, von dem ich nur die letzten Strophen auffand, sie lauten:

Ach lieber Hager lass mich leben,
Ich will Dir Nissen das Feste geben;
Plassenberg das neue
Auf dass Dich's nicht gereue.

den Schänder seiner Ehre und erschlug ihn. Otto war kinderlos gestorben, seine ausgedehnten Besitzungen in Franken rissen theils Bamberg, theils die Burggrafen von Nürnberg und die Orlamünde an sich. Letztere mussten sich den Besitz der culmbachischen Lande mit ihrem Blute erkämpfen, und doch brachte ihnen der Besitz derselben wenig Freude. Schon um 1338 verpfändete Graf Otto IV. an seinen Oheim Johann II. von Nürnberg, um 4000 Pfund Heller Culmbach, den Zoll auf allen Strassen und mehrere Ortschaften. Zwei Jahre darauf starb er und die Herrschaft Plassenberg fiel an die Burggrafen, da Kunigunde, die Wittwe Otto's, ihre Kinder umgebracht haben soll, wie wir bereits oben erzählten.

Von jetzt an beginnt des Schlosses Glanzperiode. Das erlauchte Geschlecht der Zollern hauste mehrere Jahrhunderte hindurch in seinen Ringmauern und verschönerte es, seiner Ahnen würdig *). Es war so fest, dass selbst der Hussiten raubgierige Schaaren, die in dem armen Culmbach so furchtbar hausten, unverrichteter Sache abziehn mussten. Dennoch schlug seine Stunde; eines einzigen Mannes unbeugsamer Trotz stürzte das tausendjährige Werk in Schutt. Markgraf Albrecht von Brandenburg, der letzte Verfechter des Faustrechts, hatte das ganze deutsche Reich durch Verwüstung blühender Länder, gegen sich aufgebracht. Da er sich der Acht entzogen hatte, so ward mit unerbittlicher Grausamkeit sein Land verwüstet; auch vor Plassenburgs stolzen Zinnen erschienen (1553) die Fähnlein der Bundestruppen. Dort oben aber hauste ein Ritter nach altem Schrot und Korn, der mannhafte Joachim von Zedtwitz. Sieben Monate lang schlug er alle Stürme ab, da aber begann des Hungers grimmiger Zahn die Schaar seiner Getreuen zu lichten. Er übergab die Feste und rachgierig schleiften die Eroberer die gewaltigen Ringmauern. Die Thörigten! — sie hatten nicht bedacht, dass das Zerstören leichter, als das Wiederaufbauen geschehen könne. Markgraf Georg Friedrich von Onolzbach rächte den Schimpf und mit der Bundstände eignem Gelde (175000 fl.) erstand drei Jahre später das majestätische Gebäude gleich einem Phönix

*) Markgraf Friedrich V. wandte allein 11000 Goldgülden an das Gebäude.

aus seiner Asche. Bis 1603 blieb die Plassenburg Residenz der Markgrafen. Spurlos wehten die Stürme des 30jährigen Kriegs an ihr vorüber; sie sah auch des Friedländers wilde Schaaren, aber höhere Entwürfe riefen eiligst den grossen Krieger von dannen. Er hob die Belagerung auf.

Anderthalb Jahrhunderte verstrichen. Der Friede hatte sich in diesen kriegerischen Mauern niedergelassen; verschwunden war der Glanz, den das Hoflager der Fürsten verbreitet hatte; da drangen die Schrecken des französischen Revolutionskrieges auch in dies stille Thal. Jener kleine Corse, der mit eben so viel Glück als Kühnheit die Grundfesten des tausendjährigen deutschen Reichs über den Haufen warf, legte eine besondere Wichtigkeit auf die Eroberung der Plassenburg, welche seit 1792, wie das ganze Baireuther Land in preussischen Händen war. Baierische Krieger erschienen (1806) vor der Veste, welche sich nach wenig Monaten ohne Schwertstreich ergab. Die Zeiten des Rittersinn's waren vorüber — kein Zedtwitz führte das Regiment! Das ehrwürdige Schloss der Merane und Zollern sank wiederum in Trümmer, nur die Hauptgebäude blieben verschont.

Eine Wanderung durch die weitläufigen Räume, die selbst in ihrer Zerstörung Ehrfurcht einflössen, darf unsern Leser nicht verdriessen, wenn er die bleichen Gesichter der 328 männlichen und 98 weiblichen Sträflinge ohne Scheuen erblicken kann. Ueber Steinhaufen, halbgebrochne Mauern und Thürme gleitet der Fuss. Welch Riesenwerk! welche Kraft! Ja ein solcher Bau ist unserer Vorfahren würdig und der Egoismus unserer Zeit findet keinen würdigern Repräsentanten, als wenn er seine Machwerke gegen die der verflossenen Jahrhunderte vergleicht. In Felsen scheinen diese ungeheuren Bastionen, zu denen der Blick schwindelnd hinaufstrebt, gehauen. Für die Ewigkeit stehn diese 40 Fuss dicken Mauern. Die Gewalt des Pulvers konnte nur ihre äussern Zierrathen hinwegsprengen — der Kern steht. —

Ein freundlicher Beamter, der mit lobenswürdiger Zuvorkommenheit den Fremden in den ehemaligen Prunkgemächern der Zollern, wo jetzt das Geklapper des Webstuhls und zahlloser Spinnräder ertönt, herumführt, weiss manches aus den geschichtlichen Erinnerungen der Burg zu erzählen. Manche Sage, ernst und heiter, knüpft sich an den majestätischen

Bau. Wir brauchen den Leser nicht daran zu erinnern, dass in diesen Räumen die Kindesmörderin Kunigunde von Orlamünde waltete. Ihr Geist, so flüstert geheimnissvoll die Tradition, fand nicht Ruhe in dem fernen Grab zu Grundlach. Er kehrte auf die Plassenburg zurück, um in rastlosem Umherirren die Blutschuld zu sühnen. Ueberhaupt ist die Sage von der weissen Frau, welche so bedeutsam in der Geschichte des Hauses Brandenburg dasteht, hier heimisch. Zu manchen Betrügereien ward die ehrwürdige Dame benutzt, fast immer aber rächte sie sich an den Urhebern derselben. So soll der Kanzler Albrechts des Kriegers seinen Herrn haben schrecken wollen. Unerschrocken packte aber der Markgraf die Gestalt, als sie im Fürstensaal erschien, und stürzte sie die Wendeltreppe hinab. Unten fand man den Betrüger mit zerschmetterten Gliedern. Noch eine andere, weit geheimnissvollere Geschichte haben wir zu erzählen, aber wir sagen es im Voraus, dass sie mehr in's Bereich romantischer Dichtung als in das Feld der Geschichte gehört. Ist sie nicht wahr, so mag es der verantworten, der sie erfunden hat; wir waschen unsere Hände in Unschuld.

Um die Fastenzeit des Jahrs 1515 war es, als sich auf der Plassenburg zahlreich die Ritter und Herren der Umgegend versammelten; denn ein grosses Banquet hatte der alte Fürst Friedrich IV. ausgeschrieben. Drei Tage lang ertönte das Schloss schon von rauschender Musik und lärmenden Trinkgelagen. Die Nacht war völlig herangebrochen und der Schlaf hatte sich auf die Schwärmenden herabgesenkt. Da tönten Männertritte auf einem der langen Corridore. Die Thüre sprang auf und wie träumend fuhr der Fürst aus seinem Schlummer empor. Casimir und Johann, seine älteren Söhne, standen finster drohend vor dem Lager. „Was wollt Ihr!" rief der Markgraf mehr verwundert als entsetzt, „was sollen diese ernsten Mienen? Allzukühn scheint mir dieser nächtliche Besuch."

„Es ist hier nicht an der Zeit Eure Fragen zu beantworten," sprach kalt Casimir. „Lest diese Urkunde und unterschreibt."

Der Fürst entfaltete das Papier, las und traute seinen Augen nicht, als er eine förmliche Abdankungsurkunde gewahrte. „Ihr seid vom Fastnachtstaumel ergriffen!" rief endlich der

alte Herr bald zweifelnd auf seine Söhne, bald auf die Akte blickend. „Nimmer fiel es mir bei, meine Macht in Eure Hände zu legen."

„Weigert Euch nicht;" unterbrach ihn rauh Johann, „Ihr unterzeichnet oder unterzeichnet nicht. Beides gleich, die Ritterschaft, der ganze fränkische und voigtländische Adel ist auf unserer Seite, auch das Volk begehrt Eure Absetzung."

Da warf der schändlich hintergangene Fürst einen Blick schmerzlicher Entsagung gen Himmel, dann unterzeichnete er. Triumphirend eilten die ungerathenen Söhne von dannen, ihr Werk war gelungen. —

Markgraf Friedrich IV. von Culmbach-Baireuth war einer der tapfersten Regenten seiner Zeit. Die Geschichte erzählt seine Thaten, unter denen seine kühne Befreiung des römischen Königs Maximilian aus der Gefangenschaft der Bürger von Brügge glänzte. Mehr als für sein eignes Land hatte er sich für Deutschland aufgeopfert. Nur eine fast tödtliche Krankheit konnte den alternden Löwen beugen. Seine Schwachheit benutzten gierig jene verrätherischen Söhne, die ein Verbrechen nicht scheuten um ihre ehrgeizigen Pläne durchzuführen. In grausam strenger Haft hielten sie den Vater auf der Plassenburg gefangen; nicht die unschuldigste Zerstreuung durfte seine Tage erheitern. Streng untersagt war es den wachehaltenden Söldnern: irgend einen Menschen zu dem fürstlichen Gefangenen zu lassen. Da meldeten eines Morgens geisterbleich die Wächter dem Schlossvogt, die weisse Frau habe sich auf dem Corridor blicken lassen. Die Zeiten der Aufklärung waren noch nicht gekommen und im Beginn des 16. Jahrhunderts hielt Gespensterfurcht und Aberglauben die Gemüther umfangen. Als die Erscheinung an jedem dritten Tag der Woche wiederkehrte, benachrichtigte Jener den Fürsten Casimir von der seltsamen Begebenheit. Dieser befahl, vielleicht von bangen Ahnungen ergriffen, die Gestalt ungehindert ziehn zu lassen. Viele Jahre hindurch kam und ging die Erscheinung; die Söldner achteten endlich nicht mehr auf sie, denn stets glitt sie harmlos an ihnen vorüber. Da erkrankte und starb plötzlich auf dem Schlosse das Freifräulein von Rosenau, das seit mehr denn einer Decennie in stiller Zurückgezogenheit auf der Plassenburg gelebt. Von Stund an liess sich die weisse Frau nicht mehr blicken und Friedrich versank, als

ihm zufällig der Tod des Fräuleins gemeldet wurde, in die tiefste Melancholie. Der Gram drohte ihn in Kurzem aufzuzehren, endlich schlug die Stunde seiner Befreiung. Nach einer zwölfjährigen Gefangenschaft verliess er seinen Kerker, den man noch heute auf der Plassenburg zeigt. In jenem Zimmer, welches er so lange bewohnte, erinnert manche symbolische Andeutung an die räthselhaften Besuche der weissen Frau. Vor allem fällt ein in die Wand gehauenes Brustbild einer Dame dem Wandrer in die Augen.

Ich habe absichtlich den Schleier, der noch heute halb und halb über diesem Geheimniss schwebt, ruhen lassen, um der Phantasie meiner Leser freien Spielraum zu gönnen. Jeder wird ungefähr ahnen können, dass das Fräulein von Rosenau in irgend einer Beziehung mit der Erscheinuug steht. Der Fürst beharrte, als er seine Residenz zu Ansbach nahm, immer in geheimnissvollem Schweigen, aber er liess die Hingeschiedene in einem marmornen Sarcophag beisetzen und oft fand man ihn sinnend, Thränen in den Augen, an der Gruft.

Wir haben eine Reihe von Möglichkeiten zu bedenken, wenn wir die Enthüllung dieses Geheimnisses der Vernunft anheimstellen. Am meisten gibt jener Vorfall dem Psychologen Stoff. War es Liebe, war es Mitleid mit dem Schicksal des unglücklichen Fürsten, das die schöne Barbara bewog, zu nächtlicher Weile in der Gestalt der weissen Frau den Markgrafen zu besuchen, ihm Trost und Nachricht von den Seinen zu spenden? Unwahrscheinlich zwar, aber doch möglich. Der Markgraf zählte damals kaum 55 Jahre und die ganze Romantik des Mittelalters knüpfte sich an seine Thaten. War dies nicht genug um ein junges, schwärmerisches Gemüth zu entflammen! Wir lassen für den Augenblick diese wunderbare Geschichte ruhn, um sie andern Orts wieder weitläufiger zu behandeln. *)

Ein Blick von der hohen westlichen Bastei des Schlosses auf jene unvergleichliche Umgebung sei uns noch vergönnt, ehe wir durch die prächtige Lindenallee hinab zu dem freundlichen Culmbach steigen. Die Fernsicht ist, wie es sich leicht

*) Im Laufe des nächsten Jahres erscheint ein historischer Roman von mir, den diese Sage hervorgerufen.

denken lässt, weit und grossartig. Wenn ich im Allgemeinen auch nicht viel auf die Panoramen von einem allzuhohen Standpunkt aus gebe, weil die Details zu sehr in dem ausgedehnten Umfang verschwimmen, so müssen wir doch hier eine Ausnahme gestatten. Selten findet sich eine reizendere Vereinigung der Majestät mit der Lieblichkeit einer erhabenen Natur. Rechts auf dem jenseitigen Ufer des Maines dehnt sich jene Bergkette, der wir schon seit Berneck folgten; hier biegt sie sich ein wenig nach Norden, bleibt aber immer noch nahe genug, um ihre schöne Formation bewundern zu lassen. Links begegnen wir jenen Höhen, die so seltsame Namen Buchberg und kalte Marter führen. Von Baireuth her begränzt im Süden eine lange Gebirgsreihe den Gesichtspunkt, die sich später auf dem linken Flussufer fortdehnt, und uns bis Lichtenfels begleitet. Unendlich viel hat auch der Fleiss des Menschen zur Verschönerung dieser malerischen Höhen gethan. Fast alle erfreuen das Auge durch reizende Abwechslung von herrlichen Obstalleen mit Acker-, seltener auch Weinfeldern. Ihre Gipfel tragen immer eine Krone von dunkeln Nadelhölzern. Das Thal selbst, dem die zahlreichen von allen Seiten her streichenden Gebirge eine weite Ausdehnung gönnen, bildet grössten Theils jene herrlich grünen Wiesenmatten, die das Auge so sehr erquicken. Zahllose Ortschaften gruppiren sich reizend auf der lebendigen Fläche und unser Fluss drängt sich in stolzen Schlangenwindungen durch sie hin, als wollte er gleichsam die ganze Fülle der Naturschönheiten geniessen, welche sich von allen Seiten entfalten.

Ich habe mich länger bei der Plassenburg aufgehalten, als es der Raum eigentlich gestattet und doch möchte ich so gern manches noch berühren. Von dem berühmten Archiv, welches ehedem hier lagerte, von den fürstlichen Kleinodien, worunter die in Silber gefassten Einhörner *), die aber auch verschleppt sind; von dem unglaublich (684 Fuss) tiefen Radbrunnen, der aus dem Main schöpfte, und von manchem andern möchte ich sprechen. Da es mir aber nicht gestattet ist, so wollen wir hinab nach dem Städtchen pilgern, welches die stolze Burg so viele Jahrhunderte hindurch schützend überwachte.

---

*) Für eins boten die Venetianer 1485 vergeblich 30,000 Ducaten.

Culmbach ist eine der elegantesten Provinzialstädte, die ich gesehen. Saubere gerade Strassen mit wohl conservirten Häusern, die eben so freundlich, aber auch so neugierig wie die schönen Bewohnerinnen derselben umherblicken, fallen erfreulich ins Auge. Die meisten (ich meine die Häuser) sind im Geschmack des 17. und 18. Jahrhunderts erbaut, jedoch gibt es auch Gebäude, deren sich eine Residenz keineswegs zu schämen brauchte, denn Culmbach ist ein gar reiches oder wie die Geographen sagen, nahrhaftes Städtchen. Acht Mühlen treibt der Main und die ihm hier zuströmenden Bäche. Viehzucht und Obstbau werfen alljährlich manchen schönen Thaler ab, nicht minder die Gerbereien, denn auch der Lederhandel ist bedeutend. Einen Artikel aber erzeugst Du, der Deinen Namen in ganz Deutschland berühmt machen sollte! Hättest Du nichts als Deinen würzigen Gerstentrank, o Culmbach, so gebührte Dir schon deshalb ein Platz in der Weltgeschichte. Du bist aber bescheiden, im Bewusstsein Deiner Verdienste. Die 4000 Menschen, welche hier in den 480 Häusern wohnen, sind freundlich und haben jene derbe Gemüthlichkeit mit dem Altbaier gemein, nur scheinen sie mir etwas zurückhaltend gegen Fremde, was wohl daher rühren mag, dass die Passage durch den Ort nicht allzu bedeutend ist. Im übrigen besitzen sie keineswegs jenen lächerlichen Pfahlbürgerstolz, der in den kleineren Städten unseres lieben Deutschlands so oft Platz ergriffen hat. Die Einwohner sind meist evangelisch und haben von jeher viel Anhänglichkeit an ihren Glauben gezeigt. Die drei Kirchen sind wahrhaft schön, besonders die von St. Peter.

An geschichtlichen Erinnerungen ist Culmbach reich, wie ein Blick in die Chronik beweisst. Dass die Slaven hier schon eine Niederlassung gehabt, lässt sich nicht bezweifeln. Ob sie oder später kommende germanische Völkerstämme dem Ort den Namen gegeben haben, können wir nicht mit Bestimmtheit nachweisen. *) Die *Villa Culmnaha* schenkte bereits 966 Kaiser Otto II. dem Abt v. Fuld; wir dürfen also unserer Stadt ein mehr als tausendjähriges Alter zugestehen.

*) *Colo* oder *Chlum* heisst im Slavischen ein Berg. Im Lausitzer Dialekt *Kolo* ein Kreis. *Kolowokolo*, um, herum. Dies dürfte auf Culmbach anzuwenden sein, da es rings von Bergen umschlossen ist. Weit klarer ist die Deduction aus dem Altdeutschen. Culm heisst da eine

Ihr erstes Aufblühen mag sie den mächtigen Grafen von Andechs-Diessen und den nachmaligen Herzögen von Meran zu danken haben. Die Villa (Hof) erweiterte sich, adelige Geschlechter der Umgegend bauten Burghäuser, setzten Dienstmänner hinein und schon unter den Orlamünden erscheint der Ort als Stadt (1284). Allzu wohlthätig gegen die Geistlichkeit, verarmte das reiche Geschlecht und musste seine Besitzungen verpfänden. Auch die Herrschaft Culmbach traf dies Schicksal. Zum erstenmal zahlten 1290 die Burggrafen auf Stadt und Schloss 9000 Mark Silber. Die Sache ward später ausgeglichen, aber im Buch des Schicksals stand geschrieben, dass der Zollern Fahnen auf den Thürmen der Plassenburg wehen sollten. Nach dem Tode des letzten Orlamünde (1340) behielten jene für eine Pfandsumme, die sie schon 2 Jahre früher gezahlt hatten, das ganze umliegende Land. Es war zu Culmbachs Heil; denn unter der Burggrafen segensreichem Scepter stiegen Handel und Gewerke gleich leuchtenden Meteoren aus der bisher herrschenden Nacht der Armuth und Unbedeutenheit empor. So lange die Plassenburg Residenz war, blühte der Wohlstand, er begann zu sinken, als die Markgrafen sich nach Baireuth wandten.

Culmbachs Bürger schienen vom Schicksal bestimmt, von Jahrhundert zu Jahrhundert den Kelch des bittersten Leidens leeren zu müssen. Es zeugt für eine seltene Liebe, dass sie die Stätte, welche durch ihre Vorfahren geheiligt war,

---

Höhe, *aha* oder *ahva*, goth. *aha* (*flumen*, *amnis*, Fluss, *aqua augia*, *eau*) kontrahirt in *ach* u. a., oft auch *av*, *awa*, *owa*, *augia* Wasser. Eine Endung ausserordentlich vieler Ortsnamen, z. B. Ahhausen (Wasserhausen). Swarzaha — schwarzer Bach u. s. w. *Culmnaha* wird Culmbach in der ältesten Urkunde genannt; dies würde also in anderer Uebertragung Höhenwasser heissen. Noch heut zu Tag läuft ein Bach von der nächsten Höhe durch die Stadt, der der Kohlenbach genannt wird. Ich glaube die Ueberzeugung, dass der Ort seinen Namen daher leite, drängt sich jedermann leicht auf; besonders wenn man bedenkt, dass unsere Vorfahren ihre Niederlassungen, ja ganze Gaue, nach kleinen Wassern benannten. Unter anderweiten zahlreichen Derivationen kam mir die von *culmen Bacchi* am spasshaftesten vor. Glorreicher Bachus! Dein Mythos war also auch hier unweit des Fichtelgebirges, das nie der Fuss eines Römers berührte, gekannt! Dass der Weinbau indess vom 13. bis ins 17. Jahrhundert hier blühte, ist historisch.

trotz aller Stürme und Drangsale nimmer verliessen. Mehreremals war die Stadt den härtesten Belagerungen unterworfen, und Magdeburgs 10. Mai 1631 sah nicht grössere Gräuel als die Hussiten im Jahr 1430 hier ausübten. 100 Jahre darauf zählte sie wieder in 282 Häusern eine tapfere Schaar wohlbewehrter Bürger. Sie stand im Meridian ihres Glanzes. Doch „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten!“ Beklagenswerthes Culmbach, du musstest mit Schmerzen erfahren, dass eines Fürsten Unbeugsamkeit sein Land ins Verderben stürzen muss. In jenem unseligen Albrechtinischen Krieg (1553) nahm der Bund, den Würzburg, Bamberg, Nürnberg und Braunschweig geschlossen hatten, schreckliche Rache an der Hauptstadt dessen, der seiner Feinde schönste Länder verwüstet hatte. Der 26. November steht mit blutigen Buchstaben in der Geschichte unserer Stadt aufgezeichnet. Nachdem die markgräflichen Reuter und die Landsknechte vor den Kugeln der bundesständischen Truppen auf die Plassenburg geflohen waren, folgten ihnen in toller Hast Männer, Weiber und Kinder, nur bangend für das nackte Leben. Hinter ihnen ging die Stadt in Flammen auf und der Feinde Schwert würgte die Zurückgebliebenen. Langer Jahre bedurfte es, ehe sich die Bürger wieder sammelten und die Gräuel der Verwüstung verschmerzt waren.

Auch der dreissigjährige Krieg schwang seine verheerende Brandfackel über den armen Ort. Im Jahr 1699 fanden sich kaum 1900 Seelen hier. Regeres Geschäftsleben konnte sich erst im folgenden Jahrhundert erschliessen. Da verschwanden auch die düstern Vertheidigungsthürme und Mauern, die stets so schlecht ihre Bestimmung erfüllt. Mit dem Jahr 1792 trat ein neuer Regierungswechsel ein. Culmbach kam unter preuss. Landeshoheit und gleich darauf drangen die Schrecken des franz. Revolutionskrieges auch in dies stille Thal. Die Ereignisse habe ich schon oben kurz erwähnt.

Preussen verlor 1809 seine Anrechte an Culmbach und Rath und Beamte mussten (22. Juni) dem Kaiser von Oesterreich den Eid der Treue leisten. Allein in der damaligen Sturm- und Drangperiode dauerte diese Herrschaft nicht lange. Schon im folgenden Jahr kamen die Einwohner unter Bayerns segensreichen Scepter und die Tage des Jammers schwanden. Die Errichtung des königl. Landgerichts, des Kammeramts in ein

Rentamt, Revision des Schulwesens, der Zollverein, alles dies äusserte die wohlthätigste Wirkung auf Culmbachs Emporblühen und so hat sich die Stadt, erst seit sie unter bayerischer Herrschaft steht, auf die Stufe gehoben, auf der sie sich gegenwärtig befindet.

Eine schöne Chaussee, besetzt mit majestätischen Pappeln, führt uns in westlicher Richtung am Main weiter, bis sich an der sogenannten Weinbrücke, die massiv von Stein 23 Joche und eine Länge von 335 Fuss hat, der Fluss plötzlich nach Süden wendet. Er begnügt sich hier noch immer mit einer bescheidenen Breite von 20—30 Fuss, aber fern ist er nicht mehr jener Umarmung seines Bruders, des rothen Maines. Schon winken von ferne die Fenster des Schlosses Steinenhausen herüber; nur ein Dorf, einen Büchsenschuss vom linken Ufer entfernt, hält uns noch auf. Melkendorf ist's, ein freundliches Oertlein mit einem spitzen Kirchthurm und so viel Einwohnern als Tage im Jahre. Es wird schon in Urkunden des 12. Jahrhunderts genannt. Slavische Völker mögen hier eine Niederlassung gehabt haben, wenigstens liegt eine Andeutung im Namen. *) Eine Viertelstunde noch und wir sind zu Steinenhausen, dem schönen Schlosse des allgemein geehrten Geschlechts der von Guttenberg. Dem Herrn, der dies elegante Gebäude aufführte, können wir Geschmack nicht absprechen; Lage und Umgebung sind herrlich, er wusste zu wählen. Im Angesicht des stolzen, adeligen Baues verbindet sich unser jugendlicher Fluss, dessen Laufe wir so getreulich gefolgt sind, mit seinem Bruder, dem rothen Main. Sie umarmen sich hier, wie zwei Jünglinge, die aus der Thür des Vaterhauses tretend sich zur langen Wanderung durch die Fremde die Hand reichen. Der Patersberg aber, jene interessante Höhe, der wir unten eine ausführlichere Beschreibung gönnen, überwacht beide, gleich einem sorgenden Vater, und sendet ihnen noch lange seinen Segen nach.

Zu Steinenhaus stand schon im 14. Jahrhundert ein Burgstall, dem adeligen Geschlecht der Henlein v. Blassenberg zu-

*) *Melcing*, *Mjslo*, *melke*, heissen noch jetzt im Böhm. seichte Oerter. Dies ist der Main hier und mag es früher noch mehr gewesen sein, wenigstens findet sich im *Theatr. europ.* die Notiz, dass er 1643 fünf Stunden lang ausgeblieben sei. Melkendorf heisst daher Dorf am seichten Orte.

ständig. Diese waren Dienstmänner der Grafen Andechs und werden schon um 1239 als Vögte zu Plassenburg genannt. Von ihnen stammen die Gutenberge ab, denn um 1310 baute der Kriegsdienstmann Heinrich v. Blassenberg das Schloss Gutenberg bei Steinach, und der Erbauer wie seine Nachkommen legten sich den Namen des neuen Schlosses bei. Sie besassen Güter in der ganzen Umgegend, wie die Urkunden von 1466 und 1534 erhellen, trugen sie aber seit 1466 zu Lehen von den Markgrafen zu Brandenburg.

Der Patersberg verdient nicht allein seiner geognostischen Bedeutsamkeit, sondern auch seiner herrlichen Situation wegen, unsere Aufmerksamkeit. Er beherrscht, vermöge seiner centralen, in den Maingrund hineingeschobenen Lage, eine ungemein reiche grossartige Umsicht. Erst vor 14 Jahren erlangte er durch die Bemühungen des Rentamtmanns Weltrich in Culmbach die Würdigung, welche er verdient. Dieser Ehrenmann machte damals mit grosser Aufopferung Schurfversuche nach Stein- und Braunkohlen. Die Bemühungen wurden zwar nicht mit dem gehofften Erfolg gekrönt, doch fand sich eine feste, edle Pechkohle (schwarzer Bernstein, Gayat); auch sehr brauchbare Thon- und hydraulische Kalkarten. Am interessantesten waren die reichen Versteinerungen aus der antidiluvianischen Vorzeit, welche jetzt das Naturalienkabinet zu Baireuth zieren. Im Besitz des Herrn Rentamtmanns befindet sich ein sehr gut erhaltener Fisch *(Lepidotus Gigas. Agasiz)*. Der Berg, zwar nur 1585 Fuss über der Meeresfläche (672' über dem Spiegel des Mains) von Basalt emporgehoben, bildet gleichsam den Mittelpunkt einer merkwürdigen, höchst instructiven Zusammenkunft der mannichfaltigsten Gebirgsformationen. Geognosten finden hier reiche Ausbeute. Der Freund der Natur aber ergötzt sich an dem herrlichen Panorama, welches sich auf der Höhe entrollt. Städte, Dörfer, Schlösser und Burgen gruppiren sich hier in der reizendsten Situation. Bis Bayreuth schweift der Blick, ja Coburgs ferne Veste können wir unterscheiden und malerisch begränzen stolze Gebirgshöhen die Fernsicht.

Dem Main in seiner Vereinigung müssen wir hier einen kurzen Scheidegruss zuwinken. Wir steigen hinauf zu der Wiege seines zweiten Armes, denn es ist uns eine süsse Pflicht, zu berichten, welch gesegnete Gaue er auf jener Strecke durchströmt.

Der rothe Main mit seinen Ortschaften.

Wenn der Wanderer, der die schönen Gefilde unserer reizenden *francia orientalis* durchpilgert, jene Wunder der Natur, welche ihm die Höhlen zu Muggendorf erschliessen, geschaut hat, so folge er dem bescheidenen Flüsschen, die Wisent, noch eine kleine Strecke aufwärts. Da wo sich der Bach, der von Rottenstein kommt, in sie ergiesst, verlasse er das freundlich murmelnde Wasser und folge jenem bis zu dem kleinen Dorfe Muthmannsreut. Nur eine kleine halbe Stunde nach Osten zu entspringt hier unter einem Felsen ein frischer Quell, der sogenannte Rothmannsbrunnen. Das ist die Wiege des rothen Mains. Wenn der andere Gesell, den wir schon kennen gelernt, ein gar munterer frischer Gebirgssohn ist, der mit klaren, freundlichen Augen die Felshöhen, welche sich an seinen Ufern erheben, anblickt, als wolle er ihrer finster drohenden Gewalt spotten — so ist dieser das Kind der Ebene zu nennen. Die Berge, welche sich einmal auf diesem, ein andermal auf jenem Ufer erheben, lugen nur von ferne auf ihn herab. Doch hat er einzelne Partieen, wo sie sich dichter zusammendrängen, als wollten sie dem jugendlichen Fluss den Ausgang hemmen.

Wenig ist von den kleinen Orten zu berichten, welche sich in ununterbrochener Reihenfolge hier finden. Bescheidene Weiler oder kleine Dörfer sind's, deren wenige Bewohner die Früchte ihrer Arbeit im Schweisse ihres Angesichts geniessen. Hörleinsreut heisst der erste Ort, den unser Flüsschen berührt, dann folgen Schwürz, Arnoldsreut, Cramos, alles Namen so fremd unserm Ohr, als beschrieben wir eine Reise nach den Quellen des Nils. Endlich sehen wir die Kirchthürme eines kleinen freundlichen Städtchens blinken. Unserm historischen Gemüth sind sie eine Oase in der Wüste und in der That, wir müssen einen bedeutenden Anlauf nehmen. Creusen ist der Ort genannt, und wenn auch mancher Leser ihn

höchstens einmal auf einer Reise im Eilwagen von Nürnberg bis Hof hat kennen lernen, so ahnen doch die wenigsten, welch hohes Interesse derselbe für den fränk. Geschichtsschreiber besitzt.

Einst hauste hier ein mächtiges, adeliges Geschlecht, die Markgrafen von Ostfranken, abstammend von den Ammerthalen, denen auch Suinfurd (Schweinfurt) zu eigen war. Der ganze Glanz des Ritterthums, welches damals noch in der Wiege lag, entfaltete sich zu Crusni, so wird unser Städtchen bei den Chronisten des 10. Jahrh. genannt.

Der *Annalista Saxo* erzählt uns von vielen Gebäuden, die hier gestanden haben sollen, vor allem aber von einem gewaltigen burglichen Baue.

Im Jahre 1002 ward Heinrich der Baier zum deutschen Kaiser erwählt. Markgraf Heinrich oder Hezilo von Schweinfurt verlangte jetzt das Herzogthum Baiern, welches ihm der Kaiser früher als Lohn seiner Dienste versprochen hatte, aber der Kaiser schlug es ihm ab. Darob erzürnte der Graf und so mächtig waren damals die einzelnen Herren, dass er sich nicht scheute, dem Kaiser den Fehdehandschuh vor die Füsse zu schleudern. Der Kampf war allzu ungleich, Hezilo floh besiegt auf sein festes Schloss zu Creusen. Dort übergab er Weib und Kinder seinem treuen Bruder Buggo oder Burkhard und zog mit neuen Hülfstruppen dem Kaiser entgegen, um ihn zu überfallen. Ort und Zeit waren gut gewählt, da verrieth ein Bäuerlein durch sein unzeitiges Geschrei den Plan. Der Markgraf musste fliehen, ohne seine Theuern wieder gesehen zu haben. In Creusens fester Burg waltete aber noch Buggo und war entschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, ehe er seines Bruders Angehörige in die Hände des Feindes kommen liess. Die Gräfin, zagend für den Gemahl, beugte den starren Sinn des Ritters und dieser nahm den Vertrag, den ihm Heinrich II. bot, an. Er verliess mit den Seinen ungefährdet die Veste. Hezilo's Gattin floh nach Schweinfurt. Burg und Stadt sollten der Erde gleich gemacht werden, so lautete des Kaisers Gebot. Die erstere sank in Trümmer, aber der Graf hatte zahlreiche Anhänger, und so wurden die meisten und besten Gebäude geschont. Als später dem Geschlecht Derer v. Schweinfurt die eingezogenen Güter zum Theil wiedergegeben wurden, war Creusen nicht dabei, denn die Reichs-

freiherren v. Schlüsselberg hatten schon im 12. Jahrhundert ihrem Namen den der Stadt beigefügt *); 1251 jedoch schenkte Kaiser Conrad IV. dem Burggrafen v. Nürnberg Friedrich III. die Stadt Creusen. **) Sie blieb seitdem diesem Hause angehörig, ward mit Mauern umgeben und empfing 1358 die Privilegien jeder andern Stadt. — Creusen hat seine Glanzperiode überlebt, kaum 1200 Menschen bewohnen die 140 Häuser. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war ein hier verfertigter Artikel auch im übrigen Deutschland rühmlichst bekannt. Das waren die Trinkkrüge, welche Meister Schmidt, der Töpfer, verfertigte. Der Meister war aber eigensinnig genug und nahm seine Kunst mit ins Grab. Ja die Töpfer zu Creusen sind keine üblen Leute. War doch der Vater des berühmten Theologen und Volksschriftstellers G. F. Seidel auch ein solcher. Sein Junge wurde 1733 hier geboren und starb hochberühmt im Jahr 1807. Alljährlich herrscht im Städtchen eine gar trauliche, liebe Sitte, die Nachahmung verdient. Wenn der Juni heraufgezogen ist mit seinem grünen, warmen Kleide, und die nahen Berghöhen in der Gluth der Sonne dämpfen, dann öffnen sich die Thüren der Häuser, und festlich geputzt in weissen Kleidern, Bänder und Blumen in den Haaren, ziehen die Mädchen wie auch die Knaben heraus. Und mit den jugendlich hellen Stimmen singen sie vor den Wohnungen. Die beste Freude kommt aber, wenn die Sonne zu sinken beginnt. Dann sammeln sich die Kinder, Freude leuchtet aus den Blicken Aller, auch Erwachsene mischen sich darunter. Wenn nun Alles beisammen ist, dann beginnt man unter freiem Himmel zu tanzen und zu springen, aber immer in Ehren; es ist ein alter Gebrauch, sagen die Leute und nennen es das Gregorifest.

Ueber eine steinerne Brücke führt uns die grosse Landstrasse am linken Ufer unsers jugendlichen Flusses weiter. Das erste Oertlein, welches wir in westlicher Richtung gewahren, heisst Hagenreut. Ich wüsste nichts Interessantes von ihm

---

*) Auch ein Rittergeschlecht v. Chriusen erscheint im 13. Jahrhundert in Urkunden. Es sind muthmasslich die Vögte des Schlosses.

**) In der Urkunde heisst es: „*Castrum nostrum Creusen cum omnibus suis pertinentiis*“ etc. Dies Schloss wurde im Albertinischen Krieg zerstört. Gleiches Schicksal hatte die Stadt auch im Hussiten- und 30jährigen Kriege.

zu berichten. Die ganze Gegend bietet dem Historiker wenig Ausbeute und wir müssen zufrieden sein, dass uns die Natur so heiter und froh anlächelt. Wo das Auge hinstreift, bleibt es unwillkürlich haften, denn allzu lieblich gestaltet sich die Landschaft. An der Honhofer Mühle vorbei, erreichen wir Hagenohe, einen kleinen Weiler mit einem Schlösschen, beides war einst den Herren v. Nankenreut und Stein zuständig. Zu Ottmannsreut und Schamelsberg waren die Künsberge schon im 14. Jahrhundert begütert. Schamelsberg gehörte im 14. Jahrhundert den v. Hirschberg, von denen es Burggraf Albrecht 1360 kaufte. Zu Ottmannsreuth kaufte das Spital zu Bayreuth 1448 Güter, die es noch besitzt, von den v. Künsberg. Die Landstrasse geht hier seitwärts ab und wir müssen sie deshalb verlassen und den zahllosen Schlangenwindungen unsers Flüsschens folgen. Es geleitet uns an die Schlehenberger Mühle und den Weiler Hühl. Die Einöde Bühl liegt nur eine kleine Viertelstunde abwärts. Die wenigen Häuser, welche sich hier finden, bildeten einst ein Rittergut, das schon vor vier Jahrhunderten genannt wird. Damals stand ein sogenanntes „offenes Haws" *) daselbst, und die ganze Besitzung gehörte den Herren v. Wannauer. Im 16. Jahrhundert besassen es die v. Hainold, nach deren Absterben es den Markgrafen anheim fiel. 1603 empfing es der damals alles vermögende Kanzler v. Varell. Bekannt ist's, dass dieser aus Vorliebe für seine Güter, welche er um Baireuth besass, den regierenden Markgrafen Christian bewog, seine Residenz von Culmbach weg nach Baireuth zu verlegen. Deshalb verdient auch das kleine Bühl genannt zu werden. Was ist das für ein Dorf, das so malerisch auf jener Höhe liegt, und so stolz die Umgegend beherrscht? Neuenkirchen heisst's. Vor 400 Jahren war es noch eine ärmliche Filiale von Bindloch. 1467 aber ward seine erste Kirche gebaut, deren spitzer Thurm noch heute so freundlich in die Landschaft schaut. Hier waren, wie das Bayreuther Landbuch vom Jahr 1398 berichtet, eine Menge adlige Geschlechter begütert, namentlich die v. Gotzfeld und v. Sparneck u. A. Heute zählt der Ort ungefähr 280 Einwohner.

---

*) So nannte man jeden burglichen Bau, dessen sich der Landesherr im Fall einer Fehde bedienen durfte.

Von der Höhe sehen wir auf dem linken Ufer unsers Flusses einen majestätischen Park seine grünen, duftigen Arme über die pittoreske Umgegend ausbreiten. Schlösser, prachtvolle Tempel, Pavillons und Säulen, alles in dem barock überladenen Geschmack des vorigen Jahrhunderts, blicken durch das wogende Grün. Sauber gehaltene Wege durchschneiden nach allen Richtungen die grossartige Anlage. Wir steigen herab, um einzutreten in diese festlich geschmückten Hallen der Mutter Natur, in welchen des Menschen schaffende Hand diese fast übertroffen zu haben scheint. Alle Erinnerungen an jenes stolze Hofleben kleiner Fürsten des vorigen Jahrhunderts, tauchen in uns auf. Im eitlen Streben nach äusserm Glanz und Prunk erschöpften sie die besten Kräfte ihres Landes und was erreichten sie? Höchstens ein mitleidig-beifälliges Lächeln der grössern Regenten. Hundert Jahre sind kaum verstrichen und unser Zeitalter, wie die Geschichte haben ein strenges Urtheil über jene Thorheiten, welche Einigen Alles und der Gesammtmasse des Volks nichts gewährten, ausgesprochen. Deshalb können uns jene herrlichen Gebäude, so arg sie auch prunken und die Sinne zu bestechen trachten, doch nur wenig Freude gewähren. Es ist ein übertünchter Glanz, unter dem der Moder hervorstrebt und in der That, an diesen Marmorpalästen klebt der Fluch manches unschuldig dahin Geopferten. Soll ich erinnern an jene Unglücklichen, welche auf den Prairieen Amerika's begraben liegen und die Freiheit eines emporstrebenden Volkes bekämpfen sollten. Es waren Kinder des Bayreuther Landes, verkauft an England, und mit jenem Blutgeld mussten die Schulden bezahlt werden, in die sich frühere Regenten, um einer eitlen Prachtliebe zu fröhnen, gestürzt hatten. O hinweg von diesen Bildern einer hassenswerthen Vergangenheit. Klammern wir uns an die Gegenwart, und suchen wir Trost in dem Lichte der Aufklärung, das unsere Fürsten erleuchtet.

Die Eremitage war noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht viel mehr als ein Wald, der einzelne schöne Fernsichten an lichten Stellen bot. Da kehrte der Erbprinz Georg Wilhelm von seinen Reisen zurück. Seine Phantasie war noch gefüllt von der verschwenderischen Pracht des französischen und englischen Hofs, so kam er wieder und sein Geist konnte sich nicht in die engen Schranken des kleinen Fürstenthums bannen lassen. Auf sein Gebot erstanden überall Schlösser, Dörfer

und Städtchen, auch die Eremitage erfreute sich seiner fürstlichen Huld. Die Umgegend lockte ihn an und alsbald wurden Wege durch das dichte Holz gezogen, Häuser und Pavillons angelegt, kurz Alles aufgeboten, um die Reize, mit welchen sich die Natur ohnedies schon so reich geschmückt hatte, noch mehr zu erhöhen. Markgraf Friedrich, gegen dessen Verschwendung sein Vorfahr noch geizig zu nennen war, vollendete das begonnene Werk. Den seltsamen Namen Eremitage empfing die Anlage wegen einer Mummerei, die gültiges Zeugniss gibt, auf welch barocke Weise die Fürsten der damaligen Zeit oft ihre freie Musse zu tödten wussten. Ein alter Herr, und muthmasslich Augenzeuge dieser Scenen, liefert uns nachstehende Beschreibung davon. Wir lassen ihn mit seinen eigenen Worten sprechen. „So oft der verstorbene Marggraf „in diese Einsiedlerey kam, erschien der ganze Hof in Ein„siedlers-Kleidern, und es sahen sich die Eremiten genöthiget „allezeit nach Tisch in ihre Zellen zu gehen und sich ganz „stille zu halten; Doch wurde hernach dieser Gebrauch ge„mildert, indem sie gewisse Stunden frey bekamen, da denn „diese Einsiedler-Brüder ihren Besuch bey den Einsiedler„Schwestern, die in den Pavillons wohneten, ablegen durften. „Diese Brüder und Schwestern bewirtheten einander, wobey „sie doch gewissen Ordensregeln unterworffen waren, denen „sie sich ohne Genehmhaltung ihres Superioren und der Supe„riorin, als des Herrn Marggrafens und seiner Gemahlin, nicht „entziehen dorften. Gemeiniglich sprachen ihnen auch der Su„perior und die Superiorin zu. Kam die Zeit zum belustigen „herbey, so läutete die Superiorin ihre Glocke, der Prior „antwortete hierauf mit der seinigen, und die Einsiedler beyder„ley Geschlechts, läuteten mit den ihrigen gleichfals, wodurch „sie anzeigten, wie sie vernommen hätten, dass sie bey dem „Superior erscheinen solten. Wenn sie daselbst ankommen „waren, gingen sie mit einander aus, und verfügten sich an „denjenigen Ort, wo sie sich zu belustigen, und mit allerley „Arten von Spielen zu ergötzen pflegten. Abends kam man „im Schloss zusammen, und gleichwie allda im Refectorio ge„speiset wurde, also las man, um in allen Stücken den Ordens„regeln nachzukommen, einige Verse oder kleine Historien, „so ein Eremiten-Bruder aufgesetzet hatte. Bald darauf nahm „das Stillschweigen ein Ende, und sagte ein jedes seine Mey-

„nung über dasjenige, was gelesen worden, da es dann endlich zu einem durchgängigen Gespräch kam. Die Abendtafel währete ziemlich lange und wurde mehrentheils mit einem Ball beschlossen. Unter weilen warteten die Einsiedler-Damen dem Prior mit etlichen Schüsseln auf, die sie in der Superiorin Küche zubereitet hatten. Die Einsiedler konten sich auch mit der Jagd erlustigen. Niemand aber dorfte in diesen Orden aufgenommen werden, es geschahe denn mit Einwilligung des ganzen Capitels, und der Superior dorfte blos die Personen vorschlagen."

Jene Eremitage steht noch, es ist das schöne Schloss mit zwei Flügeln, auch die 24 Zellen finden sich vor. Alle Gebäude sind wohl erhalten und gewiss versäumt kein Fremder, der Baireuth besucht, hierher zu eilen. Deshalb will ich nur in Kürze auf das Interessanteste aufmerksam machen. Der Sonnentempel mit den 43 Kaiserköpfen von Petruzzi soll vor allem gesehen werden. Er hat allein 94,000 Rthlr. gekostet; ferner das als Ruine erbaute Theater, die Kunstwasserwerke mit ihren Statuen, die Grotte, in welcher das Wasser von allen Seiten überraschend hervorspringt; man vergesse nichts in Augenschein zu nehmen. Auch der Musenberg muss bestiegen werden. Will man keine der 49 verschiedenen Anlagen übergehen, so kann man leicht einen ganzen Tag hier zubringen. Führer finden sich immer.

Aber noch auf etwas mache ich aufmerksam, auf eine Art Reliquie aus der klassischen Periode der deutschen Literatur. Wer von Baireuth die schöne Allee nach der Eremitage durchwandelt, dem fällt auf der Hälfte des Weges vielleicht nicht einmal ein bescheidenes Wirthshaus auf, welches den durstigen Pilger einladet, hier einzutreten. Es führt einen etwas prosaischen Namen, an dessen Etymologie sich mancher den Kopf zerbrechen wird; zur „Rollwenzelin" heisst es. Oft kehrte, noch vor 16 Jahren, ein schlicht gekleideter Mann darin ein und trank immer auf seinem täglichen Spaziergange einen Deckelkrug jenes köstlichen Bieres, das noch heute unsern Gaumen kühlt. O Jean Paul, denn dieser war der Mann, welch erhebendes Gefühl für jeden Biertrinker, dass Du auch einer warest! Dass sich vielleicht, während Du sinnend den Deckel hobst, Dein Geist erschloss und mancher Gedanke, der später die Welt entzückte, hier geschaffen wurde. Heilig sei

uns das freundliche Häuschen, denn es beherbergte oft den genialsten Humoristiker Deutschlands, es nahm ihn auf in den Augenblicken, wo er die Flügel abgestreift hatte, die ihn so oft emporgehoben über „das Gewölk des Lebens"; es nahm ihn in den Momenten auf, wo er Mensch war. *)

Wir kehren zur Eremitage nur noch einmal zurück, um ihr den Scheidegruss zuzurufen. Das freundliche Pfarrdorf St. Johannis, am Saum des Waldes gelegen, nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Dorf erinnert in seinem frühern Namen „Altentrebgast" an slavische Abstammung. Es war ehedem weit unbedeutender und verdankt der Fürsorge der Markgrafen sein erstes Emporblühen. Vor Zeiten war ein fürstliches Jagd- und Lustschloss hier, und das Bier, welches in der markgräflichen Oeconomie-Verwaltung gebraut wurde, errang den Preis weit und breit. Die v. Herdegen besassen es, als es noch Rittergut war, dann fiel es an ein Nürnbergisches Geschlecht v. Imhof; als diese ausstarben, nahm es (1597) Baireuth in Besitz. Der Kanzler v. Varell bekam es (1603) von seinem Herrn geschenkt, und verkaufte es alsbald darauf diesem wieder. An die Kirche zu St. Johannis knüpft sich eine alte Sage, die auch an andern Orten Deutschlands häufig vorkommt. (V. meine Moselsagen 1840 S. 105.) Als nämlich die ersten Christusbekenner in diese Gegend kamen und Tempel aufzurichten trachteten, da wurde beschlossen, auf dem sogenannten heil. Bühl, einem Sandfelsen unweit des Orts, eine Kirche zu bauen. Steine und Holz lagen bereit und mit frommem Eifer begannen hunderte von Händen das Werk. Aber siehe da, was im Tage erbaut wurde, zerstörten in der Nacht unsichtbare Hände und es fand sich da, wo die Kirche jetzt steht. Man wollte endlich göttliche Einwirkung erkennen und baute das Gotteshaus auf der bezeichneten Stätte.

*) Wohlunterrichtete wollen wissen, dass Jean Paul in diesem Häuschen nicht blos Bier trank. Er hatte daselbst im obern Stocke ein eigenes Stübchen, wo er einen grossen Theil seiner genialen Werke schuf und tüchtig Wein dabei zu sich nahm. Dorthin sah man ihn fast täglich mit dem Ranzen auf dem Rücken und von seinem treuen Hündchen begleitet, wandern, und öfters so heimkehren, dass man sah, er habe nicht zu wenig getrunken.

Im November d. J. wird demselben von dem Könige auf dem Platze vor dem Gymnasium in der Friedrichsstrasse ein Denkmal errichtet.

Digitized by Google

L. Pflaum del.　　　　J. J. Tanner sc.

BAIREUTH.

Dem Ort fast gegenüber, da, wo sich die Steinach, aus dem Fichtelgebirg kommend, in unsern Fluss ergiesst, lagert in stolzer Ruhe Schloss und Dorf Laineck. Es ist das Stammhaus eines adeligen Geschlechts, welches schon im 12. Jahrh. genannt wird. In hohem Ansehen standen die Ritter bei den Burg- und Markgrafen; mit reichen Lehen wurden sie bedacht; endlich unterlag der letzte Sprosse den sybaritischen Lockungen der Hauptstadt Frankreichs. 1684 starb der junge Christian Erdmann zu Paris; er war, wie die Familienchronik berichtet, „ein feiner, langer, junger Herr." Die reichen Lehen wurden verschleudert. Gegenwärtig übt der Freiherr v. Lindenfels das Patrimonialgericht hier aus. Der Ort zählt circa 250 Einw.

Unser Fluss, durch fremde Hülfe mehr und mehr heranwachsend, eilt jetzt schon weit ansehnlicher dem nahen Baireuth zu. Vorher macht er noch einen Bogen nach Süden, um das Dörflein Colmdorf, welches früher Kolbendorf hiess, zu berühren. Im 16. Jahrh. stand hier ein kleines hölzernes Schlösschen, welches denen von Imhof gehörte. Es brannte ab und die Besitzung fiel an Markgraf Christian, der sie seiner Gemahlin schenkte.

Majestätische Alleen, freundliche Gärten und öffentliche Vergnügungsplätze kündigen das einst so prächtige Baireuth an. Die Lage der Stadt ist immer schön geblieben, wenn auch der innere Glanz entwichen ist. Ja die Natur blieb Dir treu, Baireuth, während der eitle Flitterschimmer Deiner Fürsten dem wohlverdienten Spruch der Vergeltung nicht entging. Wenn ich durch die Strassen der weitläufigen Stadt pilgere, weht mich dasselbe unangenehme Gefühl an, das schon die trübe Stimmung bei Beschreibung der Eremitage hervorrief. Diese Paläste, Opernhäuser, Bildsäulen und Fontainen scheinen sich zu „verzehren in dem Gram über ihre absolute Unthätigkeit." Immer erwarte ich, die Blicke auf das riesige Schlossthor geheftet, es müsse sich aufthun, und der gestrenge Herr Markgraf Friedrich jage mit seiner stolzen Gattin Sophia, einer Schwester Fridrichs II. von Preussen, an der Spitze eines glänzenden Zugs in der goldblitzenden Carosse heraus. Eine Sage kehrt mir bei dieser Gelegenheit ins Gedächtniss zurück. Sie gehört dem Jahr 1678 an und ich glaube kaum, dass sie vielen bekannt ist. Die weisse Frau, der wir in unserm Werk schon so oft begegnet, spielt auch diesmal die Hauptrolle dabei. Gleich der finstern Norne

trat sie immer auf, und stets begleitet der bleiche Tod ihr Erscheinen.

Unter den fünf Söhnen des Markgrafen Georg Albert entfaltete keiner einen grösseren Heldengeist als Prinz Erdmann Philipp. Als 22jähriger Jüngling schon focht er tapfer gegen die Franzosen, und kehrte zwei Jahre darauf an den Hof seines Vaters zurück. Nur einige Monate duldete indess sein Feuereifer jenes unthätige Sybaritenleben. Ueber Berg und Thal schweifte er, kein Ross war ihm zu wild, keine Gefahr zu drohend. Mit banger Sorge sah seine Stiefmutter, die schöne Gräfin v. Solms, Sophia Dorothea, auf das tollkühne Treiben. Da trat einst ein Rosskamm zu dem Prinzen und bot ihm ein wunderschönes Thier zum Kauf an. Der Preis war hoch, als aber der fremde Händler sich auf das Pferd schwang, und es in tollen Sprüngen im Hof herumjagte, dass Kies und Funken stoben, war der junge Fürst schnell entschlossen. Er liess das Thier in den Stall führen und beschied den Verkäufer zu sich. Vom Fenster aus hatte aber die Markgräfin der Scene zugeschaut, und als das unbändige Ross hinweggeführt wurde, riss sie hastig den Flügel auf und warnte mit mütterlicher Fürsorge den Stiefsohn. Der Prinz stutzte, denn er liebte und ehrte die Gattin seines verstorbenen Vaters, schon wandte er sich nach der Treppe, da fiel sein Blick auf den Rosskamm, in dessen markirten Zügen ein unbeschreiblicher Ausdruck des Hohnes lag. Die Röthe einer falschen Scham trat in sein schönes Gesicht, stolz warf er den Kopf in die Höhe und rief: „Frau Mutter, lasst mir die Freude. Der Gaul ist ganz nach meinem Sinn, und ich müsste ja vergehen vor Schande, wenn ich meine Reiterkünste von einem Rosstäuscher übertreffen lassen wollte.“ Der Akkord ward zur Stunde geschlossen. „Mir ahnet nichts Gutes“, sprach die Markgräfin, als der junge Prinz in ihr Gemach trat. „Ich bitte Euch, Erdmann, reitet das Pferd nicht.“ Auch die umstehenden Herren warnten, der Prinz aber lachte und versprach, morgen schon in der Frühe alle Besorgnisse zu zerstreuen. Die Markgräfin ward in der Nacht von bangen Träumen erschreckt und stand schon bei Zeiten auf, um den Stiefsohn nochmals zu warnen. Als sie in das Vorzimmer trat, erfuhr sie, dass er sich bereits in den Schlosshof begeben. Die Thür war indess schon halb geöffnet und sie warf einen Blick der Neugierde in das Zimmer. Ein Schrei des Entsetzens

aus ihrem Munde rief die Dienerschaft in diesem Momente herbei. Geisterbleich stand die Fürstin und zitterte, wie von Fieberschauern geschüttelt. „Saht ihr nichts?“ flüsterte sie endlich. „Dort, dort verschwand sie eben. In ein weisses Gewand gehüllt, sass sie auf dem Divan und hob drohend den Finger, als sie mich erblickte.“

„Die weisse Frau!“ schrieen wie aus einem Munde die Herbeigerufenen. „Um Gottes Willen, das bedeutet Unheil.“

Da tönte verworrenes Geschrei vom Schlosshof herauf. Die Markgräfin stürzte an's Fenster, und Entsetzen sträubte ihr Haar empor. Der Prinz hatte sich eben auf das Ross geschwungen, das, kaum die Bürde fühlend, wie rasend in dem Hof herumsprengte. Fest wie ein Fels in Sturm und Ungewitter sass der jugendliche Reiter, mit kräftiger Hand das Thier bändigend. Plötzlich richtete es sich kerzengrad in die Höhe, machte einen Seitensprung, und schmetterte den tollkühnen Jüngling auf den Marmorboden; beide Hufe auf die Brust gesetzt, sprengte es dann weiter, bis es, wie vom Blitz getroffen, zu Boden stürzte. Des Prinzen Auge war erloschen, und die weisse Frau hatte ihre Sendung erfüllt.

Die Zeiten sind seit dem 26. August 1678 anders geworden. Die freie Willkür der Regenten ist verschwunden, und man glaubt auch selbst an die Erscheinung der weissen Frau nicht mehr.

Dafür hat die Gegenwart, wenn auch an äusserm Prunk ärmer, ihre segensreichen Fittiche über unsere Stadt ausgebreitet. Sie ist der Sitz der höchsten Behörde für Oberfranken. Ein vortreffliches Gymnasium, unter der Leitung des rühmlichst bekannten Rektors Dr. Held, sorgt für die geistige Ausbildung der Jünglinge.

Eine Naturaliensammlung, landwirthschaftliche und Gewerbschulen erfreuen sich reger Theilnahme. Der histor. Verein für Oberfranken, der erste in Baiern, hat seinen Sitz hier*) und weckt durch seine Zeitschrift, die jährlich in Heften erscheint, den Sinn für vaterländische Geschichte. Es herrscht überhaupt, selbst unter den Bürgern des Mittelstands, viel

*) Er wurde 1827 von dem verdienstvollen ersten Bürgermeister Herrn v. Hagen gegründet und nannte sich anfangs nur: Verein für Baireuth. Gesch. u. Alterthumskunde.

Intelligenz. Man hat nicht allein den Baireuthern, sondern auch den Oberfranken im Allgemeinen den Vorwurf gemacht, sie nähmen allzugeringen Antheil an den Bestrebungen der neuesten deutschen Literatur. Wohl ist es nicht zu läugnen, dass sich Viele, namentlich aus der Gelehrtenwelt, allzustreng in die Schranken der Fachwissenschaft bannen; dass ferner die höhere und mittlere Volksklasse die Kreise ihrer Intelligenz ein wenig weiter ziehen könnte. Deshalb dürfen wir aber nicht behaupten, dass der Oberfranke gänzliche Gleichgültigkeit gegen die hervorragenden Erscheinungen der deutschen Kunst und Literatur zeige. Wo finden sich z. B. reicher ausgestattete Lesezirkel, wo eine grössere Vorliebe für vaterländische Geschichte und die Interessen der Heimath im Allgemeinen? Der Oberfranke besitzt mehr Tiefe, als man bei der ersten flüchtigen Bekanntschaft glaubt. Was er weiss, weiss er ganz. Nichts ist jenen Biedermännern mehr verhasst, als Halbheit; nichts wird mehr verabscheut, als Windbeuteleien und Oberflächlichkeit. Von dem geheimen Cliquenwesen, der Buchmacherei, der Feilheit unserer Recensenten haben sie freilich — dem Himmel sei es Dank — nur Ahnungen. Die belletristische Literatur ist in ihren Augen noch nicht zu jener feilen Hetäre herabgesunken, die ihre Reize Jedem Preis gibt und Wucher damit treibt, auf dass sie ihr erbärmliches Leben friste. Sie ist noch eine reine, keusche Jungfrau, die mit züchtig verschämten Wangen vor das Forum der Oeffentlichkeit tritt, Lob oder Tadel zu empfangen. Ja, sie ist so unverdorben, dass sie sich über den letztern noch zu grämen vermag. Rathen wollte ich jedem unserer oberflächlichen Schöngeister fern zu bleiben von diesem Volke der derben Gradheit. Hier gilt nicht äusserer Schmuck der nur momentan blendet, der Kern muss edel, wie die Gesinnung ohne Falsch sein, oder die trügerische Hülle wird mit rauher Hand hinweggerissen. Doch weg von diesem freudearmen Thema, das wir nur ungern in das Bereich dieser Blätter zogen.

Das mercantile und industrielle Leben und Treiben Baireuths hat sich auf eine erfreuliche Höhe geschwungen. Die Stadt besitzt zahlreiche Fabriken und unter diesen geniessen die des Dr. Schmidt eines bedeutenden Rufes. Seine Zuckerraffinerie zu St. Georgen trägt allein dem Staat jährlich 180,000 fl. Zoll ein. Die grosse Strasse, welche aus dem Innern des Landes

nach Sachsen führt, bringt durch die zahlreichen Fremden viel Lebendigkeit in die Stadt. Wer es nur möglich machen kann, weilt gern einige Tage hier; denn zu viel Genüsse bieten Natur und Kunst einem heitern, sorgenfreien Gemüth. Unter dem gebornen Baireuther denke man sich einen Menschen, dessen Symbole altdeutsche Redlichkeit und Liebe für König und Vaterland sind. Ein gewisser Stolz ist nicht zu verkennen. Indess hat man mir versichert, der Baireuther sei weder unhöflich, noch ungastlich gegen Fremde, aber er theile sich nur schwer mit; denjenigen, den er einmal kennen gelernt, halte er fest und warm, und wo er Achtung schenkt, schenkt er sie ganz. Baireuths Bewohner sind durch Jean Paul (Friedrich Richter), der seit 1804 beinahe ununterbrochen bis an seinen Tod (1825) hier lebte, etwas in Misskredit gerathen. Man wirft ihnen, auf die Worte jenes grossen Dichters fussend: „er genösse in Baireuth nichts als Gegend, Bier und Langeweile", Theilnahmlosigkeit vor. Es ist wahr, die Stadt that bis zu seinem Tode wenig, den genialsten aller deutschen Humoristiker zu ehren. Sie bereitete ihm aber ein Leichenbegängniss, das zu den glänzendsten gehörte. Allzustrenge Richter müssen ausserdem bedenken, dass Jean Paul, obgleich einer der edelsten, vortrefflichsten Menschen, doch manche Eigenheit geltend machte, die die einfachen Baireuther nicht zu verstehen wussten. Ueberdies hatte er mehrere persönliche Feinde, die mit hämischer Schadenfreude sein Ansehen zu untergraben trachteten. Ist es ohnedies nicht bekannt: dass derjenige, dem es vergönnt ist, sich immer in dem heitern Sonnenglanz des Glücks zu wärmen, zuletzt auch das Schönste mit gleichgültigen Augen betrachtet? Die Undankbarkeit wurzelt in dem menschlichen Herzen wie der Egoismus, und wo hätte sich die Wahrheit des Sprüchworts: *nullus propheta in patria* nicht bewährt? Der Nimbus, in den grosse Geister gehüllt sind, schwindet, sobald der Mensch in seiner bürgerlichen Erscheinung auftritt. Anders erscheint der Dichter in seinen Werken, anders in der Alltäglichkeit des Lebens.

Die Abgeschlossenheit der Baireuther, von der ich vorhin sprach, äussert sich am Empfindlichsten in den eigenen, engern Kreisen des socialen Lebens. Es gibt allein vier sogenannte „geschlossene" Gesellschaften, was offenbar zu viel für eine Stadt von 15,000 Menschen ist. Durch solche Separation der einzelnen

Stände und Ansichten wird ein unheilsamer Kastengeist genährt, und in dieser gegenseitigen Spannung glaube ich auch die Veranlassung zu dem auffallend übertriebenen Luxus zu finden, der besonders unter dem Bürgerstande herrscht. Dieser unselige Wetteifer untergräbt den Wohlstand und das Glück der Familien und der reichen Bürger werden immer weniger. In wie fern die unglaublich zahlreichen ausserehelichen Geburten (sie verhalten sich zu den ehelichen vielleicht wie 2 zu 3) Zeugniss für den moralischen Standpunkt unserer Städter geben, wage ich nicht zu entscheiden.

Der Fremde, der Baireuth durchwandert, wird mir beistimmen, dass die Stadt wohl schön zu nennen ist. Die meisten Strassen sind regelmässig angelegt, und der Ausdruck einer gewissen Wohlhäbigkeit ruht auf den netten Häusern. Ansehnliche, ja prächtige Gebäude erscheinen nicht selten und dennoch macht Baireuth in seiner Gesammtheit, von ferne gesehen, keinen besonders grossartigen Eindruck. Die Häusermassen liegen allzusehr vereinzelt, und wenn auch ein geschickter Zeichner ein hübsches Landschaftsbild daraus formiren kann, so wird eine totale Stadtansicht doch nie den ganzen Reiz der Natur wiedergeben können.

Als Vorstadt wird der Ort St. Georgen betrachtet. Er ward erst 1702 vom Erbprinz Georg Wilhelm angelegt und erhielt grosse Vorrechte. Deshalb blühte er rasch empor. Eine schöne Allee führt dorthin. Im Jahr 1775 ward der (565 Morgen grosse) Weiher oder See ausgetrocknet, der ehedem prunkvolle Naumachieen sah.

Die ältere Geschichte des Baireuther Oberlandes liegt sehr im Dunkeln und fängt erst dann an einiges Licht zu erhalten, als mit der Stiftung des Bisthums Bamberg durch Kaiser Heinrich II (1007) das Christenthum in seine mit Wald bedeckten und von Slaven bewohnten Berge drang und die *regio Slavorum*, unter welchem allgemeinen Namen man damals diese ganze Gegend begriff, zu einem festen Bestandtheil des ostfränkischen Radenzgaues umbildete.

Gewiss waren die Slaven die Anbauer dieser Gegend. Dies beweisen die Namen so vieler Orte, Flüsse und Berge, welche slavischen Ursprungs sind.

Baireuth ist in den ältesten Urkunden Baierrute (1194), Baierriute (1265), Beuerrut (1283) Baierreut (1292)

geschrieben, was beweist, dass die Stadt Baireuth nicht in jener frühen Zeit von den Bojern, welche schon 58 v. Chr. Böhmen wieder verlassen hatten (*Caes. bell. Gall. 5. Tac. Germ. c. 43*), sondern später erst gegründet wurde, als der Name Baier in der Schrift- und Volkssprache schon üblich war, etwa im 11. oder 12. Jahrhundert. In Urkunden wird die Stadt erst im Jahr 1194 *) genannt; sie war damals im Besitz der Herzöge von Meran. Durch Erbschaft kamen 1248, nach dem Tode des letzten Meran, die Burggrafen von Nürnberg zu dem Besitz der Stadt und Herrschaft. Eine Urkunde vom Jahr 1265 bezeichnet jene als einen festen Ort. Die Stadt wurde wahrscheinlich unter den Meranen angelegt, entbehrte aber noch vor dem 14. Jahrhundert einer Befestigung und Kirche.

Kaum hatten sich beim Beginn des 15. Jahrhunderts Handel und Gewerke gehoben, als die Horden der Hussiten die arme Stadt überrumpelten, die Bürger erschlugen und fast keinen Stein auf dem andern liessen. Solche Verwüstungen wirken oft heilsam auf die Culturgeschichte eines Ortes. Baireuth ward schöner und grösser aufgebaut. Bald waren auch die Befestigungen wieder hergestellt und Baireuth trotzte mit einer recht stattlichen Mauer und einem Graben, wovon noch jetzt Spuren vorhanden sind. Diese Befestigungen kamen ihr wohl zu statten, denn als 1462 die Böhmen ins Land fielen und der damals regierende Kurfürst Albrecht Achilles gegen den Herzog von Baiern focht, da verheerten die Böhmen die Umgegend, aber Baireuth selbst konnten sie nicht gefährden.

Unter der Regierung Markgraf Friedrichs wäre beinahe Baireuth zur Residenz erhoben worden, denn der Fürst zeigte viel Vorliebe für die Stadt **), aber seine Höflinge theilten diese nicht, sie täuschten den gutmüthigen Fürsten durch Gespenstererscheinungen und dieser gab seinen Plan auf. Ein Decennium später (1524) ward in Baireuth zuerst das Evangelium öffentlich bekannt gemacht, aber nur nach und nach wurde die neue Lehre Landesreligion. Der auf die Reformation folgende unselige Bauernkrieg ging auch nicht spurlos an Baireuth vorüber.

---

*) v. *Monum. bair. Vol. XIII, 193.* vergl. auch d. Archiv f. Bair. Gesch. und f. Oberfranken.

**) Er verwendete über 2000 Goldgulden auf ihre Verschönerung.

Wenn gleich nur Wenige Theil daran genommen hatten, so verfolgte doch Markgraf Casimir die Schuldigen auf's Grausamste mit Feuer und Schwert. Unter Markgraf Albrecht dem Krieger ward das Fürstenthum Baireuth in 3 Hauptmannschaften eingetheilt, aber dieser junge Held, der so viel Unheil über sein ganzes Land gebracht, war auch Schuld an Baireuths Unglück. Die bundesständischen Truppen belagerten am 3. October 1553 zuerst die Stadt, setzten ihr hart zu und nahmen sie am 16. November in Besitz. Traurig sah es damals im Lande aus und als 1557 Georg Friedrich die Regierung übernahm, wurde er mit Jauchzen empfangen. Er meinte es gut mit Baireuth, hielt sich öfters hier auf und baute ein ganz neues Schloss; auch das Kirchen- und Schulwesen wurde einer strengen Revision unterworfen. Aber erst im Anfang des 17. Jahrhunderts begann die eigentliche Blüthezeit Baireuths. Markgraf Christian erhielt nach dem Tode Georg Friedrichs das obergebirgische Fürstenthum und erwählte die Stadt zu seiner Residenz; allein leider hinderte ihn der 30jährige Krieg und die Pest an Ausführung seiner Pläne. Ueberdies brachte eine ungeheure Feuersbrunst im Jahr 1605 die meisten Bürger um Wohlstand und Habe; kaum hatten sie sich nach 16 Jahren erholt, als eine zweite ausbrach und viele schöne Gebäude neuerdings in Asche legte. Das waren Tage des Jammers, wie sie Baireuth erst im 30jährigen Krieg wieder sah. Nur ein Regent wie Christian konnte als Retter in solcher Noth erscheinen, aber erst 1629 konnte sich jeder Bürger wieder eines Obdaches erfreuen, und die niedergebrannten öffentlichen Gebäude erhoben sich aus der Asche. Leider erstanden sie nur, um die Gräuel des dreissigjährigen Kriegs zu schauen. Furchtbar wütheten die Kaiserlichen *) in der unglücklichen Stadt. Zuerst überfiel sie 1632 Marchese de Grana, plünderte sie rein aus und erpresste eine Brandschatzung von 10,000 Rthlr. Im folgenden Jahr erschien General Manteuffel, der nicht besser verfuhr und was übrig blieb, raubten die Holcke'schen Truppen. Auch die Pest schützte die Stadt nicht vor den raubgierigen Händen der Kaiserlichen. General Werth nahm sie 1634 nach kurzer

---

*) Markgraf Christian hatte ein Schutzbündniss mit Schwedens grossem König geschlossen.

Gegenwehr, plünderte Stadt und Schloss rein aus und erzwang 6000 Rthlr. Contribution. Die Pest wüthete damals im Verein mit einer Hungersnoth so fürchterlich, dass in einem Jahr 1927 Personen starben. Endlich machte der Friede von Osnabrück diesen Gräueln ein Ende. Dem jungen Markgrafen Christian Ernst (Christian starb 1655) war es vorbehalten, die geschlagenen Wunden zu heilen und Baireuth fand in ihm einen liebevollen Herrscher. Er stiftete das Gymnasium, stellte die Mauern und den einen Thurm der Stadtkirche wieder her, baute eine Schlosskirche und bot alles auf, die Stadt zu verschönern. In seiner Denkungsart fuhr sein Nachfolger Georg Wilhelm fort. Er begann 1702 die Anlegung des freundlichen St. Georgen am See gegen Abend, legte den Grundstein zu einer Kirche, und bewilligte denen, die sich in der neuen Stadt niederlassen wollten, grosse Freiheiten. Noch mehr that der Markgraf Georg Friedrich Carl, aber unter seinem Sohn Friedrich (1735) erreichte Baireuth den Culminationspunkt seines Glanzes. Was dem neuen Regenten die Vorfahren zu thun übrig gelassen, vollendete er. Die finstern Wälle und Gräben machten freundlichen Anlagen Platz, Künstler und Bauleute wurden von Ferne hergerufen. Da entstand reges, lebendiges Treiben, ein prachtvolles Opernhaus, eine Münze, das Reithaus u. v. a. verdanken ihm ihre Entstehung. Viele Fremde, denen grosse Freiheiten bewilligt wurden, liessen sich nieder, Baireuth galt für das deutsche Athen. Ein neues Schloss wurde erbaut, da das alte durch des Markgrafen eigne Schuld (1753) verbrannte. Der fast angebetete Fürst starb 1760 und sein Nachfolger befreite durch weise Sparsamkeit das Land von einem Theil der ungeheuern Schuldenlast. 1769 fiel das Fürstenthum Baireuth wiederum an Anspach, und nachdem Markgraf Alexander 23 Jahre segensreich über die vereinigten Fürstenthümer regiert hatte, trat er Baireuth (1791) freiwillig an die Krone Preussen ab. Der Minister v. Hardenberg nahm sie hierauf in Besitz und unsere Stadt wurde zur Hauptstadt der Provinz Baireuth gemacht. Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg wurde 1793 zum Statthalter der fränkischen Provinzen ernannt und nahm seinen Sitz in Baireuth. Als derselbe nach dem Tode seines Bruders die Regierung von Würtemberg 1795 übernahm, trat sein Sohn, Herzog Friedrich Ludwig Alexander an seine Stelle, jedoch nur auf kurze Zeit. Unter der preussischen Regierung

genoss die Stadt Ruhe, und der Wohlstand hob sich. Denkwürdig bleibt den Einwohnern die Anwesenheit des Kurfürsten Max Joseph von Baiern, mit seinem erlauchten Sohne Ludwig im Jahre 1800. Sie liessen bleibende Gefühle der Verehrung zurück. Die Zeit der Ruhe wurde unterbrochen durch den Einfall der Franzosen im Jahre 1806; die Provinz wurde von da an für französische Rechnung administrirt. Der Friede zu Tilsit riss 1807 Baireuth für immer von Preussen los. Vier Jahre lastete die französische Knechtschaft auf der Stadt, als endlich 1810 im Frieden von Wien Baireuth mit dem Königreiche Baiern vereint wurde. Die Stadt wurde die Hauptstadt des neugebildeten Mainkreises, später Obermainkreises, jetzt Oberfrankens, und der Sitz der königlichen Kreisregierung.

Hinter Baireuth öffnet sich ein herrliches, fruchtbares Thal. Grün und freundlich lächeln die Höhen auf den munter plätschernden Fluss herab, der geschäftig Wiesen und Felder mit seinem wohlthätigen Thau benetzt. Nicht das Bild einer majestätisch düstern Natur weckt in dem Wanderer jenes geheime Grausen, welches ihn umfängt, wenn er die rheinische Lurlei umschifft, es ist eine Landschaft voll heitern Friedens und reger Geschäftigkeit. Die Höhen auf der rechten Seite sind mit stolzen Wäldern bedeckt, links zieht sich die Landstrasse über die Berge. Wir hören das Klatschen der Peitschen, das trauliche Schellengeläute fleissiger Fuhrmannsgäule und munter tönt das Posthorn dazwischen. Im Thale aber ist's weit stiller. Der Mensch fürchtete die jährlichen Ueberschwemmungen unseres Flusses und hat sich deshalb weit davon angesiedelt. Die Ortschaften liegen meist auf dem linken Ufer. Obsang heisst der erste kleine Weiler, dem wir dort begegnen. Er brannte 1518, „Donnerstag nach *corporis Christi*“, wie die Chronik berichtet, ganz ab, ward aber bald wieder aufgebaut. Berg auf, Berg ab windet sich die Chaussee, welche, obgleich gut gehalten, doch der Schrecken aller Reisenden ist, weiter. Heinersreut liegt uns da im Wege. Der Ort zählt heutigen Tages über 300 Einwohner und kommt schon im 14. Jahrhundert in Urkunden vor. Damals gehörte er den Edlen v. Weyher, und Cappel. Niclas Weyher und seine 2 Söhne empfingen den Burgstall „sambt den Graben“ um 1406 zu rechtem Leibgeding. Gerade 2 Jahrhunderte später brachte es Markgraf Christian käuflich an sich und errichtete dort eine Oeconomie-Verwal-

tung, die 1706 die Gemahlin Christian Ernst's nebst den Einkünften des Orts zum Geschenk erhielt. Freunde einer schönen Natur verfehle ich nicht auf die Anhöhe, den sogenannten Bleicherberg, aufmerksam zu machen. Man geniesst von dort eine entzückende Fernsicht nach dem Mainthale und dem nahen Fichtelgebirge. Jenseits, eine Viertelstunde weiter hinab, gönnt die Hügelkette dem kleinen Weiler Unter-Connersreut Raum. Der Ort zählt kaum 70 Einwohner. Auf dem linken Ufer erhebt sich der freundliche Weiler Unter-Waiz, wo der starke Rannenbach in den Main mündet. Eine steinerne Brücke leitet uns nach Altenplos, einem ziemlich bedeutenden Dorf von beinahe 260 Einwohnern. Bereits in jener berühmten Urkunde vom Jahr 1265, durch welche Burggraf Friedrich die Herrschaft Baireuth dem Kloster Ellwangen übertrug, und es von diesem zu Lehen wieder empfing, wird ein Hof „Bloze" bei „Baierriute" genannt. Derselbe sollte auch nach Rückgabe der Herrschaft doch dem Kloster verbleiben. Im 14. Jahrhundert hatten die von Nankenreuth einen Hof hier, dann war es Eigenthum der v. Weyher, worauf es die Waldenrothe erwarben. Der Weiler Neuplos liegt an der jenseitigen Hügelkette. Auf der Höhe des linken Ufers erheben sich Höfe und Weiler. Der Fluss macht plötzlich einen bedeutenden Bogen, um sich jener nordwestlich laufenden Hügelkette zu entwinden. Vorher berührt er noch die beiden Dörfer Alt- und Neudrossenfeld. Viel Lebendigkeit herrscht hier. Drei Mühlen treibt der jugendliche Fluss und eine 112 F. lange steinerne Brücke trägt Menschen und Güter über seinen immer breiter werdenden Rücken. Neudrossenfeld, stolz und pittoresk auf der Höhe lagernd, zählt wohl mehr als ein halbes Tausend Seelen in seinen 98 Häusern. Die Kirche, zu der die meisten umliegenden Ortschaften pfarren, verdient gesehen zu werden. Schon in altersgrauen Zeiten war das Rittergeschlecht derer v. Herdegen hier stark begütert. Nach ihrem Aussterben kamen Besitzungen und Schloss in verschiedene Hände, und gegenwärtig besitzen es die Freiherren v. Reitzenstein. Das letztere liegt sehr malerisch auf einer Anhöhe, die die Umgegend beherrscht. Der sonst so stolze Rittersitz, der so manchen wackern Herrn in seinen Ringmauern sah, ist jetzt in ein Wirthshaus umgewandelt. Die Landstrasse zieht sich mitten durch den Ort. Wir wenden uns jetzt ab von ihr, um dem Laufe unseres

Flusses zu folgen. Die Landschaft nimmt hier einen ganz andern Character an. Jene Hügelkette, die uns bisher auf dem rechten Ufer begleitete, folgt uns auch fortan treulich. Links jedoch bleibt die Ebene in sanfter Abdachung frei. Das gesegnete Franken liegt ausgebreitet vor unsern Blicken. Die Spitzen von Hunderten freundlicher Kirchthürme, Schlösser, Ruinen blinken zu uns herauf. Nur schwer vermögen wir uns loszureissen.

Auf der Strasse, welche von Baireuth nach Thurnau führt, begegnen wir zuerst unweit des Mains dem kleinen Weiler Unterobsang, auch Mosing genannt. Jenseits liegt Neuenreut, dann folgt das weit bedeutendere Pfarrdorf Langenstadt mit 230 Einwohnern. Der Main fliesst mitten durch das Oertchen, welches unser Interesse deshalb in Anspruch nimmt, weil es wahrscheinlich dasselbe Langenstadt ist, in welchem 1260 der berühmte Vertrag zwischen den Grafen v. Orlamünde und dem Stift Bamberg geschlossen wurde*). Ist dies der Fall, so stand auch in dem Ort um diese Zeit ein burglicher Bau.

Die Ortschaften, welche von jetzt an den Fluss bis zu seiner Vereinigung mit dem weissen Main begleiten, sind alle so unbedeutend, dass ich ihnen auch nicht das geringste historische Interesse abgewinnen konnte. Es sind lauter Weiler, deren keiner über 60 Einwohner zählt.

Das Dorf Katschenreut ist das letzte auf dieser Flussstrecke. Es zählt ungefähr 160 Einwohner, und gehört in das Patrimonialgericht des Freiherrn v. Guttenberg. Die Ruine des

---

*) Dem Verlauf und den Veranlassungen zu diesem Vertrage wollen wir einige Worte gönnen. Nach dem Aussterben der mächtigen Herzöge von Meran erbten drei angesehene Geschlechter, die mit jenen verschwägert waren, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Graf Friedrich von Truhendingen und der Graf Otto von Orlamünde, die Besitzungen. Auch Bamberg suchte veraltete Ansprüche vor und rüstete gewaltig. Die Grafen v. Orlamünde warfen sich gegen diese Ungerechtigkeiten auf, aber ihr Zorn war grösser als ihre Macht. Nach langjährigen Fehden wurden ihre Schaaren geschlagen. Sie mussten in jenem Vertrag zahlreiche Burgen und Städte herausgeben. Selbst Plassenburg scheint ihnen nicht als ganz freies Besitzthum geblieben zu sein. Die Grafen trösteten sich in ihrer Ohnmacht und — bauten Klöster. Die Kirche untergrub den Wohlstand des alten Geschlechts. Wie oft kehrt diese Maxime im Mittelalter wieder!

Burgstalles, welche sich im Ort findet, datirt sich von jenem Geschlecht her. Die ansehnliche Brücke, welche hier über den Main führt, stellt die Verbindung zwischen Culmbach und Bamberg her. Ehedem wurde die Communikation oft durch das Austreten des Mains unterbrochen, bis 1790 Markgraf Alexander mit grossen Kosten den ungehorsamen Fluss durch Dämme in sein Bett drängte.

Einer angenehmen Pflicht habe ich mich nunmehr entledigt. Wir sind zu der Stelle zurückgekehrt, auf welcher sich das stolze Freiherrnschloss Steinenhausen erhebt. Meine Leser kennen die Schönheiten jener beiden, muntern Söhne des Gebirges. Wir haben sie an ihrer Wiege begrüsst, folgten ihnen als sie heranwuchsen und sehen jetzt, wie sie sich brüderlich umarmen, um vereint die lange Wanderung anzutreten. Fürwahr, einem dichterischen Gemüth erschliessen sich nicht leicht reichere Bilder, als an diesem Ort, in dieser majestätischen und doch so lieblichen Landschaft. Sie scheint mir die Triumphpforte zu sein, durch welche sich rauschend unsere Gewässer drängen. Segen und Heil folge immer ihren Schritten!

Dritter Abschnitt.

Der Main bis zum Einfluss der Regnitz.

Der Charakter der Gegend ändert sich, sobald der Main das Schloss Steinenhausen verlassen hat. In ziemlich weiter Entfernung blinken zwei Gebirgszüge zu uns herüber. Die Ebene, welche unser Fluss durchströmt, lacht so munter und frisch, wie eine junge Bauerndirne, wenn sie die Glieder in seine Wellen getaucht hat. Frei und ungehindert breitet die goldene Himmelsleuchte ihre warmen, segnenden Strahlen aus; bald aber nahen die Höhen den Ufern und dann erfrischen uns kühle Schatten. Das Auge weidet sich an den malerischen Formationen der Berge, an den herrlichen Seitenthälern, die in steter Abwechslung uns begleiten.

Als das erste Oertlein an dem linken Ufer des vereinigten Maines begrüssen wir den Weiler Heinersreut. Eine halbe Stunde jenseits davon liegt das Dorf Mainleus, mit circa 300 Einwohnern, durch welches die Commercialstrasse von Coburg läuft. Das Pfarrdorf Schwarzach breitet sich in derselben Richtung, eine Viertelstunde weiter, aus. Vor zweihundert und neun Jahren (21. Nov. 1632) loderte hier die Brandfackel des Kriegs, und niedergetreten und verwüstet lagen die Felder. Unseliger Religionshass entflammte damals die katholischen Bewohner der bambergischen Gränzorte. Als Gustav Adolf bei Lützen gefallen war, da glaubten sie, kein

Rächer und Beschützer der neuen Lehre athme mehr. Sie warfen sich dem herumstreifenden kaiserlichen Volk in die Arme und trugen Mord und Brand in das markgräfliche Gebiet. Dreihundert Männer schlossen da einen Bund gegen die Räuber, und zu ihrem Anführer wählten sie Heinrich Büttner, den Müller zu Metzelsdorf. Das war ein muthiger Gesell, der seine Genossen zum Sieg führte. Aber die Rache schlief nicht. Am genannten Tage sammelte sich das kaiserliche Volk und zog wohlbewehrt den Maingrund herauf. Es waren 1300 Mann, darunter allein 300 Reiter. Wie zagten da die kecken Landleute, wie waren die Gotteshäuser gefüllt mit verzweifelnden Weibern und Kindern. Die Männer rissen sich endlich los und stürzten auf die Feinde, welche Schwarzach bereits in Brand gesteckt hatten. Vergebens waren ihre Anstrengungen, Uebermacht und Kriegskunst behielten die Oberhand. Die Bauern wandten sich zuletzt in scheuer Flucht nach der nahen Künsbergischen Burg Wernstein. Die Reiter setzten ihnen aber hart nach und erreichten sie. Furchtbar war die Metzelei; Keiner ward verschont und nur Wenige entrannen. Zwei Wagen voll todter Körper sammelten allein die Melkendorfer von der blutigen Stätte und zu Schwarzach mussten Greise und Weiber die Gefallenen beerdigen. Das Schwert hatte die streitbaren Jünglinge und Männer erschlagen. Möchte nie ein zweiter ähnlicher Tag unserm freundlichen Dorfe erscheinen.

Auf der linken Seite nahen sich die Berge mehr dem Ufer, wir setzen hinüber, um die schöne Ebene, an deren Saum wir bisher wandelten, von jenen Höhen zu überblicken. Die Fernsicht ist weit und erhaben, Schlösser und Dörfer, auch hier und da eine altersgraue Ruine tauchen aus dem grünen Saatmeer auf. Unter uns drängt sich der Main in tausendfachen Schlangenwindungen durch das schöne Thal. Zunächst an seinem Ufer erblicken wir das Dorf Rotwind, mit etwas über 200 Einwohner. Eine verfallene Burg schaut von jener Höhe herab; die Häuser des Dorfes, das sich an den alten Bau klebt, dehnen sich in langer Reihe bis an den Main aus. Eine hölzerne Brücke (196 Fuss lang) stellt die Verbindung mit dem rechten Ufer her. Reges Leben, rastlose Thätigkeit herrscht ringsum, mehrere Mühlen treibt der Fluss; auch ein Brauhaus findet sich vor, welches indess von dem Hopfen, der in der Gegend wächst, nur einen kleinen Theil

consumirt, es wird ziemlich viel davon ausgeführt. Der Ort selbst, mit circa 400 Einwohnern, heisst Maineck, und war ehedem der Sitz eines bambergischen Amtes. Alter Sage zufolge, leitet das Dorf seine erste Entstehung aus den Zeiten des Heidenthums her. Da wo sich jetzt die Filialkirche erhebt, soll ein Heidentempel gestanden haben. Jener burgliche Bau, dessen Trümmer so ernst mahnend auf die blühende Landschaft herabschauen, wird schon im 14. Jahrhundert genannt. Dreimal ward er zerstört, und immer wieder hergestellt: im Hussitenkrieg 1428 und im Bauernkrieg 1525; seine letzte Verwüstung erfuhr er durch die Markgräflichen im Jahr 1553. Er scheint seitdem nicht wieder aufgebauet worden zu sein. Einer nicht minder schönen Lage erfreut sich das auf der jenseitigen Anhöhe lagernde Mainroth, ein katholisches Pfarrkirchdorf mit ungefähr 350 Einwohnern. Die Künsberge und Redtwitze waren vor Alters hier und in dem nahen Mainklein begütert. An der Strasse, welcher wir seither auf dem rechten Ufer folgten, berühren wir noch das Dörfchen Theisau mit kaum 1½ hundert Seelen, dann steigen wir hinab in das Thal, und begeben uns über einen Steg nach dem ansehnlichen Pfarrdorf Altenkunstadt. Der Ort breitet sich höchst romantisch in der Tiefe eines Seitenthales aus, welches dem Flüsschen Weissmain den Durchgang gestattet. Er wird schon in Urkunden des 11. Jahrhunderts genannt, und theilte mit dem gegenüberliegenden Burgkunstadt immer gleiches Schicksal. Heut zu Tage zählt er in 126 Häusern circa 800 Einwohner, worunter sehr viele Juden, die auch hier eine Synagoge haben.

An dem Fusse jener Höhen fortwandernd, treten wir bald in einen üppigen Wiesengrund, durch welchen sich unser Fluss, in mehrere Arme verzweigt, drängt. Ein friedliches Städtchen, überwacht von einem alten Schloss, welches leider der triviale Geschmack des vorigen Jahrhunderts auf eine gräuliche Art modernisirt hat, blickt zu uns herüber.

Burgkunstadt ist der Ort und das Schloss genannt. Beide behaupten in der Kulturgeschichte der ganzen Gegend keinen unbedeutenden Rang. Die Slaven, die in dem 7. und 8. Jahrhundert Platz in der Gegend ergriffen hatten, wurden unter Karl d. G. weiter hinauf in das Fichtelgebirg und nach Böhmen gejagt. Damals wurde jener befestigte Gränzcordon angelegt,

der unter dem Namen *limes sorabicus* bekannt ist. Auch Burgkunstadts Schloss stammt aus jener Zeit.

Bamberg war bereits um 1060 durch Schenk- und Tauschvertrag in den Besitz des Ortes und Schlosses gekommen. In das letztere setzte es eigene Burgmänner, die Ritter von Langkheim, welche sich erst Vögte und um die Mitte des 13. Jahrh. Marschalke von Chunstatt nannten und nach und nach zu einem angesehenen Geschlecht heranwuchsen. Als dieses ausstarb, waren die v. Ebnat und v. Schaumburg hier begütert. Die letztern sind es noch. Dieses alte Geschlecht hatte ehedem am ganzen obern Mainstrom bedeutende Besitzungen. Die Schowenburge, Scowenburge finden sich schon in den Turnirbüchern des 11. und 12. Jahrhunderts.

Burgkunstadt, schon in einer Urkunde vom Jahr 1092 (*urbs*) Stadt genannt, ist in seiner heutigen Form zwar ein betriebsames, aber sehr unsauberes Städtchen. Die meisten Häuser liegen um das Schloss herum, auf der Höhe eines beträchtlichen Felsens, von dem man eine entzückende Aussicht in das Mainthal geniesst. Hier sowohl als in dem untern Theil, der eigentlich nur aus zwei Strassen besteht, haben sich die handeltreibenden Söhne Israels in Menge niedergelassen. Man zählt im Ganzen in 208 Häusern 1300 Einwohner, worunter über 400 Juden. Wöchentlich sind zwei Viehmärkte, welche zwar Geld, aber auch Schmutz in Fülle bringen.

Die eigenthümliche Lage des Städtchens, unmittelbar an und auf dem Felsen, gestattet, dass jeder Einwohner sich einen Felsenkeller anlegen konnte. Deshalb wird auch hier ein vortrefflicher Hopfentrank gebraut. Der Hopfen, der in der ganzen Umgegend gebaut wird, lässt an Quantität und Qualität nichts zu wünschen übrig. Ich will bei dieser Gelegenheit einen Umriss der Geschichte des Brauens und Hopfenbaues in Franken und am Main in Kürze entwerfen. Dass unsere gewaltigen Vorfahren schon aus Malz ein leidliches Getränk zu brauen wussten, ist bekannt. Sie sollen es von den Römern gelernt und auch gleich ihnen *cerevisia* genannt haben. Ob sie es mit Hopfen versetzt, finden wir nirgends angedeutet. Noch im 15. Jahrhundert war das Bier ein weichlicher, fader Trank; erst als man die sogenannte kalte Gährung anwandte, stieg die Consumtion und wurde besonders durch die Klöster befördert, welche eifrig mit der Veredlung jenes nahrhaften, gesunden Getränks beschäftigt

waren. Diese waren es auch, welche im 17. Jahrhundert das jetzt so beliebte braune, damals rothe Bier wieder vor dem weissen, das anfänglich aus Böhmen eingeführt wurde, zu Ehren brachten. Auffallend ist es, dass sich erst im Jahr 1543 in den Urkunden der Abtei Langheim eine Spur des Hopfenbaues findet. Wahrscheinlich bezog man den Bedarf bis dahin aus Böhmen und Baiern. Wir glauben, dass nach der angegebenen Zeit die Cultivirung jenes unentbehrlichen Surrogats wegen der einbrechenden Kriegsstürme unterbleiben musste. Erst in den Jahren 1759—1767 begann die Anpflanzung desselben von neuem und erfreut sich seitdem einer sorgfältigen Pflege. Die Biere Frankens können denen von Altbaiern stets die Waagschale halten.

Wir verlassen jetzt das genugsam besprochene Städtchen, wandern noch eine Viertelstunde in dem schönen Maingrunde weiter, um uns bei dem Weiler Weidnitz über einige Bäche und den Fluss selbst nach dem ansehnlichen Pfarrort Strössendorf zu begeben. Zwei Kirchen finden wir daselbst, eine katholische und eine protestantische. Obgleich der Ort kaum dritthalbhundert Seelen zählt, so verdient er doch unsere Aufmerksamkeit. Hier waren schon im 14. Jahrhundert die Ritter von Streitberg begütert; sie besassen das Dorf bis zum 17. Jahrhundert, wo es an die v. Schaumburg fiel. Erst in der neuern Zeit traten diese die Gerichtsbarkeit, welche sie hier ausübten, dem Staat ab. Sie besitzen indess noch ein schönes, geräumiges Schloss hier, um das sich ein herrlicher Park und schöne Gärten ziehen, die oft die reizendsten abwechselnden Fernsichten gewähren. Man vermuthet nicht mit Unrecht, dass es schon zu Karls d. G. Zeiten gestanden habe und gegen die Slaven erbaut worden sei. Die Gegend verflacht sich auf dem rechten Ufer mehr und mehr, auf dem linken hingegen bleiben uns die Höhen treu. Hier und da nur wenden sie sich auf eine kurze Strecke ab, um irgend einer fruchtbaren Ebene Raum zu gönnen, immer aber kehren sie in reizenderen Formationen wieder.

Wir wandern an einigen Höfen und Weilern vorbei nach dem ansehnlichen Dorf Redwitz, wo sich noch das Stammschloss der alten freiherrlichen Familie gleichen Namens, die von den Kunstadten abstammt, erhebt. Der Flecken Markt-Zeulln, der sich nun zunächst recht malerisch auf einer Anhöhe, unweit der Rodachmündung, ausbreitet, zählt beinahe tausend

Seelen und verdankt seiner vortheilhaften Lage den herrschenden Wohlstand. Von Bedeutung ist hier besonders die Holzflösserei; die Ufer des Mains und der Rodach sind immer bedeckt mit Bretter- und Balkenvorräthen. Dieses wohlthätige Flüsschen hat den Wohlstand manches Menschen schon gegründet. Alljährlich wenn des Winters eisige Decke sich von den Gewässern lösst, dann entfaltet sich ein reges Treiben auf der ganzen Flussstrecke. Mit ungeheuern Holzmassen beladet der geschäftige Mensch die so unbedeutend scheinende Wasserfläche; rüstige, kräftige Gestalten erscheinen an den Ufern und sind eifrig bemüht, jene schwimmenden Colosse vorwärts zu fördern. Das sind die Flösser des nahen Kronachs — ein biederer, derber Schlag Menschen, einfachen Sinnes, ohne Falsch. Sie scheiden fröhlichen Muthes und mit gottvertrauendem Sinn von der geliebten Heimath, um bis in das ferne Niederland hinab die Früchte ihres Schweisses zu treiben. Ihre Balken, Bretter und Weinpfähle sind ihr Reichthum, ihre Hoffnung. Den mühselig errungenen Verdienst bringen sie im Herbst den Ihren und wenn sie dann des Abends im Kreis ihrer Lieben sitzen, dann geht ihnen das Herz auf. Sie erzählen von den schönen, grossen Städten, die sie gesehen, von den fremden Menschen, denen sie begegnet, und mit Staunen lauschen die Knaben und Mädchen den Wunderdingen.

Sehr bedeutend, ja grossartig sind die Geschäfte, welche jene 60 Flossherren und 500 Flossknechte mit Holz machen. Der Betrag dieser Ausfuhr beläuft sich oft auf eine Million Gulden in manchem Jahr. Das Material beziehen sie aus Privatwaldungen oder kaufen es von den Bauern, die es auf den Auctionen in den königl. Waldungen an sich bringen und an die Schneidemühlen schaffen, wo es zu Brettern, Latten etc. verschnitten wird. Die übrigen Stämme bindet man zu drei oder neun zusammen und flösst sie fort; je tiefer das Wasser wird, desto mehr solcher „Böden“ legt man auf einander. Der Absatz des weichen Holzes beginnt schon bei Bamberg, das harte geht meist nach Holland.

Dass unser freundlicher Marktflecken nicht geringe Vortheile von solch regem Treiben zieht, lässt sich leicht denken. Ausserdem sind auch hier bedeutende Bierbrauereien, deren Produkt allgemein gerühmt ist. Zeuln oder Cylen das *castrum* wurde 1071 von der Gräfin Alberada von Banz sammt dem

6

Forst an das Stift Bamberg geschenkt. Damals bestand der Ort nur aus einigen Häusern, und gehörte noch im 16. Jahrh. zur Pfarrei Greitz. Erst später errang er Marktgerechtigkeit.

Die Natur da draussen hat ihr Feierkleid angezogen und schreitet mit stolzer, aber freundlicher, herzgewinnender Miene einher. Unmittelbar über dem rechten Ufer des Mains erhebt sich das sehr bedeutende Fabrik- und Handelsdorf Schwürbitz mit beinahe 900 Einwohnern. Schon vor Alters waren die Herren von Künsberg, Schaumburg und Redtwitz hier begütert. Der Ort liefert jährlich beträchtliche Quantitäten Korbflechtereien, gleichwie das Nachbardorf Michelau. In dem letztern sind allein über 90 Korbmacher, die jährlich wohl für 100,000 fl. und mehr von ihrer Waare versenden. Zu Zeulln ist ein Grosshändler, der ein Comptoir in London für den Absatz dieses Artikels hat. Dies Michelau war ehedem der Sitz eines Rittergeschlechtes, von welchem die Urkunden jedoch nichts weiter berichten.

Wenn wir das Dorf verlassen haben, so gewahren wir mit freudigem Erstaunen die gänzliche Umgestaltung der Landschaft. Eine herrliche, fruchtbare Thalebene breitet sich zwischen jenen beiden mit dichtem, dunklem Wald bedeckten Höhen auf den Ufern aus. Der Fluss drängt sich gleichsam sträubend durch die schönen Auen, als fürchte er, sie allzubald verlassen zu müssen. Der Charakter der Gegend hat hier sein idyllisches Gewand behalten, aber die Natur schmückt sich zugleich mit allen Reizen der Romantik. Auf dem rechten Ufer blinkt uns am Saum des Waldes Schney mit seinem weissen Grafenschloss entgegen. Gegenüber breitet das Städtchen Lichtenfels seine freundlichen Häusermassen aus; Thürme und alte Warten überwachen sie. Wir lassen den Blick nicht weiter in den prächtigen Maingrund hinein schweifen. Nicht lange mehr währt es und wir treten in seine verschwenderisch geschmückten Hallen, zu denen Banz und Vierzehnheiligen die Triumphsäulen zu bilden scheinen.

Von Schney haben wir zu berichten, dass es ein sehr bedeutendes Dorf mit beinahe 1000 Einwohnern ist. Verschiedene Gewerke sind dort heimisch; die Porzellanfabrik liefert sehr schöne Fabrikate, die auch hier gleich gemalt werden können. Das Schloss, ein massives, antikes Gebäude, ist der Sitz des v. Brockdorfschen Patrimonialgerichts. Es wurde im Bauern- und 30jährigen Krieg arg mitgenommen. Damals wurde auch

ein anderes hier befindliches Schloss, **Thierstein** genannt, der Erde gleich gemacht. In den ältesten Zeiten gehörte der Ort zur Grafschaft Banz, und in der Folge fiel es dem Kloster anheim, das die Marschalke von Kunstatt damit belehnte. Von diesen fiel es an die Grafen v. Schaumburg und eine Linie nannte sich sogar nach dem Ort; als sie um 1694 erlosch, vermählte sich 1706 die einzige Erbtochter Susanna mit dem holsteinischen Grafen Cajus v. Brockdorf, wodurch die Besitzungen an dies Geschlecht fielen. Wir kommen später noch einmal auf diese angesehene Familie zurück. Jetzt wollen wir über die schöne Brücke hinüber nach dem Städtchen Lichtenfels pilgern. Wir kommen an dem grossen Schiessplatze vorbei, auf dem schon so oft glänzende Volksfeste gefeiert wurden; dann treten wir unter ein alterthümliches Thor, und erblicken die erste Strasse des Orts. **Lichtenfels** präsentirt sich gleich beim ersten Anblick als ein gar sauberes, nettes Städtchen. Die Häuser sind alle so freundlich hell angestrichen, die Gassen stets sauber gehalten, man fühlt sich recht behaglich. Die Einwohner, 2000 an der Zahl, in 350 Häusern, sind ein gemüthlicher, nicht ungebildeter Schlag Menschen. Der Uebergang der Gebirgsbewohner zu denen der Ebene wird hier schon bemerkbar. Es findet sich, um mich eines populären Ausdrucks zu bedienen, mehr „Schliff" unter den Leuten. Der Bürger vom Mittelstand, wie der Bauer machen ungleich grössere Ansprüche an's Leben. Je weiter wir unserm Flusse folgen, je mehr bestätigt sich diese Ansicht. Hier herrscht ziemlich viel Wohlhabenheit. Obst-, Getraide- und Hopfenbau blühen; vor allem andern aber ist es Holzhandel und Flösserei, die viel Geld in Umlauf bringen. Der sogenannte Lichtenfelser Forst, aus dem man das Material schlägt, war ehedem noch weit bedeutender, als jetzt.

Beachtenswerthe Sehenswürdigkeiten finden sich nicht; man müsste denn den schönen steinernen Brunnen auf dem Markt mit einer Statue des heil. Florian vom Bamberger Wurzer, die katholische Kirche etc. darunter rechnen. Mir war der hohe, mittelalterliche Thurm am ehemaligen Cronacher Thor die interessanteste Erscheinung. Die ganze Umgegend liegt bis auf meilenweite Entfernung vor uns; reichlich entschädigt wird sich jeder für das etwas mühsame Hinaufsteigen finden.

Ehedem entfaltete sich der ganze Glanz des Ritterthums zu **Lichtenfels**. Drei Burgen befanden sich hier. Die älteste

erhob sich östlich von der Stadt auf einer Anhöhe und scheint eine der Gränzfesten gegen die Slaven gewesen zu sein, denn unter den Carolingern wurde sie erbaut. Fast jede Spur ist jetzt von ihr verwischt und trauernd steht der Freund des Alterthums auf der öden Stätte. Nur die Sage tritt in ihrem phantastischen Gewand vor uns, und berichtet von dem erloschenen Glanz jener mächtigen Geschlechter, die dort oben hausten. Graf Reginbodo von Giech wird als einer der letzten damit Belehnten genannt. Seine Tochter Cuniza, der letzte Sprosse des alten Geschlechts, erwarb sich Graf Poppo v. Plassenberg zur Hausfrau. Er war ein harter, rauher Mann und als ihm die Gattin nach langjährigem Harren keine Nachkommen gebar, verstiess er sie erbarmungslos. Die Unglückliche suchte und fand Trost im Schooss der Kirche. Kaum ein Jahr ertrug sie ihren Kummer, dann verschrieb sie (1142) dem Stift Bamberg ihre Erbschlösser Lichtenfels und Giech. Nicht also Poppo. Die Schenkung stiess er um und behauptete mit gewaffneter Hand die Burgen. Auch seine Nachkommen wurden nicht andern Sinnes und erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, unter den Orlamünden, erkämpfte sie Herrmann Graf v. Henneberg für das Stift, das ihn auch damit belehnte. Später ward das Schloss Sitz der bischöflichen Amtleute, doch soll es im markgräflichen Krieg (1552) zerstört worden sein. In engem geschichtlichen Verband mit dieser obern Feste, die Felsenburg genannt, steht die weiter unten im Städtchen selbst auf einer Anhöhe liegende. Von ihr hat sich noch ein viereckiges steinernes Gebäude in unsere Zeit hinüber gerettet, welches das königl. Rentamt gegenwärtig zu einem Getraidespeicher benutzt. Es scheint eine Art Vorburg der obern gewesen zu sein. Mit ihr waren schon unter den Meranen und später unter der Herrschaft Bambergs verschiedene adelige Geschlechter belehnt. Im Volk gehen schauerliche Gespenstergeschichten von dieser wie von der obern Burg. Bei nächtlicher Stunde tritt oft eine hehre weibliche Gestalt zu den nach der Heimath eilenden Mädchen oder Frauen, die sich verspätet. „Kömmt mein Kunimund noch nicht?“ tönt es leise wie Geisterhauch von ihren Lippen. Doch Furcht und Entsetzen beflügeln den Fuss der Angeredeten, und noch ward dem liebenden Weib keine Antwort. Seit Jahrhunderten harrt sie des Bräutigams und findet erst dann Erlösung, wenn ein

Sterblichgeborner ihr antwortet: „Längst fiel Dein Kunimund bei Schesslitz!“ Eine Podica v. Schaumberg soll sie sein und ihrem Geliebten gab sie einen Handschuh, als er in die Fehde zog. Er hatte geschworen, denselben todt oder lebend zum Pfand seiner Treue zurückzubringen.

Die dritte Burg, der wir zu gedenken haben, war dem Coburger Thor, unweit des Maines, angebaut. 1513 stand sie noch, denn damals wird berichtet: „Meyn gnädiger Fürst hat noch eine Kemnate hier, darinnen itzund der Amptman sitzt.“ Diesem Thorthurm droht jetzt gänzliche Vernichtung, da er in der Linie der projektirten Eisenbahn liegt. *)

Was die historische Etymologie des Wortes Lichtenfels betrifft, so dürfen wir uns nicht durch das Stadtwappen, zwei Lichter auf Felsen, irren lassen. Die älteste Schreibart lautet *lietenfels*, auch *Lie=tan=fels* und deutet auf einen Ort, der an Felsen liegt, wie auch die natürliche Situation erhellt. Im Uebrigen ist Lichtenfels als Ort weit jünger als seine Festen. Erst 1321 erhielt es Bürger- und Mauernrecht. Das Städtchen ward nur einmal 1553 von dem wilden Markgrafen Albrecht durch Ueberrumpelung eingenommen. Davon spricht ein altes Reiterlied:

„Zu Bockelen haben sie uns die Pferd' genummen,
Zu Liechtenfels ha'n wir's wieder gewunnen,
Mit Sturm und mit Schiessen.
Sie riefen uns durch Christum vom Himmel an,
Dass wir sie leben liessen, ja liessen.“

Wir verlassen nunmehr Lichtenfels, das freundliche, dem wir nichts weiter wünschen, als dass es endlich eine vollständige Fahrstrasse, die es mit den Ortschaften der Umgegend verbindet, erlangen möge.

Gleich unterhalb der Stadt beginnt unser Fluss jene eigensinnigen, nimmer endenden Krümmungen, die er bis zu seiner Vereinigung mit der Regnitz in fortlaufender Kette bildet. So hinderlich dieselben auch der Floss- und Schelch- (Kahn-) Fahrt sind, so willkommen müssen sie doch dem Freunde der Natur sein. Und diese Natur — wie weht sie uns hier so fromm

---

*) Von den Steinen dieser Burg ward das Rathhaus gebaut.

und erhaben an; noch müssen wir dem überwallenden Gefühle unseres Innern auf einige Momente Stillschweigen gebieten. Einiger kleinen Ortschaften haben wir noch zu gedenken; da ist zuerst das freundliche Kösten auf der Höhe des rechten Ufers. Jenseits der grossen Landstrasse liegt Seubelsdorf, das im 12. Jahrhundert weit bedeutender gewesen sein muss. Eine Urkunde vom Jahr 1126 berichtet uns wenigstens, dass ein gewisser Adelbert de Sigiboltestorf seine hiesigen Güter, nämlich die Kirche mit ihrem Besitzthum und zwei Mansen, dem Kloster Banz geschenkt habe. Er selbst ward Mönch, welches Beispiel seine Mutter und Geschwister nachahmten. Auch des Weilers Weingarten, der sich so malerisch auf seiner Anhöhe ausbreitet, wird bereits im Jahr 1130 gedacht. Sein Name erinnert an den edlen Rebenstock, dessen Kultur man ehedem in der ganzen Gegend eifrig betrieb.

Wer die Bequemlichkeit liebt, der kann gleich von hier zu Wagen oder zu Ross den Berg nach Kloster Banz hinaufsteigen. Wir wollen noch ein Viertelstündchen dem Laufe des Stromes folgen, bis wir das donnernde Getöse hören, mit welchem er über das hemmende Wehr der Hausener Porzellanmühle braust. Da liegt traulich ein freundliches Haus, überschattet von dunklen Rüstern und Ulmen; das ist die Wohnung der Fährleute. Nicht weit davon winden sich zahllose Stufen den Berg hinan, und dieser Weg dünkt uns in jeder Hinsicht passender als jene breite staubige Strasse. Welch' eine Fülle des ernsten Nachdenkens stürmt auf den sinnenden Wanderer ein, sobald er jenen stolzen hinaufstrebenden Walddom betreten hat! Heilige Schauer ergriffen mich; die Vergangenheit mit ihrer geheimnissvollen, ernstmahnenden Stimme griff wie träumerisch in ihre halbverklungenen Saiten, und meine erregte Phantasie nahm willig jene Erinnerungen an eine längst entschwundene Zeit auf. Es war mir, als flüsterten die uralten Stämme ihre Lebensgeschichte, und wenn der Wind durch ihre Kronen sauste, dann glaubte ich klagende Laute zu vernehmen. Wohl mögen es klagende Laute sein, denn jene frommen Männer, welche diese Bäume gepflanzt, sind nicht mehr. Mit ihnen zog der Glanz und die Pracht fort, die Banz so hochberühmt gemacht. Zeiten und Sitten haben sich geändert und sind noch immer in chamäleonartigem Vorwärtsstreben begriffen. Das Mönchthum hatte seine Bestimmung erfüllt, und als das ver-

hängnissvolle Jahr 1803 herannahte, da stiess mit rauher, schonungsloser Hand der Mensch das Princip um, das seine Vorfahren heilig gehalten. Die Klöster sanken darnieder! Eine neue Bahn schuf sich der menschliche Geist — das Alte ward als veraltet über den Haufen geworfen; man dachte nicht des Guten, das es seiner Zeit gestiftet! Die Undankbarkeit wurzelt in der menschlichen Seele, wie die Eigenliebe. Die Nothwendigkeit des Umsturzes war vorhanden; es war ein trauriges, aber doch nicht ganz ungerechtes Geschäft.

Ich habe unter diesen Betrachtungen beinahe der romantischen Gegend um mich vergessen. Rückwärts wollen wir den Blick nicht eher werfen, als bis wir die Höhe eines jener Thürme erreicht haben. Die Schönheit einer solchen Fernsicht darf man durch keine Halbheit entweihen; in ihrer ganzen majestätischen Fülle soll man sie aufnehmen. Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto lichter wird der Wald. Schöne Anpflanzungen erfreuen das Auge — endlich stehen wir vor einem majestätischen Thor, geschmückt mit einer königlichen Krone. Prachtvolle Gebäude, schöne, von eleganten Pilastern getragene Hallen setzen durch ihre Opulenz den Wanderer in Erstaunen. Das Innere ist mit solider Pracht ausgestattet. Vor allen andern Gebäuden aber verdient die mit einer wahren Verschwendung erbaute Kirche unsere Beachtung. Das Portal derselben ist wahrhaft majestätisch; zwei hohe Kirchthürme streben ihm zur Seite zum blauen Aether empor. Kaum seit anderthalb Jahrhunderten steht der schöne Gottestempel, dessen Erbauer Abt Kilian war. Noch herrscht der ganze Pomp eines klösterlichen Domes in seinem Innern, aber so weise hat der Meister jene zahllosen Vergoldungen und Schnörkeleien, die der Baustyl der damaligen Zeit erheischte, zu vertheilen gewusst, dass keine Ueberladung das Auge beleidigt. Ich mache auf den schönen Hochaltar von Fries, auf die schönen Gemälde und namentlich auf die herrlichen Werke der Xyloglyphik aufmerksam. Am reichsten hat aber Mutter Natur das schöne Banz ausgeschmückt. Ihre reizendsten Gebilde streute sie verschwenderisch aus ihrem Füllhorn auf die Umgegend aus. Die Thürme unserer Kirche bilden den Centralisationspunkt; von hier beherrscht der Blick jenen reichen Blüthenkranz in seiner ganzen Pracht. Wenn wir Würzburg's Umgebung den perlenbesetzten Gürtel nennen, den der Main in seiner Naturschönheit

um sich schlingt, so dürfen wir für Schloss Banz wohl das Diadem fordern. Begeistert schwelgt jeder, der nur einmal hier weilte, in der Erinnerung an diese Gegend. Der Maingrund nimmt zuvörderst unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er bildet die lieblichste Idylle, die nur irgend ein Landschaftsbild bieten kann. Keine unfruchtbaren Felsenmassen starren uns entgegen; der Segen Gottes ruht auf dem ganzen Land. Jene beiden Höhenreihen, in deren Thal wir schon so lange wandelten, scheinen sich gegenseitig an Schönheit der Formationen überbieten zu wollen. Ein frisches Wiesengrün bedeckt sie, auf den Gipfeln ragt meist ein dunkler Tannenwald empor, hier und da blickt ein glänzend weisses Jägerhaus durch die Schatten, oder die Villa eines reichen Mannes. Gerade gegenüber, auf der mittelsten Absenkung der Höhe erheben sich die prächtigen Thürme des Wallfahrtsortes Vierzehnheiligen. Eine unbeschreibliche Feier ruht über dem ganzen Thale: unwillkürlich fühlt sich das Gemüth gehoben, wenn um die Abendstunde die Glocken der beiden ehemaligen Klosterkirchen zusammenschlagen und melodisch die zu Lichtenfels, Staffelstein und den nahen Dörfern hineinklingen. Die Landleute in der Umgegend wissen mit Thränen in den Augen zu erzählen, dass die alte Herrlichkeit längst entschwunden sei. Ehedem hätte man dieses Geläute hören müssen! Als aber das verhängnissvolle Jahr 1803 herannahte, da war es am Ende. Die schönsten Glocken wurden herabgestürzt und an die umliegenden Ortschaften vertheilt.

Den Maingrund hinauf schweift der Blick bis an das ferne Fichtelgebirge; abwärts schliesst der majestätische Kreuzberg bei Hallstadt den Gesichtskreis. Ja, das geübte Auge glaubt die Thurmspitzen des alten Babenbergs und die Burgruine zu erkennen. Nordöstlich ruht der Blick mit Entzücken auf dem Itzgrund, und jene waldbedeckten Höhen, die in so weiter Ferne zu uns herüberschauen, sind die des Thüringer Waldes. Wenn man schöne Gegenden nach Stand und Würden klassificiren wollte, so müsste Banz die eines Königs einnehmen. Aus königlichem Blut ist aber auch der Besitzer all dieser Herrlichkeiten entsprossen. Nach der Säcularisation wurden die Besitzungen der Banzer Abtei zu einem eignen Landgericht geschlagen. Erst 1813 brachte der Herzog Wilhelm von Baiern die Klostergebäude mit 13 Dörfern, Weilern und circa 2500 Seelen

für die Summe von 309,000 fl. an sich und bildete einen eignen Herrschaftsbezirk daraus.

An die Gegenwart, der wir jetzt hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt, wollen wir einige Erinnerungen an die Vergangenheit knüpfen.

In dem ganzen Land hausten noch vor tausend Jahren der Slaven wilde, aber arbeitsame Horden. Als ihre Macht gebrochen war und sie immer weiter zurückgedrängt wurden aus ihren alten Grenzen, da kamen die fränkisch-deutschen Völkerschaften und theilten die eroberten Landstriche in besondere grosse Gaue und diese wieder in kleinere. Der Kaiser bestellte Markgrafen darüber, und so bildete auch das ganze Land, was wir hier erblicken, den sogenannten Banzgau, hergeleitet von dem slavischen Pan, Pantzki, Banza-Herrschaft. Er war ein Bestandtheil des grossen Gaues Grabfeld und wird zuerst in einer Urkunde vom Jahr 1015 genannt. Gebhard aus dem berühmten Geschlecht derer von Henneberg war damals Graf. Einer seiner Söhne oder Neffen Otto III. heirathete eine edle Niederländerin Alberade, die eine gar fromme, ehrbare Frau gewesen sein muss. Als ihr aber der Tod die Söhne und endlich auch (1052) den Gatten geraubt, da beschloss sie, dem Himmel Sühne zu leisten und räumte einen Theil ihres Schlosses Banz, einer Congregation Mönche nach der Regel des heiligen Benedicts ein. So entstand 1058 das Kloster in seinen ersten Anfängen. Bis dahin war die alte Burg ein gar stattliches Gebäude, trotzend mit neun gewaltigen Thürmen, gewesen. Die Wittwe Otto's sah ihr Werk und starb; die einzige Nachkommenschaft, die sie hinterliess, war ihre Tochter Alberade, Gattin des Markgrafen von Vohburg. Mit dem letzten Hauch der ehrsamen Stifterin verrauchte auch der Eifer der Mönche, die in dem Schlosse wohnten. Einer verlor sich nach dem andern. Das nahm sich die Markgräfin von Vohburg zu Herzen und richtete mit Eifer das gottselige Werk ihrer Mutter wieder auf. Auch sie erfuhr den Unwerth alles Irdischen. Ihr Gatte fiel im Kampfe oder in einem Turnir und schmerzbewegt wandte sich ihr Sinn jetzt ganz dem Himmel zu. Mit ihrer einzigen Tochter Hedwig zog sie nach Schloss und Kloster Banz. Das Misgeschick folgte ihr aber auf dem Fusse; kaum hatte sie sich eingefunden, so raubte einer ihrer Dienstmannen, von Ratzeberg genannt, die

geliebte Tochter. Im Schmerz und ersten Zornesausbruch soll sie ihren Handschuh in die Luft geworfen haben, und übergab dadurch den Räuber sammt Voreltern und Nachkommen dem Teufel. *) Der Handschuh kam nicht wieder herab; Ritter Ratzeberg scheint sich aber wenig den Fluch zu Herzen genommen zu haben. Er warf sich auf die nahe Burg Steglitz, deren letzte Substruktionen wir noch heute unterscheiden können, und beunruhigte von hier aus die fromme Stiftung durch Raub und Mord. Die Mönche waren im Begriff auszuwandern, da half Alberade. Sie berief ihre Getreuen, kleidete sie in die Farben der Ratzeberge und legte sie in einen Hinterhalt. Nicht lange währte es und der Räuberhaufe zog von der Burg herab an den Verborgenen vorüber. Eilig brachen diese auf und wandten sich in banger Hast der Veste Steglitz zu: der Feind sei hinter ihnen, schrieen sie hinauf. Als der Voigt die Ratzeberg'schen Schärpen erkannte, öffnete er sonder Bedenken und lag im nächsten Augenblick durchbohrt im Hof. Die Burg war verloren und die ehemaligen Besitzer wurden mit Hohn abgewiesen. Später, nach dem Tode der Gräfin, soll der Raubritter wiedergekehrt sein und das alte Gewerbe von neuem begonnen haben. Die Mönche erschreckten ihn damals durch Geistererscheinungen. Drei Nächte hindurch trat ein gräuliches Gespenst vor sein Lager und mahnte ihn, die Trutzveste niederzureissen. Der Burgherr lachte anfangs und versprach seinem Sohne Kislin das Schloss. Der Knabe starb noch am selben Tage. Die zweite Nacht kam die Erscheinung wieder und verkündete dem Burgherrn sein nahes Ende. Da sträubte Entsetzen das Haar des Verstockten. Er warf sich, sobald der Tag graute, auf's Pferd und übergab demüthig und zerknirscht dem Abt zu Banz seine Veste. Sie ward der Erde gleich gemacht.

---

*) Der Handschuh spielt bei Güterübergaben, Fehdeankündigungen etc. im Mittelalter eine bedeutende Rolle. Eine ähnliche Geschichte wie die obige finden wir im *Chron. Scheyern.* Diejenigen, welche ihr Erbe dieser Stiftung zukommen lassen wollten, legten zum Beweise, dass sie sich ihres Rechts begäben, einen Handschuh auf den Altar. Einer jedoch warf denselben aus Missvergnügen oder im Scherz in die Höhe und rief: Der Teufel solle sein Erbe sein. Darauf verschwand der Handschuh.

Wir wollen nicht die kritische Sonde des Historikers an diese Geschichten legen, wie der Herr Abt Sprenger. In jedem Fall liefern sie uns Beiträge zu dem Leben und Treiben der damaligen Zeit.

Auch nach Alberade's Tode konnte die Stiftung noch immer keine Consistenz gewinnen; da erschien Bischof Otto von Bamberg um 1114, und unter seiner Obhut nahm das Kloster den ersten Aufschwung. Im Laufe der Jahrhunderte bildete es sich zur Pflanzschule geistiger Interessen heran. Die Söhne der angesehensten Familien geizten um die Ehre des Unterrichts und stets wurden die Wissenschaften sorgsam gepflegt. Hochberühmte Gelehrte hat das Kloster theils unter seinen Conventualen gezählt, theils herangebildet. Das Anathema, welches unwissende und parteiliche Geschichtsschreiber nur leider zu oft auf das ganze Klosterwesen und Mönchthum schleuderten, dürfte an Banz's historischen Erinnerungen ungehört verhallen. Stets wie ein Phönix ging die Stiftung Alberada's aus den Stürmen des Kriegs hervor. Zum letzten Mal verjüngte sie sich beim Beginn des vorigen Jahrhunderts. Bischof Otto de la Bourde zu Grub, einst Abt hierselbst, setzte ihr eine Million Gulden in seinem Testament aus. All die Herrlichkeiten, welche wir jetzt sehen, rühren aus dieser Periode her. Endlich kam das 19. Jahrhundert mit seiner Aufklärung und seinen weltstürmenden Geistesblitzen. Da wurden Priesterkongregationen überflüssig; auch Banz, das hochberühmte, unterlag. Es war aber nicht die profane Hand des „kleinen Corsen", die es stürzte; der Zeitgeist mit seiner ehernen Gewalt riss es mit sich fort. Einen Zeugen dieser Sturm- und Drangperiode hat das Kloster unter seinem Altar begraben. „Ein napoleonischer Feldherr, Fürst Berthier, dem Herzog Wilhelm durch Heirath verwandt, schläft hier den prachtvollen Rausch des Ruhmes aus!" so ruft ein neuerer Beschreiber von Banz.

Noch einer Merkwürdigkeit, die nicht allein Interesse für Männer von Fach haben soll, haben wir zu gedenken, ehe wir scheiden. Das ist die Erinnerung an die antidiluvianische Periode der hiesigen Gegend. Nach den zahllosen Petrefacten, die sich hier finden, nach der Formation der Bergketten, die in ihrem Innern fast nichts als Kalksteine mit Abdrücken von Ammonshörnern enthalten, lässt sich gar nicht daran zweifeln, dass ehedem die Fluthen des Meeres diese Thäler erfüllten. Zu

Banz ist ein Kabinet, angefüllt mit den interessantesten Versteinerungen. Die Urwelt starrt uns in ihrer ganzen hyperphysischen Erscheinung entgegen. Ammoniten und Belemniten, Nautiliten, Heliciten, selbst Ichtyolithen und Gamerrholithen und noch viele, viele andere liten, citen und niten finden sich in buntem Gemisch hier vor! Die Sammlung ist vielleicht einzig in ihrer Art. Jeder Fremde verlässt mit gerechtem Erstaunen den Saal. Befände sich das Cabinet in London oder Paris, es würde in kurzer Zeit einen Weltruf erlangt haben. Der Herr Secr. Theodori ist eifrig mit Aufsuchung neuer Gegenstände und Ordnung des Vorhandenen beschäftigt. Er hat neuerdings wieder Tabellen über die Liasformen des Banzer Bergs herausgegeben.

Wir haben jetzt des Schlosses Banz Vergangenheit und Gegenwart, wie wir glauben, zur Genüge besprochen. Den Wallfahrtsort Vierzehnheiligen sahen wir schon lange mit stiller Bewunderung auf dem Abhang der jenseitigen Höhe thronen. Ein Ausflug dorthin wird uns um so weniger gereuen, als es uns dann zugleich vergönnt ist, Banz's Lage noch einmal in geeigneter Entfernung zu bewundern.

Wir steigen ohne sonderliche Mühe die schöne Anhöhe hinan und betreten einen Vorplatz, auf dem die Rudera von Bretterbuden und andere Reminiscenzen eines fröhlichen Jahrmarkttreibens in gemüthlicher Ruhe umherliegen. Ein profaner Jahrmarkt an diesem Gott geheiligten Ort?! Nicht anders — der Mensch zieht Gewinn von allem, selbst von den Sündern, die in ergebener Einfalt ihre Schuld abzuwälzen gedenken. Das ist ein Leben und Treiben, wenn die Wallfahrtszeit herannaht! Weit geöffnet sind die Pforten des Gotteshauses, und singend und betend nahen von allen Seiten die Schaaren der Gläubigen. Keine geringe Sündenlast wird den ehrbaren 14 Nothhelfern, deren Fürsprache jährlich von Tausenden in Anspruch genommen wird, da aufgebürdet. Sie nehmen Alle gütig auf und scheinen dies Amt der Milde schon seit Jahrhunderten zu üben; denn die Wände ihrer prächtigen Kapelle sind bedeckt mit Votivtafeln, die meist die Begebenheit selbst vorstellen. Das Volk, ich meine nicht allein den gemeinen Haufen, stützt sich heut zu Tag auf den Glauben seiner Vorfahren und in dieser Adoptation liegt das ganze Räthsel jenes blinden Vertrauens, das mit dem herrschenden Zeitgeist allerdings wenig harmonirt.

Freilich ist die eigentliche Blüthezeit, die den ehrwürdigen Vätern so goldne Früchte trug, längst vorüber. Welche Einkünfte muss das nahe Kloster Langheim, unter dessen Obhut der Wallfahrtsort stand, gehabt haben! Als im Jahr 1772 der Bau der Kirche mit den ungeheuersten Kosten vollendet war, luden die Conventualen alle hohen geistlichen und weltlichen Herren von nah und fern zur Einweihung ein. An dreihundert erschienen und wurden mit dem raffinirtesten Luxus bewirthet. Zum Gedächtniss empfing Jeder eine goldne Denkmünze, 14 Dukaten an Werth, und obendrein ward noch Jeder der Dienerschaft mit einem Dukaten beschenkt. Man berechnet die Einkünfte der Abtei Langheim mit Vierzehnheiligen in ihrer Glanzperiode auf jährlich 100,000 fl. Die erstere liegt nur eine kleine halbe Stunde landeinwärts und wurde 1132 von Pfalzgraf Herrmann und Bischof Otto von Bamberg gestiftet. Kurz vor der Säkularisation brannte sie ab, und wurde zum Theil auf den Abbruch ausgeboten. *)

Geschichte und Sage sind bei unserem Wallfahrtsort so genau verbunden, dass wir beides nicht von einander trennen wollen.

Im Jahr 1344 kannte man noch kein Vierzehnheiligen, ein kleiner Hof stand an der Stelle. **) Von den Marschalken von Kunstatt erwarb es im genannten Jahr das Kloster Langheim durch Kauf. Ein volles Jahrhundert verging, da, erzählt uns Prior Schreiner: „Am Freitag in der Goltfasten nach dem „heil. Kreutztag, in dem Herbst begab es sich also: Herrmann „dess Schäfers Sohn zu Frankenthal wolt dess Klosters Schaafe „der er hüte, zu Nacht heimtreiben. Da er nun nahend zu „dem Hof kam, höret er eines Kindleins Stimm schreyen vnd „sehnlich weinen, also schauet sich der vorgenannte Schäfer

*) Herr v. Heeringen erzählt in seinen Wanderungen durch Franken, ihm sei einst eines dieser Gebäude um 1500 fl. angetragen worden. Es sei dreistöckig von den schönsten Quadern erbaut gewesen. 40 Zimmer, 5 Säle nebst Garten habe es enthalten. Kaum glaublich und doch wahr!

**) Von den meisten Historikern wird angegeben, dieser Hof habe Frankenthal geheissen. Nichts ist unrichtiger als das. Der ganze Maingrund von Höchstadt bis Bamberg hiess ehedem „das Frankenthal“ und jener Hof lag nur in demselben.

„vmb, do sahe er ein kleines Kindlein hinder ihm sitzen auff „einem Acker, gieng er zu ihm. Da lachet es ihn an, er wolt „das Kindlein auffheben, da verschwand es.“

Und weiter erzählt die Legende, dass der Schäfer zum zweitenmal das Knäblein in Mitten zweier brennenden Lichter gesehen habe. Da sei er bass erschrocken und habe seinen Seelsorger um Rath gefragt, und wie ihm nun zum drittenmal die Erscheinung wurde, in herrlicher Glorie umgeben von 14 Kindern, da redet er sie an und das Knäblein sprach: „Wir seind die 14 Nothelfer vnnd wolln ein Capelle haben, auch gnädiglich hie rasten, vnd biss vnser Diener so wölln wir Dein Diener wider sein. Sprachn's und verschwanden gen Himmel.“ „Aber man wollt' dem Schäferknecht nit glauben bis ein Magd auf vnserm Hoff vnversehns. niederfiel vnd ein Stund lag vnd sich nicht mehr reget, da brache man ihr Mund auf vnd sie rief endlich die 14 Nothelfer zu Frankenthal an, da ward sie gesund“ und man errichtet an der Stelle, wo die brennenden Lichter gesehen wurden, erst ein Kruzifix und später den Hochaltar.

So entstand durch fromme Einfalt die Wallfahrtskirche und der Wunder geschahen viele und immer mehr, und der Andrang gläubiger Seelen ward so ungeheuer, dass die Kapelle, die 1447 erbaut, bald erweitert werden musste. Der Bauernkrieg wüthete 1525 auch hier in seiner rohen Entweihung des Heiligen. Vor den Würgerbanden floh die Geistlichkeit und die Verwüstung begann. Erst nach und nach nahm der Besuch wieder zu. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts stieg das Ansehen der 14 Nothhelfer wieder auf die frühere Stufe und selbst Protestanten sollen durch sie wieder der römisch-katholischen Kirche zugeführt worden sein. 1743 wurde nach Neumanns Zeichnung der Grundstein zu einer grössern prachtvolleren Kirche gelegt, aber erst 1772 konnte das herrliche Gotteshaus vollendet werden. In seiner ganz ursprünglichen Form sehen wir es jetzt nicht mehr, denn 1835 schlug der Blitz in die Dächer der beiden Thürme und richtete in dem ganzen Gebäude grossen Schaden an.

Jetzt indess ist es wieder vollkommen hergerichtet, und von allen Orten nah und fern strömen Wallfahrer zu dem heiligen Ort.

Ein gewaltiges Rauschen und Brausen ruft uns in's Thal, an die Ufer unseres Flusses, zurück. Eingedämmt bäumen sich

die Wasser über ein hohes Wörth und drehen in gewaltigem Schwunge Mühlräder und Maschinen. Freundliche, moderne Gebäude blicken zu uns herüber; wir folgen ihrem einladenden Gruss und besteigen wiederum die Fähre. Sie bringt uns nach dem Weiler Hausen, der früher Langendorf hiess. Jene Gebäude gehören zu der grossen Silbermann'schen Porzellanfabrik, die, seit 1800 errichtet, bedeutende Geschäfte in's Ausland macht. Wen sein Weg in die Gegend führt, der versäume nicht, die interessante innere Einrichtung in Augenschein zu nehmen. Jeder anständige Mensch darf freundlicher Aufnahme gewärtig sein. Gleich unterhalb des Orts windet sich der Main in vielfachen Krümmungen um den Banzer Berg. Tief in seinem Bett rauscht er durch ein düster romantisches Thal und drängt sich grollend durch die Pfeiler der neuen Brücke bei Unnersdorf. Der kleine Ort, der heut zu Tag kaum 260 Einwohner zählt, wird schon in den Urkunden des 12. Jahrhunderts genannt. Die Herzöge von Meran besassen die Advokatie darüber, übertrugen solche aber um 1231 dem Kloster Banz. Auch einem Rittergeschlecht scheint es den Namen gegeben zu haben. Die *Unruchistorffe* kommen in den meisten Urkunden, welche Schenkungen der Umgegend betreffen, vor. Hier ward auch im Sommer 1826 das vollständige Gerippe eines schmalkiefrigen Ichthyosaurus von 10' Länge aus dem bituminösen Mergelschiefer gebrochen. Auch das gegenüberliegende Dörfchen Schönbrunn ist sehr alt und scheint schon im 11. Jahrhundert einem eigenen Geschlecht, den Edlen v. Sconinbrunnin zuständig gewesen zu sein. Selbst ein thüring'scher Edelmann war hier begütert, laut einer uns zu Handen gekommenen Urkunde von 1139. Er verkaufte damals 4 Huben dem Kloster Banz. Näher und näher drängen sich auf dem rechten Ufer die Berge an den Rand des Wassers und auch das linke ist hoch und steil. Die Fluthen haben mit jugendlichem Ungestüm oft Erd- und Felsenmassen losgerissen und umtoben jetzt die errungene Beute. Unweit Nedensdorf hat er von einem Berg, dem Trimeusel, von drei Schiefersäulen, die ehemals auf ihm emporragten, so genannt, so viel abgerissen, dass das Gebirgsprofil vollkommen sichtbar ist. Die Stelle ist gefährlich für die Flösser, denn mit Gewalt stürmt der Fluss auf die steile Höhe und sucht einen Durchgang nach Nordwest zu erzwingen. Vergeblich! die Felsen spotten seiner Ohnmacht

und grollend drängt er sich über Gestein und uralte Eichenstämme nach Süden. Unweit des Bogens liegt Nedensdorf, ein Dörfchen mit 270 Einwohnern. Schon im Jahr 1126 übergibt ein gewisser Pillung v. Memmelsdorf sein freies Gut zu Nedimstorff dem Stift Banz. Die Advokatie über den Ort scheinen die Herren v. Schaumburg besessen zu haben, 1500 fiel er an die Abtei.

In einiger Entfernung vom linken Gestade blicken die Kirchthurmspitzen eines freundlichen Städtchens auf uns herüber. Der Staffelberg in seiner wunderlichen Formation erhebt sich nicht allzuweit davon. Das Städtchen führt einen ziemlich gleichlautenden Namen: Staffelstein heisst es. Mit Mauern und Thürmen trotzt es noch immer, als habe es eine unruhige Ritterschaft zum Nachbar. Ob die ehrsamen Einwohner noch immer so hochherzigen, patriotischen Sinn besitzen, als im Jahr 1633, wo sie es auf Anreizung eines österreichischen Lieutenants, der mit einer halben Compagnie Pappenheimer im Ort lag, wagten, ihre Stadt gegen eine Abtheilung des Schwedenheeres zu vertheidigen? Es bekam ihnen zwar schlecht den guten Bürgern; denn die Schweden erstürmten die Ringmauer und massacrirten mehr als 200 Menschen; dennoch zeigt es aber von nicht geringem Muth und Entschlossenheit. Sehenswürdigkeiten besitzt der Ort nicht; unweit davon auf dem Weg nach dem Staffelberg liegt indess eine Linde, über deren Blätterkrone schon manches Jahrhundert streifte. Sie ist eins der grössten Exemplare, ein Reiter kann in dem hohlen Stamm sein Pferd wenden. In dem Städtchen zählen wir ungefähr 1200 Einwohner. Es kömmt schon als Villa Staphelstein in Urkunden des 11. Jahrhunderts vor, und darf sich der Ehre eines Reichstages rühmen, den Kaiser Lothar II. hier abhielt. Damals erhielt sie auch Stadtgerechtigkeit.

Wer ein Freund schöner Fernsichten ist, soll den nahen Staffelberg nicht unbestiegen lassen. Sein Gipfel bildet eine ansehnliche Höhe, auf welcher sich eine kleine Kapelle befindet, zu der am St. Aldegunde's Tag stark gewallfahrtet wird. Ein Eremit, ein rüstiger, freundlicher Mann, der auch ein Fernrohr in Bereitschaft hält, unterstützt den Priester beim Gottesdienst und nährt sich dabei von den milden Gaben der Landleute. Vor altersgrauer Zeit stand hier ein Schloss, und die Sage geht, ein Ritter aus demselben soll, als er auf einem Kriegszug

nach Luxemburg in Lebensgefahr war, das Gelübde gethan haben, der Luxemburger heiligen Adelgunde eine Kapelle nach seiner Rückkehr errichten zu wollen.

Das erste Dörfchen, das unser Fluss nunmehr berührt, heisst Wiesen; ich weiss von ihm nichts weiter zu berichten, als dass es eine hübsche Filialkirche, die recht friedlich auf einem schönen freien Platz vor dem Dorfe liegt, besitzt. Auch wird in Banzer Urkunden ein Rittergeschlecht de Wiesen genannt. Zu interessanten historischen Forschungen ladet uns der Marktflecken Döringstadt, weiter abwärts, eine Viertelstunde vom rechten Ufer entfernt, ein. Schon im Jahr 819 wird in einer Schenkung der Gräfin Marburch der Ort Duringestat *(circa Mogum)* genannt. 19 Jahre früher übertrug die Abtissin Enchilde ihre Besitzungen zu Duristodla *in pago* Grapfeld dem Abt zu Fuld. Im Munde des Volkes hat sich, ein seltner Fall, die Urkundenbenennung des Orts erhalten: Durgenstatt oder Thurstadt hören wir von den Lippen der Landleute schallen, und wem rufen diese Laute nicht den alten germanischen Volksstamm, die Thüringer, welche hier so manches Jahrhundert hausten, in's Gedächtniss zurück? An eine Niederlassung derselben erinnert der Ortsname noch gar treulich. Um 1290 herum war der Bischof Arnold v. Bamberg, ein Graf v. Solms, hier begütert. Heutzutag finden sich in circa 80 Häusern 480 Einwohner. Der Handel mit Kleesamen ist sehr bedeutend. Die Uferumgebungen haben seitdem wieder eine neue reizende Umgestaltung angenommen; durch üppige Saatfluren wiegt der Fluss seine Wellen, die Bergketten treten mehr zurück und lassen einer fruchtbaren, sanftaufsteigenden Ebene Platz. Durch das düster-romantische Thal hat unser Main sich stürmisch gedrängt und athmet jetzt freier, wie die flüchtige Gazelle, wenn sie, dem Pfeil des Jägers entronnen, die Oase gewann. Zwei stattliche Dörfer fallen uns jetzt zuerst in's Auge. Ebensfeld auf dem linken ist das eine genannt. Es führt seinen Namen in der That; denn wohl selten mag ein schöneres ebneres Feld gefunden werden, als das, auf dem sich unser Ort ausbreitet. Dass er nicht den Slaven, sondern einem deutschen Volksstamm seine Benennung verdankt, bezeugt eine Urkunde vom Jahr 819, wo er bereits Eblisfelt genannt wird. Es liefert uns dies einen Beweis, dass Kultur und Ackerbau schon lange vor dieser Zeit in der obern Main-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

gegend geblüht haben müssen. Das Pfarrdorf gehört noch heute zu den bedeutendsten im ganzen Landgericht Lichtenfels, beinahe 700 Menschen wohnen hier. Die grosse Commercialstrasse zieht sich mitten durch den Ort und ist für manchen eine Quelle des Wohlstandes geworden.

Gegenüber, jedoch mehr an die Höhenreihe gelehnt, gewahren wir das Filialdorf Oberbronn *), zu Ebensfeld gehörig; eine Viertelstunde weiter hinab gelangen wir nach Unter-Bronn. Hier war um 1224 ein Dienstmann des Ritters Friedrich Waldpot begütert, der sein Besitzthum den Schwestern *in monte sanctæ Mariæ* übertrug. Nach vielen Krümmungen, die man jetzt zum Vortheil der Flösserei nach und nach zu beseitigen bemüht ist, erreicht der Fluss endlich den Sitz der berühmten freiherrl. Brockdorfischen Familie, Schloss und Dorf Unter-Leiterbach. Das erstere blickt recht freundlich über die Ebene her durch das dunkle Grün der Bäume. Schon vor Alters stand in dem Ort ein burglicher Bau der Herren v. Schaumburg. Das Geschlecht starb aus, wie wir bereits oben (S. 83) erfuhren und die Grafen v. Brockdorf erbauten im vorigen Jahrhundert das hiesige Schloss, jedoch nicht auf der Stelle des alten. In den Banzer Urkunden des 12. u. 13. Jahrhunderts kommen sehr häufig *nobiles de Letterbach* vor; ich zweifle nicht, dass wir ihre Abstammung hier zu suchen haben. Von ihnen erwarben die Schaumburge wahrscheinlich die Advokatie. Indess wird der Ort schon in jener Schenkungsurkunde vom Jahr 819 genannt. Das Patrimonialgericht übt der Graf v. Brockdorf aus. Der Ort zählt 340 Einwohner und ist Filiale von Ebensfeld. Ein anderes Leiterbach, das obere genannt, liegt nur eine kleine Viertelstunde landeinwärts. Wir aber kehren auf unsern Fluss zurück, um Zapfendorf, das uns schon so lange einladende Grüsse herübersandte, zu erreichen. Es ist ein gar wohlhabender Ort

*) Zu Oberbrunn war ehedem eine Burg, welche 1268 Graf Herrmann v. Henneberg erbaute. Sie war Liebenburg genannt und da der Graf Streit mit dem Bischof Berthold v. Bamberg deswegen erhielt, so verkaufte er ihm die Besitzungen, die er erworben, um 650 Denarien. Das Schloss sollte den Brüdern Iring und Dietrich von Chunstatt überantwortet werden. Es wurde aber bald darauf in einer Fehde zerstört und später unter dem Namen Brunn wieder aufgebaut. Im Jahre 1671 war es bereits gänzlich verfallen.

mit über 600 Einwohner und einer stattlichen, kaum 100 Jahre alten Kirche. Einst war hier der Sitz eines bambergischen Vogtei-Amtes. Im Jahr 1244 war der Herzog Otto v. Meran 800 Mark Silbers bedürftig. Die lehnte er von seinem lieben Getreuen, dem Eberhard Förtsch von Turnau und dessen Sohn Albert von Waldenrod. Als Unterpfand übergab er ihnen lehensweise Schloss Arnstein, und die Dörfer Rothmannsthal und Zapphindorf. Vier Jahre darauf starb er durch Mörderhand. Die Grafen v. Truhendingen scheinen die Pfandschaft wieder eingelöst zu haben, da sie 1390 die Lehenschaft dem Stift Bamberg käuflich übertrugen. In der Umgegend müssen nach jener Urkunde vom Jahr 819, der wir schon oben gedachten, einst mehrere Ortschaften bestanden haben, an die nur mehr die verstümmelten Flurbenennungen erinnern. Ein *Wazcerlosa* wird namentlich aufgeführt, auch ein *Eibingen*, das wir in der kleinen Filiale Ebing am rechten Ufer wieder finden. Welche Schlüsse sind wir zu machen berechtigt, da wir schon vor mehr als 1000 Jahren Dörfer (*villæ* *) in dieser Gegend finden, die uns noch im 10. Jahrhundert mit Sümpfen und undurchdringlichen Wäldern bedeckt, geschildert wird. Mich möchten beinahe gerechte Zweifel vor dieser Schilderung erfüllen; eher möchte ich glauben, die slavischen Völkerschaften, welche ehedem hier hausten, hätten den Deutschen ein wohl angebautes Land hinterlassen.

Der Fluss läuft jetzt in ziemlich grader Richtung auf das ansehnliche Pfarrdorf Güssbach zu, das sich in einiger Entfernung vom linken Ufer ausbreitet. Die hiesige Mainfähre ist eine der besuchtesten, da sie die Bamberger Strasse mit dem Itzgrunde verbindet. Die Fuhrleute benutzen gewöhnlich eine seichte Stelle im Fluss, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Güssbach ist ein sehr wohlhabendes katholisches Pfarrdorf mit 600 Einwohnern, die blühenden Feldbau und Viehzucht treiben. Der Ort bewahrt durch Tradition das Andenken an die frühere

---

*) Man ist gewohnt, das Wort *villa* in den Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts meist mit Hof, z. B. *villa regia*, Königshof, zu übersetzen. Ausnahmen sind jedoch zu gestatten. Eine solche muss ich bei jener höchst wichtigen Urkunde vom Jahr 819 (v. Schannat, *trad. fuld.* 282) machen; ein Hof ist meist Besitzthum des Einzelnen, hier heisst es aber: .... *tradidit in villa et in villis .... quidquid proprietatis habuit in locis istis (circa Mogum sitis) una cum familiis.*

Grösse und Bedeutenheit. Einst soll Güssbach weit ansehnlicher als jetzt gewesen sein. Mit Mauern und Thoren trotzte es, und eine waffenfähige Mannschaft belebte das Innere. Ein eignes Schöppengericht sprach strenges Recht in einem bestimmten Hause, das man noch zeigt.

Gleich unterhalb des Fährhauses wendet sich der Main nach Norden und beschreibt einen ungeheuren Bogen, um seine Freundin aus Thüringen, die geschwätzige Itz, aufzunehmen. Die weiss ihm gar wunderliebliche Sagen und Naturschönheiten zu beschreiben; denn hoch aus dem Thüringer Wald kommt sie her, und es wurde ihr sogar vergönnt, die schöne Herzogsstadt Coburg in ihrer ganzen jetzigen Pracht und Herrlichkeit zu schauen. Durch ihre Fluthen reift der Main allmählig zum kräftigen Jüngling heran.

Seinen idyllischen Character legt unser Fluss jetzt wieder auf eine Zeitlang ab. Eine kurze Strecke noch und die Bergkette des Baunacher Grundes senkt sich plötzlich schroff ab und stemmt sich den Wellen trotzig entgegen. In weitem Bogen umschlingt der Main die Felsenmassen und rüttelt vergeblich an den riesigen Fundamenten. Gerade da, wo er am heftigsten tobt, hat man seinem Nacken eine steinerne Brücke aufgezwungen, welche den durch seine Naturschönheit hochberühmten Baunachergrund mit der grossen Bamberger Strasse verbindet. Hoch in das Waldgebirge hinauf windet sich der Pfad, und ich glaube, es wird sich der Mühe wohl verlohnen, ihm eine kleine Strecke zu folgen. An dem Baunach-Flüsschen, das in den Main mündet, liegt ein gar freundliches Oertchen in dem reizendsten Thale. Es führt denselben Namen wie das Wasser, das seine Mauern benetzt, seine Mühlen treibt. Einst war der Ort hochberühmt als Sitz eines bambergischen Oberamtes und als Hauptort des 5. Cantons der fränkischen Reichsritterschaft. Heutzutag wohnen ungefähr 1000 Menschen hier, die sich vom Hopfen- und Feldbau nähren. Auch sind die Jahrmärkte nicht wenig berühmt. Des Ortes Entstehung haben wir wahrscheinlich in den Zeiten der carolingischen Könige zu suchen; schon um 823 fand sich eine Kirche hier, welche zum Theil noch steht.

An die schöne Magdalenenkapelle, die malerisch auf einer Anhöhe liegt, knüpft sich eine Sage, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Um das Jahr 1473 lag zu Baunach der reiche Fuhrherr Victorin Ueberkamm arg darnieder. Er hatte sich viel Geld und Gut auf seinen Reisen gewonnen und wollte sich jetzt mit dem Himmel versöhnen. Ein frommer Pater rieth ihm, eine Kapelle zu Ehren der heil. Magdalena zu bauen. Das war dem Kranken wohl recht, nur drückte ihn sein Gebreste und er vermochte nicht, die Stelle aufzusuchen, auf der sich das Gotteshaus erheben sollte. Da rief er seinen alten treuen Knecht, und sprach also: Freund, wenn meine Augen der Tod gebrochen hat, dann wirf meinen Leichnam auf die Schleife, die uns so viele Jahre gedient hat; ziehe auch die beiden alten blinden Schimmel aus dem Stalle und spanne sie davor. Sie mögen laufen über Berg und Thal; und wo sie still stehen, da soll man das Häuslein bauen und mich mag man dann auch dort einscharren. Und der Knecht that wie ihm geheissen. Die Gäule liefen aber nicht über die Ebene, sondern trabten den Berg hinan und da, wo heutzutag die Kapelle steht, ruhten sie aus. Der Weg hinauf ist bequem, die Aussicht von der Höhe schön, im Innern des Kirchleins finden sich mancherlei Merkwürdigkeiten; deshalb soll man einen Besuch nicht vergessen.

Wir kehren vorläufig auf dem nächsten Weg wieder nach unserm Fluss zurück. Die Ufer haben eine neue romantische Gestaltung angenommen. Schroff über dem rechten erheben sich waldbewachsene Höhen und schäumend tobt der Main in seinem eignen Bett; desto freier bleibt das linke Ufer. Ueber die Ebene schweift der Blick hinein in das Regnitzthal, das mit hoher Würde Bamberg, die alte Metropolis, überwacht. Auch die tausendjährige Ruine Giech, einst der mächtigen Herzöge v. Meran stolzes Schloss, schaut in der Ferne auf den Wasserspiegel unseres fränkischen Stromes herab. Zunächst streicht er an dem Pfarrdorf Kämmern vorbei, dem wir schon in einer Urkunde vom Jahr 1017 begegnen. Auf einen freien Platz im Ort hat man eine hübsche Kirche gebaut, und die Kämmerer können das wohl; denn sie sind recht wohlhabend. Hier zeigen sich auch die ersten Spuren des fränkischen Weinbaues, der, wie uns viele Urkunden melden, ehedem in dem ganzen obern Maingebiet ziemlich eifrig betrieben wurde. 570 Menschen wohnen jetzt hier in 100 Häusern. Weit stattlicher und ansehnlicher breitet sich der Nachbarort Hallstadt aus. Wir betreten so zu sagen einen klassischen Boden in der fränkischen Geschichte.

Jetzt nur mehr ein Marktflecken mit 1600 Einwohnern, war dieses Hallstadt nach allen Anzeichen schon vor tausend Jahren vielleicht keine unbedeutende Stadt. Bereits im Jahr 779 wird es genannt, und wenn wir richtig schliessen, so war es damals eine Hauptstadt der Slaven. Sie sollen selbst einen Tempel hier gehabt haben, der auf Carl's des Grossen Geheiss in eine christliche Kirche umgeschaffen wurde. Bestimmt dürfen wir annehmen, dass der Ort einst bedeutender als Bamberg selbst war. Dieses begünstigte das Glück, während jenes der Vergessenheit anheimfiel. Schon im 9. Jahrhundert äusserte sich hier der Geist des Handels, allein die rasch emporblühende Metropolis erstickte ihn als Embryo. Noch im 16. Jahrhundert war der Ort wenigstens noch einmal so gross, als heute; denn als sich im Jahr 1525 die Einwohner empörten, brannten die Bundestruppen an 500 Häuser weg. Damals oder im 30jährigen Krieg ward auch die Brücke, die einst über den Main führte, zerstört. In dem Ort findet sich manches interessante Gebäude, auch die Kirche ist ihres hohen Alters wegen sehenswürdig. Es herrscht viel Betriebsamkeit hier. Die Erzeugnisse der Kunstwebereien, besonders Damast, haben Ruf. Einträglich ist der Wein- und Hopfenbau. Jenseits liegt der Weiler Dörfles oder Dörfleins, einer der ältesten Orte in ganz Franken. Schon im Jahr 824 überträgt ein Edler Namens Nidgoz sein Gut, welches er zu Turphilun *(juxta ripam fluminis Moin)* im Lande der Slaven, die damals noch hier hausten, besass, dem Kloster Fuld. Die Sage, hier solle der fränkische Weinbau zuerst begonnen haben, ist ziemlich verbreitet. Wir können ihr aber nicht glauben. Ehedem hatte das Grafengeschlecht der Herren von Hagelheim ein Schloss hier, das im Bauernkrieg zerstört wurde. Das rechte Ufer windet sich in allmähliger Aufsteigung zum Gipfel jenes herrlichen Kreuzberges empor, der sein Haupt so ernst und erhaben über die schöne Ebene und unsern Fluss erhebt. Vor allen andern ist er der Besteigung würdig. Hoch oben hat ein frommes Gemüth den Heiland aufgerichtet; ein gigantisches, steinernes Kreuz lenkt das Herz dem Himmel zu, wenn Blick und Gemüth in der majestätischen Natur schwelgen. Wohl dürfen wir sie erhaben nennen, denn selten möchten sich Fernsichten finden, die, wie diese, Alles vereinen, was das Auge befriedigen, die Brust erheben kann. Aufgerollt liegt ein

grossartiges Panorama vor uns. Nach welcher Himmelsgegend wir auch die Blicke wenden, immer begegnen wir neuen Abwechselungen, neuen Bildern. Gegen Nordost öffnet eine der schönsten Berglandschaften ihre Thäler. Da gestalten sich in tausendfachen Formationen die Höhen. Bald streben sie schroff und rauh, ein unfruchtbares, wildes Gestein, gen Himmel. Bald steigen sie stolz empor, auf Rücken und Haupt edles Waldgehölz tragend. Andern Orts krönen sie sich mit Burgen, Schlössern und Kirchen und üppige Saatfelder wogen auf ihren Flächen. Unvergleichlich ist der Anblick, besonders wenn die Sonne sich allmählig gegen Westen neigt. Von Berg zu Berg streifen die Schatten, grosse Reflexe flüchten sich von Dunkel zu Dunkel, erlöschen und erscheinen wieder. Fast grell taucht die weisse Herzogsburg Coburg hervor, nach und nach jedoch umhüllt sie ein roth-goldner Nebelschleier — noch ein Moment, und sie ist dem Auge entschwunden. Nacht lagert sich auf die fernern Gebirgsmassen, die näher liegenden sind noch in eifrigem Kampfe mit der Dunkelheit begriffen, vergebens — die Himmelsleuchte erlischt und eine formlose Masse lagert sich zu unsern Füssen. Schlösser und Ruinen, Dörfer und Kirchen verschwinden plötzlich wie in einer *laterna magica*. Auch die schönen Thürme der ehemaligen Abtei Banz sind unsichtbar geworden. Gen Westen folgen wir dem Lauf unseres Flusses, der sich bis Schweinfurt fast ununterbrochen durch ein romantisches Thal windet. Wo aber finde ich Worte, die Naturschönheiten, die sich im Süden vor unsern Augen entfalten, zu beschreiben. Tief unter uns trägt der Main seine Fluthen zu der längst ersehnten Pfälzer Jungfrau, der allgeliebten Regnitz. Die Verbindung dürfte eine mehr als standesgemässe genannt werden. Die Braut ist reicher, selbst stärker und grösser, mithin auch älter. Schöne Länder hat sie gesehen, an reichen Städten floss sie vorüber; Nürnberg, das hochberühmte, Erlangen, das gelehrte, Forchheim, das alte und Bamberg, das alles in sich vereint, bespülte sie mit ihren Fluthen.*) Unser Main, ein

---

*) Die Regnitz wird aus der Vereinigung zweier kleinen Flüsse, der Rednitz und Pegnitz, die bei Fürth zusammenfliessen, gebildet. Bei Forchheim wird sie schiffbar. Obgleich sie meist durch Sandland fliesst, trägt sie doch viel zur Befruchtung der Ufer bei.

kräftiger, munterer Gebirgssohn, hat nicht viel von alledem gesehen, dennoch wollen wir mit der Natur nicht rechten. Die Regnitz wäre ohne den Main, dieser ohne jene nichts; durch einander, durch gegenseitige Kraft werden sie mächtig. Das ist eine Lebensregel, die man sich nicht tief genug einprägen kann.

BAMBERG.

(v. das Register am Schluss des ganzen Werkes.)

Bamberg, die alte Metropolis fesselt zunächst unsere Aufmerksamkeit. Da liegt sie stolz ausgebreitet, wie ein Pfauenschweif, theils am Abhang des Berges, theils auf der Ebene. Zahllose Thürme verleihen ihr ein prunkendes Ansehen und erinnern an die Priesterherrschaft, welche einst hier waltete. Ernst, gleich einer Gedächtnissäule der entschwundenen Kraft und des Rittersinns, reckt der Wartthurm des Babenberger Schlosses sein alterthümliches Haupt zum blauen Himmelsdom empor. Es liegt ein erhabener Spott in dem Umherschauen dieses gewaltigen Baues. Wie viele Jahrhunderte strichen über seine Zinnen und liessen kaum einen Hauch der Erinnerung zurück; wie manche Generation sah er aussterben! Er schaut in das Treiben und Jagen, Wetten und Wagen der Gegenwart und fürwahr — wenn Denkungskraft in ihm wohnte — dann müsste ein gerechtes Mitleid in seinem Innern auftauchen.

Die Umgebungen der Stadt dürften nicht leicht so reizend bei einer andern wiedergefunden werden. Schon vor Alters war sie hochberühmt deshalb, selbst der „gewissenhafte Antiquarius der deutschen Ströme“ bricht im vorigen Jahrhundert in Worte des gerechten Entzückens aus. Wir dürfen Bamberg die gesegnete Mitte unseres deutschen Vaterlandes nennen. Céres und Pan scheinen auf die ganze nordöstliche Flur ihr reiches Füllhorn ausgeschüttet zu haben. In jenem dunklen Wald, der sich östlich über die Ebene und die Höhen hinauf ausbreitet, haben Diana und ihre Nymphen ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Auch die Najaden im Fluss fehlen nicht. Frieden, Segen und Fruchtbarkeit walten allüberall.

Von welcher Seite man der Stadt auch nahen mag, immer erscheint sie prächtig, ja grossartig. Namentlich wähle man sich den Standpunkt von Hallstadt aus. Die Stadt, terrassenförmig zur Altenburger Höhe hinansteigend, liegt in einem wahren

Digitized by Google

Digitized by Google

Kraus del. Siegfried sc.

BAMBERG.

Digitized by Google

Garten. Es ist ganz unglaublich, welche unendliche Fruchtbarkeit diese sorgfältig bebauten Felder besitzen. So weit das Auge reicht, findet es fast keinen leeren Fleck. Da sehen wir unermessliche Beete von süssen Schoten, Bohnen, Spargeln, ganze Armeen von Kohlköpfen, kurz alle Arten von Gemüssen, selbst officinelle Kräuter. Was anderwärts nur unter sorgfältiger Pflege im Garten gedeiht, reift hier die warme fränkische Sonne auf freiem Felde. *)

Umgebung wie die Stadt selbst harmoniren in seltener Vereinigung mit einander. Die letztere auf und an Hügeln gebaut, überrascht beim ersten Anblick durch die Menge ihrer öffentlichen Gebäude; die erstere kann mit vollem Recht eine anmuthige genannt werden. Bamberg würde sich zweifelsohne in Mitten einer andern Umgebung schlecht repräsentiren. Die Berge, von denen die Stadt gleich einem riesigen Gürtel umschlossen ist, halten sich in respektvoller Entfernung und gönnen der Häusermasse überreichen Raum, sich auf der herrlichen Ebene auszubreiten. Dadurch wird eine Vereinigung des Lieblichen mit dem Romantischen bewirkt, die nicht leicht eine andere Städteansicht darbietet. Man hat einige deutsche Städte ihrer Lage oder Kunstschätze wegen mit Italiens und Griechenlands gefeierten Musensitzen verglichen. Dresden heisst Elbflorenz, München wird das deutsche Athen genannt; unser Bamberg vereint aber eine doppelte Bedeutung durch seine Lage. Während der untere Theil der Stadt durch die vielarmige Regnitz in zahlreiche häuserbesetzte Inseln getheilt wird, erhebt sich der obere auf mehreren Hügeln. Deshalb ist man in Verlegenheit, ob man es mit dem Ehrentitel eines „deutschen Venedigs oder Roms“ belegen soll. Uns dürfte das ziemlich gleichgültig sein. Bamberg ist eine Stadt höchstwichtig für die Kulturgeschichte des mittleren Deutschlands; sie hat nicht nöthig, sich mit fremdem Firlefanz zu schmücken, um noch interessanter zu erscheinen, als sie schon ist.

Die älteste Geschichte der ehemaligen Bischofsresidenz verschwindet im tiefsten Dunkel der Vorzeit. Noch im Jahr

---

*) Die fleissigen Bebauer dieses dankbaren Bodens bewohnen in der Stadt ein eigenes Quartier und bilden eine grosse Zunft, aus 508 Meistern, 70 Gesellen und 300 Tagelöhnern bestehend.

1005 schreibt Bischof Heinrich von Würzburg an seinen Freund Arnold von Halberstadt: der ganze östliche Theil seines Kirchensprengels sei ein mit Wald bedecktes Land, durchschnitten von Sümpfen und nur von den Horden der Slaven bewohnt. Aus politischen Gründen mag der fromme Mann diese Gegend so ungastlich geschildert haben, denn Anderes wissen die Urkunden zu berichten. Schon im 8. Jahrhundert finden wir zahlreiche Höfe und Ortschaften in der ganzen Gegend, die reiche Edle an das Stift Fuld schenkten. *) An den Ufern des Mains blühte zu Kaiser *Conrad's* Zeiten (911) schon hier die Rebe und in 26 Kirchen, die Karl der Grosse errichtet, ward der Gekreuzigte gepredigt. Bamberg, in der ältesten Urkunde vom Jahr 975 Papinberg geschrieben, war bereits im 9. Jahrhundert der Sitz eines mächtigen Geschlechts, der Markgrafen von *Babenberg*. Slaven mögen nach Beendigung der grossen Völkerwanderungen die ersten tüchtigeren Bebauer des Bodens gewesen sein, den wir jetzt in schönster Saatenfülle prangen sehen. Vor dem hausten hier in altergrauer Zeit die germanischen Stämme der Hermunduren, die den Franken und noch später den Thüringern Platz machten. Zu der fränkischen Könige Zeiten gehörte Bamberg in den alten Radenzgau der *francia orientalis*, die damals noch *Nuistria* hiess. Ob jene slavischen Völkerschaften auf dieser Stelle ihre Hauptstadt gegründet und sie nach ihrer Göttin Baba benamset haben, oder ob wir ihre erste Entstehung dem *Babenberger* Grafengeschlecht zu danken haben — wer mag es entscheiden?! Aus jenem Zeitalter der rauhen Kraft hat sich kein ariadnischer Faden zu uns herübergerettet. Mit dem Erscheinen Heinrichs II, jenes frömmsten aller deutschen Kaiser, beginnt es erst glorreich zu tagen. Bambergs Kulturgeschichte gleicht dem Erscheinen der ewigen Himmelsleuchte; kaum zeigt sie sich im fernen Osten, so überstrahlt sie auch siegreich die fliehende Nacht. Babenberg, die Slavenstadt, ward nach dem schmählichen Tode des ostfränkischen Grafen Adalbert, den Herzogen von Baiern zuertheilt. Die Gemahlin Heinrichs II empfing 1002 die Stadt zur Morgengabe. Doch hatte das Schicksal unsere emporstrebende Stadt zu noch Höherem bestimmt. Heinrich ward im Jahr 1002 zum deutschen

*) v. *Schannat*, *trad. fuld.* 282 u. *Eckardt*, *comm.* II. 899.

König gewählt. Da jammerte ihn die geistige Bedrückung, in welcher die Bewohner der obern Main- und Rednitzgegend *(regio Slavorum)* lebten. Trotz Kirchen und Bethäusern, Pfaffen und Klöstern, wollte das Christenthum doch keine kräftige Wurzel schlagen; denn des Bischofs von Würzburg Krummstab reichte nicht in dies rauhere Land und im Dunkel ihrer Wälder beteten die Slaven noch immer den Bielbog und Swantewit an. Und eine grosse Kirchenversammlung ward nach Frankfurt berufen; lange kämpfte der fromme Kaiser gegen die Bedenklichkeiten der geistlichen Oberherrn, er flehte, bat, ja er vergass seiner kaiserlichen Würde und warf sich vor den Füssen seiner Gegner nieder. Solcher Beharrlichkeit war kein längerer Widerstand zu leisten. Heinrich siegte und im Jahr 1008 empfing sein Kanzler Eberhard als erster Bischof des neuen Bisthums Bamberg, die Weihe vom Papst selbst. Kirchen und Kollegiatstifte erstanden nunmehr plötzlich wie durch einen Zauberschlag. Sie waren Bambergs emporstrebender Cultur ein Bedürfniss; jenen Pflanzstätten der Intelligenz verdanken wir auch hier die erste geistige Entwickelung. Heinrich starb und die Saat, die er gesäet, ging auf und trug herrliche Früchte. Mehr und mehr wurden, durch das Bedürfniss hervorgerufen, die Wälder ausgerodet, Colonisten ins Land gezogen, der Boden sorgfältiger bebaut. Herrliche Freiheiten errang sich das kaum gestiftete Bisthum, dem Papst allein gehorchte es, und nach Bischof Otto des Heiligen Tode (1103-1138) erhielt Volk und Geistlichkeit das Recht, den geistlichen Oberherrn aus ihrer Mitte zu wählen. Eng verwebt ist die Geschichte des Bisthums mit der unserer Stadt, wie sich jenes hob, blühte diese empor und alle harten Schläge, die das Schicksal über die Stiftung Heinrichs verhängte, empfand Bamberg mit. Die Einfälle der Hussiten (1430), die Empörungen der Bürger 1525, selbst die Besetzung des Stifts und der Stadt durch die Truppen jenes wilden Albrecht v. Brandenburg (1553) konnten nur momentan Stadt und Bisthum gefährden. Immer wenn die Noth am höchsten stieg, stand ein Regent auf, der mit weiser Hand die Wunden seines Staats heilte.

Die Reformation mit dem ganzen Gefolge ihrer blutigen, kriegerischen Ereignisse und den Sturmeswehen, die sie hervorgerufen, war allein vermögend, dem geistlichen Staat, der sich über ein halbes Jahrtausend unter dem Krummstab wohl

befunden hatte *), eine andere Richtung zu geben. Sie und der 30jährige Krieg waren der Arzt, der all die krankhaften Staatskörper Deutschlands einer schmerzhaften Operation unterwarf. Auch Bambergs Bischof zitterte für sein Land, das Schwedens König dem kühnen Bernhard von Weimar versprochen hatte; doch anders verhängte es der Rathschluss des Ewigen. Der westphälische Frieden gab Bamberg seinem angestammten Herrscher zurück. Fürstbischof Melchior Otto empfing mehr, als er auf kurze Zeit verloren hatte. Seine Länder wurden ihm wieder und mit ihnen zugleich der unbeschränkte Genuss aller Hoheitsrechte, die seine Vorfahren bisher noch entbehrt hatten. Ein neues, herrliches Leben blühte Bamberg und dem ganzen Stifte empor. Treffliche Regenten erstanden und heilten die Wunden, die dem Staatskörper geschlagen worden waren; das 17. und 18. Jahrhundert sah unsere Stadt auf dem Culminationspunkt seines Glanzes. Die meisten herrlichen Gebäude, die uns noch heut zu Tage mit Staunen und Bewunderung erfüllen, gehören jener Periode an. Unvergesslich sollen die Namen Lothar Franz und Friedrich Carl v. Schönborn jedem Bamberger sein. Der 7jährige Krieg war indess wieder der Vorläufer einer Reihe von Drangsalen, die sich erst mit der gänzlichen Auflösung des Bisthums endigten. Die Preussen haben damals (1758) übel in der ehrwürdigen Bischofsresidenz gehaust. 2 Millionen Gulden schleppten sie weg und ausserdem lagen noch 58 Gebäude in Asche. Franz Ludwig, der Unvergessliche, vermochte nicht alle Thränen zu stillen, er starb noch vor Ausbruch des französischen Revolutionskrieges, und sein Nachfolger, der 71jährige Christoph Franz, aus dem Hause Fechenbach, konnte dem reissenden Strom der Ereignisse keinen kräftigen Widerstand leisten. Er ernannte seinen Neffen Georg Carl, Fürstbischof von Würzburg, zum Coadjutor und das war die letzte Handlung von Bedeutung, denn 1802 erfolgte die Besitznahme der Bambergischen Länder durch den churbaierischen ausserordentlichen Commissär W. v. Hompesch. Die Säcularisation in ihrer ganzen

*) Das Bisthum Bamberg umfasste ungefähr 65 □ Meilen mit 140,000 Einwohnern, war in 54 Aemter eingetheilt und lag in der Mitte Frankens.

nüchternen Erscheinung trat ein, der Krummstab hörte auf zu regieren, und was die Väter heilig geachtet und geehrt hatten, darüber spottet die Generation des 19. Jahrhunderts. Die Poesie im Katholicism wanderte aus und an ihre Stelle trat der Materialism in seiner ganzen Allgewalt über die menschliche Natur. Auch die Bamberger haben sich mit stoischem Gleichmuth in das Unvermeidliche gefügt und vernahmen 1806 mit Frohlocken die Erhebung des churfürstlich baierischen Hauses zur Königswürde. Im Wesentlichen wurde an der alten Staatsverfassung nichts geändert, doch verdankt die Stadt der neuen Regierung eine Menge weiser Gesetze und die Verlegung der höchsten Behörden des ganzen Kreises in ihre Ringmauern. Bamberg zählt gegenwärtig in 2354 Häusern circa 21,300 Einwohner und erfreut sich eines blühenden Wohlstandes. Seiner geographischen Lage gemäss, als der Mittelpunkt Deutschlands und der grossen Hauptstrassen, sehen die Verkehrsverhältnisse einem ungeheuern Umschwung entgegen. Schon jetzt ist die Fremdenpassage sehr stark, sobald indess die grosse Eisenbahn, die das nördliche Deutschland mit dem südlichen verbindet; sowie die, jetzt nicht mehr zweifelhafte Dampfschifffahrt auf dem Main, zu Stande kömmt, muss die Zahl der Passanten auf eine kaum glaubliche Höhe steigen. Ich' habe mich schon (S. 21 dieses Werkes) bemüht, die Wichtigkeit dieser entstehenden Hauptstrassen darzustellen, hier wird der Platz sein, dieselbe ausführlicher zu schildern. Die Reisenden, die aus den weiter entlegenen nördlichen Staaten kommen und nach Wien oder weiter gehen, können nur zwei Wege einschlagen: entweder suchen sie von Hamburg oder Lübeck aus den Rhein aufwärts zu fahren, um ihre Reise auf dem Main und zu Land bis nach Regensburg fortzusetzen, oder sie wählen den kürzern Weg, die Elbe aufwärts bis Magdeburg oder Dresden und gelangen dann auf der Eisenbahn nach Bamberg, wo sie weiter an die Donau transportirt werden. Auf ähnliche Weise müssen die Reisenden aus dem Westen oder Osten ihre Wege wählen. Unsere Stadt bildet schon ihrer geographischen Lage wegen, bei jeder dieser Haupt-Routen, die sich wiederum in eine Menge Nebenrouten verzweigen, den natürlichen Concentrationspunkt, den unbedingten Stapelplatz für Reisende und Waaren. Nur ganz flüchtige Touristen werden an den Naturschönheiten und den Sehens-

würdigkeiten unserer alten Bischofsresidenz vorübereilen. Wer es nur einigermassen möglich machen kann, wird einen Aufenthalt von einem oder mehreren Tagen nicht scheuen. Dann aber beginnt für Bamberg eine neue Aera in den socialen und industriellen Verhältnissen überhaupt. Das Gasthofswesen wird und muss sich auf eine Höhe emporschwingen, dessen Culminationspunkt vorläufig noch nicht abzusehen ist. Wer meine Ansichten für Hypothesen eines excentrischen Kopfes hält, prüfe die Culturentwicklung der Verkehrsverhältnisse am Rhein. Thatsachen können nicht hinweggeläugnet werden, dort springen sie bei einem nur flüchtigen *coup d'œil* ins Auge. Hier wie dort ist aber eben das Gasthofswesen die grosse Achse, um die sich in unendlich verzweigten Parzellen der Wohlstand einer ganzen Bevölkerung dreht. Kein Stillstand ist mehr möglich, wer nicht eilt und Theil nimmt an der grossen Entwicklung unserer Epoche, wird fortgerissen und zu seinem Schaden überflügelt; denn

„Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!"

Meine Pflicht ist es nunmehr, dem Fremden wie Einheimischen ein getreuer Führer zu den zahlreichen Sehenswürdigkeiten unserer Stadt zu sein. Wir bleiben zuvörderst bei dem Charakter der Einwohner stehen. Die hervorragendste Tugend des Bambergers ist Gastfreundschaft und Geselligkeit. Er macht sich gern eine Freude und theilt diese am liebsten mit Andern. Ein biederer, gerader Ton, das rühmliche Kennzeichen des wahren Deutschen, herrscht im bürgerlichen Leben überall vor. Wer bei den Unterthanen der ehemaligen Priesterherrschaft Bigotterie oder gar Intoleranz sucht, wird sich betrogen finden. Die Geistlichkeit selbst bewegt sich in den Kreisen des socialen Lebens mit Freimuth und lässt am wenigsten Fremde von den oft zu eng gezogenen Schranken ihres Standes etwas empfinden. Wohl hängt der Bamberger an seiner angestammten Religion und ehrt fromm die Gebräuche der katholischen Kirche, allein dennoch wird Niemand, sei er auch andern Glaubens, nur eine Spur jener ängstlichen Vorsicht gegen Fremde finden, die eine allzuschroffe Intoleranz gewöhnlich mit sich zu bringen pflegt. Fremde von Bildung finden leicht Zutritt zu den engeren Familienzirkeln, doch dürfen sich Windbeutel und aufgeblasene Thoren

derber Zurechtweisung versichert halten; denn in seiner Gradheit macht der Bamberger wenig Umstände. Dieselbe Cordialität wie im Familienleben, empfängt den Fremden an den öffentlichen Vergnügungsorten und den abendlichen Sammelplätzen der Männerwelt. Deren zählt unsere Stadt gegenwärtig drei: die Harmonie, das Museum und die Concordia. Die erstere für die Aristokratie und vornehme Welt überhaupt, ist, was Journale und Lesezirkel betrifft, ausserordentlich reich ausgestattet, doch ist der vorherrschende Ton gezwungener als in den beiden andern. Wer den Bamberger in seiner ganzen liebenswürdigen Gemüthlichkeit kennen lernen will, muss Abends eine dieser letzteren Gesellschaften besuchen. Den gebe ich für das sociale Leben auf, der sich nicht unwillkürlich hingerissen von der natürlichen Herzlichkeit dieser ächten deutschen Menschen fühlt. Durch Bekanntschaft irgend eines anständigen Bürgers kann man leicht Zutritt erhalten. Der Bamberger liebt es überhaupt, wenn man seine Gefälligkeit mit Maass und Ziel in Anspruch nimmt, er bietet sie nicht aus Interesse oder *de haut en bas* feil, sondern übt sie, weil es in seinem Naturell liegt, eben gefällig zu sein. Schon durch diese eine Tugend zeichnet er sich rühmlichst vor dem eigentlichen Altbaiern aus, den man überhaupt bei aufmerksamer Beobachtung vom Franken bald unterscheiden lernt. Die Gränze zieht sich hierin oft schroffer als man glaubt, doch soll damit nicht gesagt sein, dass sich unter beiden verschiedenen Volksstämmen nur irgend eine Spur von Uneinigkeit oder Abneigung fände. Die Stadt fühlt sich glücklich unter dem baierischen Scepter und hat ihren Patriotism bei vielen Veranlassungen an den Tag gelegt. Der literarische Kunstsinn unserer Städter befindet sich freilich auf keiner höheren Stufe als in den meisten anderen Theilen des lieben deutschen Vaterlands. Hervorragende Erscheinungen im Gebiete der Wissenschaft und Belletristik erregen wohl hie und da Sensation, doch beachtet man im Allgemeinen das literarische Treiben gar wenig. Die materiellen Interessen des Tags absorbiren die Neigung dazu, doch sucht der seit 1824 gestiftete Kunstverein und der historische Verein für Oberfranken (1830) den Sinn für Plastik und vaterländische Geschichte zu wecken. Zu wünschen wäre, dass Magistrat und Bürgerschaft endlich einmal gemeinschaftliche Maassregeln ergriffen, um eine ordentliche Bühne herzustellen.

Wer mit vorurtheilsfreiem Blick diese Ansichten prüft wird es sich gestehen müssen, dass Bamberg zum längern Aufenthalt eine der angenehmsten deutschen Städte ist. Diese Erfahrung hat sich unter allen Umständen bewährt und noch fand ich Niemanden, der, wenn er einmal in ihr weilte, nicht begeistert von der Schönheit der Natur, der Vortrefflichkeit der Einwohner sprach. Garçons und Pensionnaires werden nicht leicht eine zweite Stadt finden, wo sie so wie hier in Ruhe und Annehmlichkeit ihr Geld verzehren können. Mit 300 Rthlr. kann man jährlich nicht allein gut, sondern sogar anständig leben.

Bamberg, obgleich der Einwohnerzahl nach nur eine Mittelstadt, umfasst dennoch ein Territorium von beträchtlichem Umfang. Sie ist in Form eines X gebaut und wird von der Regnitz dreimal durchschnitten. Im Allgemeinen besitzt Bamberg von dem Charakter des Düstern, Heiligen, den man gewöhnlich in einer ehemaligen Bischofsresidenz sucht, wenig Ueberbleibsel mehr. Ihre natürliche Lage halb am Fuss des Berges, halb sich die Höhe hinaufziehend und durchschnitten von dem Fluss, bedingt eine gewisse Unregelmässigkeit. Die ganze willkürliche, confuse Anlegungsweise und Bauart der Voraltern tritt hier dem Wanderer entgegen *). In den engsten, unansehnlichsten Strassen stehen oft die herrlichsten Paläste und noch öfters sind diese hinter Mauern versteckt. Das waren die Dom- und Kapitelherrn, die sie aufführten und es nicht liebten, mit ihrem Reichthum zu prunken. Dort führten sie ein stilles Leben, aber meist gewürzt von dem raffinirtesten Luxus. Mit der Säcularisation nahm die ganze Herrlichkeit eine Ende und die schönen Gebäude wurden um ein Spottgeld verschleudert.

---

*) Diese wurde noch dadurch, dass Bamberg eigentlich nie ganz mit Befestigungsmauern eingeengt worden ist, gefördert. 1435 wurden die Bürger nach einem Aufstand gezwungen, ihre Mauern mit eigenen Händen niederzureissen. Seit dieser Zeit wurde nur in den Stürmen des 30jährigen Kriegs eine momentane Befestigung versucht. Nach der Merian'schen Ansicht vom Jahr 1632 lief ein einfacher nasser Graben mit einer Mauer, in einem Halbzirkel, vom heutigen Militärmagazin an bis an die sogenannte Fischerei. Alle andern Stadttheile standen offen.

Wanderungen durch die Stadt.

Bamberg, die ehemalige Bischofsresidenz, verdankt dem frommen Eifer des zweiten Heinrich ihre Entstehung. Stets waren die kirchlichen Interessen in ihr vorherrschend, deshalb beginnen wir diese „Wanderungen" mit der Beschreibung der Tempel des Herrn. Nach jener Höhe pilgern wir, auf deren äusserster Spitze der Altenburg bemoostes Gemäuer emporragt. Dort erheben sich auf der ersten Aufsteigung des Berges 7 Kirchen und darunter glänzt ein Meisterwerk der Baukunst des 11. Jahrhunderts: der Dom. In diesen hohen majestätischen Hallen muss sich auch selbst der Rohe unwillkürlich ergriffen fühlen, losgerissen dünkt man sich in solchem Augenblick von den Fesseln der materiellen Welt, das Heilige, das Ueberirdische erfasst uns mit seiner ganzen Allgewalt. Wohin sich das Auge nur wendet, gewahrt es Meisterwerke der Plastik und Architektur aus der Kindheit der Kunst bis zur höchsten Vollendung. Heinrich II. legte 1004 den ersten Grund zu dem herrlichen Gebäude, das nach drei Jahren schon beendet gewesen sein soll. Wahrscheinlich war es grossentheils von Holz, denn eine Feuersbrunst zerstörte es 1081 beinahe ganz. Bischof Otto der Heilige liess es 1110 mit erneuter Pracht wieder herstellen, doch waren 1274 wieder neue Bauten nöthig, die durch Ablassgelder auch aufgeführt wurden. So haben die nachfolgenden Geschlechter mehr oder weniger an dem Gotteshaus gebaut und den ursprünglich byzantinischen Styl theils mit gothischen, theils jenen abscheulichen italienischen Verzierungen umgestaltet. Die geschmacklose Uebertünchung des Innern, wovon selbst viele der herrlichen Grabmäler nicht ausgenommen wurden, fand zuerst 1630 statt und wurde 1814 wiederholt; man arbeitet gegenwärtig an der Wiederherstellung des reinen Styls. Der Dom selbst besteht aus einem Hauptschiff und zwei schmäleren und niedrigeren Abseiten. An das erste stossen an beiden Enden zwei Chöre an. Die Hauptzierde des ehrwürdigen Gottestempels sind seine vier Hauptthürme. In dem soliden Baucharakter des 11. Jahrhunderts aufgeführt, unterscheiden sich die beiden hinteren von den vorderen durch einen zierlicheren Styl. Durch Säulengänge über den Chören sind sie mit einander verbunden, ihre Dächer sind hoch und

spitzig im altdeutschen Geschmack. Der Haupteingänge sind vier, am reichsten ist der gegen Mitternacht mit Sculpturarbeiten geziert. Im Halbrundbogen ist das jüngste Gericht, an den Seiten des Portals das Juden- und Christenthum dargestellt. Im Innern sind vor Allen die Grabmäler des Kaisers Heinrich und seiner Gemahlin Kunigunde, der Bischöfe und Domherren in Augenschein zu nehmen. Das erstere im Georgenchor, stammt aus dem Jahr 1513 und ist aus weissem Salzburger Marmor gearbeitet. Die Basreliefs stellen Scenen aus dem Leben der beiden frommen Eheleute dar und der ganze Sagenschatz, den Bamberg besitzt, knüpft sich in immer wiederkehrenden Varietäten an diese beiden Personen. Heinrich's Gemahlin, die ardennische Kunigunde, soll ein ebenso schönes, lebhaftes Weib gewesen sein, als ihr Eheherr ein hinkender, hässlicher Patron war *). Die Medisance übte damals im Rath der Weiber ebenso geschäftig, wie noch heutzutag ihr Amt. Die arme Kunigunde musste das übel empfinden; man trug ihr gar schlimme Dinge nach. Einmal soll sie verbotenen Umgangs mit den wohlgenährten Domherren und ein andermal mit dem Leibjäger des Kaisers, dem schönen Walter von Seckendorf, gepflegt haben. Vergebens rief sie den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld an — sie musste sich dem Gottesurtheil unterwerfen. Eines der Basreliefs zeigt sie uns auf glühenden Pflugschaaren wandelnd. Beim Kaiser war sie gerechtfertigt, nicht also beim Volk. Das neidete ihr den fürstlichen Prunk, der sie umgab. Eines Morgens stieg sie zu früher Stunde von der „Burg“ neben dem Dom herab. Ihr Fuss führte sie über die Regnitz, dorthin, wo heutzutag der Schiffskrahnen geschäftig sein Amt übt. Dichtes Gebüsch fasste damals noch das Ufer ein und hinter demselben spülten Bamberger Weiber ihre Wäsche. Die Frauen sprachen bald dies, bald jenes, endlich rief eine voll des Unmuths: „Ist das nicht ein elend und erbärmlich Leben? Da müssen wir mit der Sonne heraus und waschen uns die Hände wund und die K u n d e l, die Ehebrecherin, liegt oben auf weichem Pfühl und bricht dem Kaiser die Treue.“ Die Kundel aber stand

*) Die Statue an der Ostseite zeigt ihn uns mit seinem linken kurzen Fuss, unter den ein Stein geschoben ist.

hinterm Busch und schwur, das Lästermaul zu strafen. Eilend entrann sie auf das Schloss und entsandte flugs einen Edelknecht, einen Korb leckerer Speisen und Weine hinab zur „Greten“ zu tragen. Der Bursche lief und die Weiber sperrten die Mäuler, als sie hörten: „das schicke die Ehebrecherin.“ Doch ward ihnen nicht oft so edele Kost geboten und wacker griffen sie zu. Sie assen, wurden satt und zur Strafe kam das Lästermaul zuletzt daran. Aber, o Zeichen des Himmels! in Kröten und Molche verwandelten sich die Speisen, in stinkende Lache der Wein. Die Strafe war zu sichtbar und verschont blieb fürderhin die Kaiserin von bösen Zungen. Glückliche Zeiten, wo noch ein Korb Speisen die Ehebrecherinnen rein wusch, heutzutag müssten sich viele Weiber eigne Köche halten, um solchen Anforderungen zu genügen!

Die Kaiserin hatte sich beim Volk und ihrem Eheherrn in Respekt zu setzen gewusst. Heinrich muss, trügen nicht alle Zeichen, arg unter dem Pantöffelchen geseufzt haben. Aus purer Frömmigkeit hatten sich die beiden Eheleute strenge Enthaltsamkeit gelobt und ich zweifle keinen Augenblick, dass Henricus allen Anforderungen der Keuschheit genügt haben mag. Dafür musste er genug von dem Eigensinn seiner geliebten Gattin leiden. Widerspruch duldete sie ein für allemal nicht. Einstmals ergingen sich beide in der Umgegend von Bamberg. Es war am Vorabend eines Festtags, und harmonisch klangen die Glocken in dem weiten Thal zu ihnen herüber. Der Kaiser hatte vor kurzem eine solche im Dom aufhängen lassen und seine Gemahlin desgleichen. Da fiel es dem Kaiser ein, den Klang seiner Glocke gar hoch zu rühmen; Kunigunde aber pries die Ihrige noch weit mehr und so geschah es, dass sich die Köpfe erhitzten und die Kaiserin endlich im Unmuth ihren Ring vom Finger zog und in die Luft warf. Und der Ring flog weit und immer weiter, bis er endlich auf die Kundelsglocke niederfiel und ein gewaltiges Loch hineinschlug. Dem Geläute geschah aber trotzdem kein Eintrag, und hier wie anderwärts bekannte sich der gute Mann als besiegt. Deshalb lässt es sich auch leicht erklären, warum selbst im Tode der Kaiser noch so viel Respekt vor seiner Ehehälfte hatte. Der gute Herr starb um 1028 und fand seine Ruhestätte im Dom, wo man sein Conterfei gleich in Stein haute. Nach vielen Jahren

sollte die irdische Hülle seiner Gattin demselben Sarcophag beigefügt werden. Als man ihm in der Prozession nahte und den Deckel hob, ertönte plötzlich eine Stimme, die da rief: *cede, vire, virgini* und augenblicklich wandte sich Heinrich von der rechten nach der linken Seite. Die letzte Sage, die sich an das Grabmal knüpft, singt ein wackerer deutscher Dichter in nachstehenden Strophen:

Zu Bamberg auf des Kaisers Grab,
Der einst der Welt gebot,
Der ihr Gesetz und Rechte gab
Und hielt bis in den Tod,
Ein Denkmal hat man ihm geweiht,
Das Denkmal ist von Stein,
Da thronet hoch Gerechtigkeit,
Die soll auch steinern sein.

Die Wage hält sie in der Hand
Und so geziemts der Frau,
Die gleiches Recht ertheilt dem Land
Und allem Volk genau.
Nur Eins befremdet euch zu sehn,
Dass, wie sich deutlich zeigt,
Die Zunge, statt grad ein zu stehn,
Sich einer Seite neigt.

Und eine alte Sage spricht,
So hat man mich belehrt,
Verbürgen kann ichs freilich nicht,
Doch scheints bemerkenswerth:
Wenn einst der Wage Züngelein
Sich mitten inne stellt,
Das soll ein sichres Zeichen sein
Vom Untergang der Welt.

Drum glaubt nicht, was Propheten lang
Schon in die Welt posaunt,
Es ist zum nahen Untergang
Die Welt noch nicht gelaunt.
Posaunen Jerichos, der Schall
Euch viel zu früh entquillt:
Ihr seht ja, dass noch überall
Bamberger Wage gilt.

Karl Simrock.

Indem wir der Wahrheit, die der Dichter in der letzten Zeile ausspricht, vollkommen beistimmen, kehren wir zu den ferneren Sehenswürdigkeiten unserer Kathedrale zurück. Die Masse der bischöflichen und domherrlichen Grabmäler aufzuzählen, dürfte überflüssig erscheinen. Die Gemälde sind meist von Sandrat, Schönfeld, Merian; am ältesten dürften die 16 Bilder, Scenen aus dem Leben des heil. Georgs, von Ziegler (1575) sein. Von Werken der Xyloglyptik heben wir einige Chorstühle hervor, nach denen die gothischen Verzierungen auf dem Umschlag dieses Werkes gezeichnet sind. Die 26 Statuen der Apostel und Propheten im Georgenchor sind herrliche Werke der Skulptur im byzantinischen Styl, ebenso das grosse, 19½ Pfund schwere Crucifix von Elfenbein auf dem Maria-Himmelfahrtsaltar. Es soll von einem griechischen Künstler gefertigt und von Kaiser Heinrich im Jahr 1008 der Domkirche geschenkt worden sein. Von dem kostbaren Kirchenschatz und den 24 Reliquien sind nur noch einige Stücke vorhanden. Die Säkularisation hat das Werthvollste in ihrem unersättlichen Schlund begraben. Das Vorhandene wird zu jeder Stunde vom Kirchendiener gezeigt.

Aus dem nördlichen Thor hervortretend, fällt uns auf dem herrlichen Karolinenplatz die opulente neue Residenz zuvörderst in's Auge. Es ist ein grossartiger Bau im neurömischen Geschmack von 1698—1708 von Dinzenhofer aufgeführt. Er ist nur zur Hälfte beendet und war ehedem das Wohnhaus der Bischöfe von Bamberg. Der Herzog Wilhelm von Baiern hat seitdem darin residirt. Das Innere ist mit solider Pracht geschmückt; beachtungswerth ist der Kaisersaal mit schönen Frescogemälden. Auch ist in den Räumen des Schlosses die königl. Bildergallerie aufgestellt, die manchen schönen Meister besitzt. In diesen Sälen hielt Napoleon vor Eröffnung des preussischen Feldzugs Kriegsrath und von jener Höhe, dort wo der Abhang am steilsten ist, stürzte sich der heldenmüthige Berthier beim Einmarsch der Russen hinab. Ein schwarzes Kreuz bezeichnet noch heut die Stelle, wo er zerschmettert seinen Geist aushauchte. Von diesen Bildern einer traurigen Vergangenheit wenden wir uns nach der gegenüberliegenden alten Bischofsburg, die jetzt nur von Dienern, Soldaten und Pferden bewohnt, einst den ganzen Herrscherglanz eines kleinen Staates sah. Sie ward 1197 befestigt, entstand aber wahr-

scheinlich zugleich mit dem Dom; Bischöfe späterer Jahrhunderte haben sie erweitert und verschönt. Der vordere Theil der sogenannten „alten Hofhaltung“ rührt aus den Jahren 1571—75 her.

Wir steigen die obere Karolinenstrasse weiter hinauf, bis wir die Jakobskirche erreicht haben. Sie trägt noch Spuren der altdeutschen und byzantinischen Bauart an sich, doch hat sie das 18. Jahrhundert mit seinen italienischen Schnörkeleien ziemlich verunstaltet. Von den zahlreichen Gemälden verdienen höchstens das Hochaltarblatt von Scheubel und die 4 Apostel nach Dürer einige Beachtung. Der Kirche erstes Entstehen ist im Jahr 1073 zu suchen, sie entstand durch Gründung des Kollegiatstifts St. Jakob, das in seiner höchsten Blüthe 10 Kanoniker und 11 Vikare zählte.

Auf den Michelsberg gelangen wir durch eine enge Strasse rechter Hand. Dort erheben sich die grossartigen Gebäude der ehemaligen Benediktiner-Abtei St. Michael. Steige hinauf, fremder Wanderer und bewundere die Opulenz, den Reichthum und die Prachtliebe jener frommen Männer, die sich für die Cultivirung der Gegend so wacker bezahlt zu machen wussten. Selbst im Erlöschen seines Glanzes liegt noch der ganze Pomp eines extravagirenden Mönchthums; nur die Natur, ewig schön, hängt noch in unwandelbarer Treue an dem längst aufgelösten Stift. Sie entfaltet noch immer jenes reizende Panorama, das die ehrwürdigen Benediktiner so oft entzückt haben mag. An die ganze Herrlichkeit, die ehedem hier oben waltete, erinnert eigentlich nur mehr die Kirche, und selbst sie hat die Säkularisation ihres werthvollsten Schmuckes beraubt. Der ursprünglich deutsche Styl, in dem sie aufgeführt wurde, ist durch hässliche Anbauten verunstaltet. Der Dämon der Geschmacklosigkeit scheint im vorigen Jahrhundert plötzlich in alle geistlichen Herren gefahren zu sein. Der erste Grund zu den Gebäuden ward bereits um 1009 gelegt, doch hat wohl keine Stiftung mehr den Wechsel der Zeiten und Verhältnisse erfahren, als diese. Erdbeben, Aufruhr und Feuersbrünste wechselten von Jahrhundert zu Jahrhundert ab, die Stiftung Heinrichs zu vernichten. Immer erstand sie erneuert aus der Asche. Ihr grösster Wohlthäter war Bischof Otto der Heilige († 1139) und Abt Christoph von Guttenberg. Der letztere liess sie 1696—1725 fast ganz neu wieder herstellen. In den

Konventsgebäuden befindet sich jetzt ein Bürgerspital und die Leihanstalt. Die Kirche, sehr geräumig und hell, zeigt überall schöne Verhältnisse, nur muss man sich die geschmacklosen Deckenverzierungen hinweg denken. Die Altargemälde von Scheubel (1750) bieten, wie die Bildhauerarbeiten von Benkert, gerade nichts Ausgezeichnetes. Der Sarcophag des heiligen Otto aus dem 14. Jahrhundert ist interessanter. Ein Besuch des schönen Abteigartens wird Niemand gereuen; die Aussicht auf Bamberg und seine Umgebung geniesst man indess noch umfassender vom Billardzimmer aus.

Den Berg noch eine Strecke weiter hinauf steigend, erreichen wir das malerische St. Getreu, gestiftet von Bischof Otto dem Heiligen um 1120. Die Probstei, die er hier ins Leben rief, war immer vom Michelsberg abhängig. Jetzt sind die Gebäude zur Aufnahme Geisteskranker eingerichtet. Man wendet sich an den Pfarrer, wenn man die Anstalt besichtigen will. Die Kirche ward 1727—40 im römischen Styl neu aufgeführt. Sie besitzt einige interessante Gemälde und Sculpturarbeiten. Die Volkssage setzt hierher eine Kapelle, die schon die Kaiserin Kunigunde täglich besucht haben soll. Jedesmal wenn sie zu früher Stunde ihre Andacht verrichtete, fand sie die Thorflügel von unsichtbarer Hand weit geöffnet. Einstmal aber, als sie an einem regnigten Tage den Berg bestieg, riss sie einen Pfahl aus dem nächsten Weinberg, dass sie sich darauf stütze. Die Kapelle aber blieb ihr geschlossen und öffnete sich nicht eher, bis ihr Blick auf das geraubte Gut fiel. Gehorsam trug sie die Stütze zurück und jetzt nahm sie das Kirchlein willig auf.

Wir müssen jetzt einen grössern Weg einschlagen, um die anderweitigen Sehenswürdigkeiten unserer Bischofsresidenz aufzusuchen. Berg auf, Berg ab führt uns der Weg. Durch die Storchgasse an St. Jakob vorbei gelangen wir in die Sutte, *) wahrscheinlich der älteste Theil der Stadt. Am Fusse der Altenburg liegen die entweihten Räume einer ehemaligen Kapelle, St. Matern geheissen. Es soll das älteste Kirchlein in der Stadt sein und schon Graf Adalbert der Held hier sein Gebet verrichtet haben.

*) Sie mag ihre sonderbare Benennung von dem früher immer stehenden Wasser herleiten. Erst um 1814 wurde sie gepflastert.

Unsere Wanderung fortsetzend, fesseln die weitläufigen Gebäude des ehemaligen Karmeliterklosters zunächst unsere Aufmerksamkeit. Erst seit 1589 hatte man dem Orden hier seinen Wohnsitz angewiesen, der sich seit 1279 zu Bamberg in dem nachmaligen Jesuitenkollegium aufgehalten hatte. Schon um 1030 stand hier ein Spital, das ein Jahrhundert später in ein Benedictiner Nonnenkloster umgewandelt wurde. Kirche wie Gebäude, jetzt zu Magazinen bestimmt, rühren aus den Jahren 1694-1716 her und bieten des Interessanten wenig dar. Den untern Kaulberg hinab, an dem Waisenhaus vorbeischreitend, erblicken wir einen herrlichen Gottestempel in der ganzen Pracht des altdeutschen Styles. Zwar hat sich derselbe in seiner reinen Form nur beim Chor und dem Thurme erhalten, aber dennoch weilt das Auge mit Entzücken auf den edlen Formen. In den Jahren 1327-87 aufgeführt, stand schon früher eine Kapelle, St. Maria, auf dieser Stätte. Erst im Jahr 1711 erlitt das Schiff der Kirche seine jetzige geschmacklose Umänderung. Die 10 runden Säulen änderte man in viereckige und bekleidete sie mit Gips und Stucaturarbeiten; die andern 10, die den Chor tragen, blieben glücklicherweise verschont. Auch jene mittelmässigen Frescogemälde stammen aus dieser Periode; doch hat die Kirche einige interessante altdeutsche Altargemälde und namentlich schöne Holzschnittarbeiten aus dem Jahr 1392 von Veit Stoss aufzuweisen. Unter den Sculpturarbeiten heben wir das Sacrarium zwischen dem 3. und 4. Altar im Chor hervor. Es ward bereits 1492 begonnen, wie die Inschrift über dem Christuskopf nachweist.

Wir haben in der oberen Stadt nunmehr nur noch einen der ältesten Gottestempel, dem heil. Stephan geweiht, in Augenschein zu nehmen. Schon Kaiser Heinrich und seine geliebte Kunigunde riefen hier ein Kollegiatstift, dem oben genannten Heiligen zu Ehren, in's Leben, das bis zur allgemeinen Säcularisation bestand. Sechs Jahrhunderte lang stand der alte Bau, da drohten Kirche und Wohngebäude mit Einsturz. Im Jahr 1628 begann nach vielfachen Unterhandlungen der neue Bau, der wegen Kriegsunruhen und ungeschickten Baumeistern erst 1716 ganz beendet war. Die Kirche ist in dem überladenen italienischen Geschmack aufgeführt und besitzt einige interessante Fresken und Altargemälde. Die Stucaturarbeiten sind von italienischen Meistern. Die

Kirche ist jetzt dem protestantischen Cultus eingeräumt. Beim Heruntersteigen von dem Stephansberg winden wir uns durch einige enge Gässchen nach dem Hauptarm der Regnitz zu, an welchem sich eine Art venetianischer Villa in ihrer ganzen Pracht erhebt. Das ist die „Concordia“, der Sammelplatz des mittlern Bürgerstandes, der sich abendlich hier bei Bier, Wein, Beefsteaks und Tarok vergnügt. Es war ehedem im Besitz eines geistlichen Herrn, der in diesem Palast wohl ein vergnügtes Leben führen konnte. Später ward die herrliche Villa mit ihrer ganzen Pracht und dem schönen Garten für 6000 fl. verkauft. Kaum glaublich, aber dennoch wahr!

Ueber den untern-Stephansberg zurück gelangen wir auf den Theresien-Platz. Ehedem stand hier ein Franziskanerkloster nebst Kirche. Die letztere wurde nach der Säcularisation eingelegt und die erstere zu dem Land- und Stadtgericht bestimmt. Ursprünglich besassen die Templer diese Gebäude *). Ueber die sogenannte Geyerswörthbrücke kommen wir auf eine Insel, die ihre Benennung von einer alten, hochangesehenen Bamberger Familie des Namens Geier herleitet. Der Fürstbischof Zobel von Gibelstadt rief 1570 jene prachtvollen Gartenanlagen hier in's Leben, die Bamberg den Namen des deutschen Venedigs verschafften. Die Orangerie wuchs hier im Freien auf dem natürlichen Boden. Von nachfolgenden Bischöfen verschönert, verliess erst Lothar Franz die prächtige Residenz auf dem Geyerswörth, in deren Räumen jetzt das königlich baierische Appellationsgericht für Oberfranken Recht spricht. Das gegenüberliegende Gebäude ist das königl. Salzamt. Nach diesem Besuch kehren wir wieder nach der *Terra firma* zurück und bewundern zunächst auf der obern Brücke das schöne Rathhaus, dessen Fundamente auf einer künstlichen Insel ruhn. Es fällt hauptsächlich durch die grossen Frescogemälde an den Aussenseiten auf, die von J. Anwander in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verfertigt wurden. Aus dieser Periode stammt auch das Rathhaus selbst in seiner jetzigen Gestalt, obgleich schon 1453 das alte erbaut worden war. Interessant

---

*) Indess ist der Aufenthalt des Ordens im Bambergischen und Würzburgischen historisch noch immer nicht erwiesen. v. *Geöffn. Archive von Baiern.*

ist auch die sogenannte obere Brücke wegen ihres massenhaften Baues, das Rathhausthurmgebäude ruht auf ihr. Sie steht jetzt beinahe 400 Jahre. Weit jünger ist in ihrer jetzigen Form die untere Brücke, die, auf 5 steinernen Bogen ruhend, 1739 erbaut ward und mit 6 schönen Bildsäulen geziert ist. Das buntbemalte Haus mit den altdeutschen Glasfenstern am Eingang der Brücke gehört dem rühmlichst bekannten Kunsthistoriker J. Heller, dessen Sammlungen artistischer, archäologischer und liter. Gegenstände ihres Gleichen suchen. Dort versammelt sich auch der Kunstverein. Jeder gebildete Fremde darf von dem trefflichen, jovialen Mann freundlicher Aufnahme gewärtig sein. Die Dominikaner-Strasse hinabschreitend, kommen wir an den weitläufigen Gebäuden des Klosters vorbei, das der Gasse den Namen ertheilt. Die Kirche lässt noch, obgleich gräulich entweiht, die schönen Verhältnisse des altdeutschen Styles erkennen; sie wird gegenwärtig zu einer Waarenhalle der Mauth benutzt und stammt aus dem 15. Jahrhundert. Die Klostergebäude hingegen sind in eine Kaserne umgewandelt. Auf dem obern Sand müssen wir dem ehemaligen Zuchthaus einen Besuch gönnen. Einst stand hier das berühmte Spital der heiligen Elisabeth geweiht, wovon die Kapelle im deutschen Styl noch vorhanden ist. Es stiess unmittelbar an die alte Stadtmauer und auf dem Merian'schen Plan erblicken wir noch einen gewaltigen Thurm, der den Eingang in die Stadt beschützte. Auch dieser ist jetzt verschwunden und frei wandern wir auf dem sogenannten untern Sand nach dem allgemeinen Krankenhaus, das seiner trefflichen Einrichtung wegen wohl besucht zu werden verdient. Erbaut von dem edlen Franz von Erthal um 1798, verdankt es dem berühmten Dr. Marcus seine musterhafte Ordnung. Gegen 200 Kranke können aufgenommen werden. Es besitzt durch Vermächtnisse einen Kapitalstock von beinahe 200,000 fl. Man wendet sich an den dirigirenden Arzt, wenn man die Anstalt besichtigen will.

Wenn wir unsere Wanderungen in einer bestimmten Ordnung fortsetzen wollen, so thun wir am besten, wenn wir uns hier über den Hauptarm der Regnitz übersetzen lassen und so in den mittlern递Haupttheil der Stadt gelangen. Über den Schiffsbauplatz schreiten wir an der Fischerei vorbei über den sogenannten Graben und erreichen die Kirche und Klostergebäude der Kapuziner, die noch im Jahr 1826 hier ein stilles beschau-

liches Leben führten. Einfach, wie ihr Orden, ist die Bauart, doch besitzt die Kirche zwei schöne Altargemälde von Speer und Micka. Die Gebäude wurden erst gegen das Jahr 1660 vollendet. Gleich neben an befindet sich die Buchhandlung des Herrn von Hornthal (Firma: Literarisch artistisches Institut), die alle literarischen Bedürfnisse der Einwohner und Fremden sorgsam befriedigt. Am Ende der Kapuzinerstrasse befindet sich der Hafen mit dem Kranich, der fast fortwährend beschäftigt ist, die ein- und ablaufenden Schiffe ent- und befrachten zu helfen. Seit einer Reihe von Jahren besteht eine sogenannte Rangschifffahrt, dergestalt, dass von zehn zu zehn Tagen die hiesige Schifferzunft ein grosses Fahrzeug von 2-3000 Ctr. Ladungsfähigkeit, meist nach Frankfurt und Mainz, absenden muss. Ausserdem bestehn Verträge mit den Schiffseigenthümern in den meisten Mainhäfen. Die Schifffahrt hatte bis in das 17. Jahrhundert noch wenig zu bedeuten; man betrieb sie in kleinen, ungedeckten Fahrzeugen von nur 70-80 Ctr. Ladungsfähigkeit, die unter dem Namen Rothaugen bekannt waren. Nach Beendigung der Flusskorrektionen, zu denen neuerdings wieder bedeutende Summen angewiesen sind, wird sich auch die Schifffahrt noch mehr heben; denn Bamberg bildet, seiner geographischen Lage gemäss, einen natürlichen Speditionsplatz. Schon jetzt sind die hiesigen Speditionshäuser sehr beschäftigt, doch war der merkantilische Verkehr der Stadt nur vor dem 16. Jahrhundert in seiner eigentlichen Blüthe. Mit dem Aufhören des alten Handelswegs, der aus Italien über Bamberg nach Sachsen führte, verdorrte dieser Zweig, der so lange segensreiche Früchte getragen hatte. Im 16. Jahrhundert fand sich hier noch ein eigenes Kaufhaus und die Stadt verdankte dem grossen Kaiser Friedrich I im Jahr 1163 ihre ausgedehnten Privilegien: im ganzen deutschen Reich frei handeln zu dürfen. Er war es auch, der durch Aufhebung der Mainzölle eine Epoche in der Schifffahrt hervorrief. Das Fabrikwesen dürfte eines grössern Aufschwungs fähig sein; trotz der günstigen Lage an dem schiffbaren Fluss, der nach allen Seiten hinführenden Wege und des billigen Arbeitslohnes wollte sich dasselbe nie recht emporschwingen. Auch gegenwärtig bestehen nur drei oder vier.

Das dem Kranich gegenüberliegende schöne Gebäude von alter, solider Bauart heisst das Hochzeithaus und war in alten Zeiten die Herrentrinkstube oder eigentlich ein Wirths-

haus, genannt zum wilden Mann. Die berühmtesten Männer ihrer Zeit weilten darin, auch Albrecht Dürer nahm hier auf seiner grossen Reise nach dem Rhein seinen Aufenthalt. Sein Geist scheint in die Ferne gewirkt zu haben, denn in den obern Räumen befindet sich seit 1794 eine polytechnische und Zeichnenschule, an der auch der achtungswerthe v. Reider angestellt ist, welcher ein schönes Kunst- und Antiquitätenkabinet besitzt.

Hier an der untern Brücke wird auch der Landungsplatz der Dampfschiffe seiner Zeit angebracht werden und es dürfte rathsam erscheinen, dem Bedürfniss der Fremden durch einen Gasthof in der Nähe abzuhelfen. Durch die Augasse gelangen wir zuvörderst an den alten Burgershof, der seit mehreren Jahrhunderten zur Aufbewahrung städtischer Baumaterialien etc. dient. Gegenüber dehnen sich die weitläufigen Gebäude des ehemaligen Jesuitenkollegiums aus. Wo nur dieser kluge prachtliebende Orden auftrat, hinterliess er Spuren seiner Grösse. Auch hier bewundern wir jenen wohlüberlegten Luxus, der das was er bezweckte, so wohl erreicht hat: Ansehn beim Volk und Neid bei den andern Mönchsorden. Die Väter Jesu wurden 1610 nach Bamberg gerufen, und bald übte ihr geistiges Uebergewicht mächtigen Einfluss. Sie bezogen diese Gebäude, in denen früher die Karmeliten walteten, doch dünkten ihnen dieselben nach 80 Jahren schon zu gering, und sie riefen diese Prachtbauten ins Leben. Auch die herrliche St. Martinskirche, deren Portal auf den Markt hinausgeht, verdankt ihnen ihre Entstehung. Sie wussten zu bauen diese schlauen Väter, dafür gibt dieser Gottestempel gültiges Zeugniss. Scheint es doch, als sei jener pompöse, sinnenbestechende römische Styl nur für ihre Zwecke in's Leben gerufen worden! Ueberall Pracht, überall Verschwendung! Verschmähend die einfache Erhabenheit, trachteten sie nur nach momentaner Begeisterung. Das Schiff der Kirche, frei und ohne Säulen auf den eigenen Schwerpunkt drückend, stimmt die Seele zur Andacht. Die prächtigen Altäre, die reiche Säulenvergoldung, die herrlichen Freskogemälde müssen begeisterte Ehrfurcht erwecken. Die berühmtesten Künstler Deutschlands und Italiens legten ihre Leistungen den ehrbegierigen Vätern zu Füssen. So dürfen wir wohl die Martinskirche für die reichste und prächtigste des alten Babenbergs erklären; die schönste ist sie aber nicht. Mit der Auflösung des Ordens (1779) erhielten Gebäude und

Kirche eine andere Bestimmung. Dieser selbst hatte mit Ehren die Lehrstühle der Akademie und seit 1648 auch die der neugestifteten Universität Ottoniana begleitet. Nach segensreichem Wirken wurde die letztere im Jahr 1803 aufgelöst; man schuf zum Ersatz das Lyceum. Diese Anstalt vertritt den zweifachen Universitätskursus der Theologie und Philosophie, und Theologen brauchen keine anderweitige Universität mehr zu besuchen. In den von den Jesuiten verlassenen Räumen befindet sich ausser diesem Lyceum die hochberühmte Bamberger Bibliothek. Ich sage hochberühmt, nicht allein durch die Menge ihrer kostbaren Manuskripte, sondern auch durch ihren Bibliothekar, der sie gleich einem sorgenden Vater überwacht. Wer kennt ihn nicht, den Mann mit dem ehrwürdigen greisen Haupt; wer hat ihn nicht nennen hören, wenn von Bambergs literarischen Schätzen die Rede war? Wer sollte Jäck nicht kennen? Die königliche Bibliothek und er sind zwei Worte, die getrennt nie gedacht werden können. Er hat sie geschaffen, er hat sich aufgeopfert für den Ruhm dieser herrlichen Anstalt! 39 Jahre waltet er bereits in diesen Räumen, unter diesen Folianten, die sein Stolz sind. Möge der Himmel ihn noch lange erhalten; denn wahrlich traurig ist das Prognosticon, das wir Bambergs Bibliothek stellen, wenn nicht König und Stadt grössere Opfer als seither bringen. In unserer egoistischen Zeit dürfte sich nur schwer ein Mann finden, den die Begeisterung für sein Amt das eigene Selbst vergessen lässt. Es dürfte unglaublich erscheinen, was Jäck bei so geringen Mitteln für die Bibliothek gethan! Wer zählt die tausende von Geschenken, die durch seine Aufopferung, seine Fürsprache die Anstalt empfing? Wo findet sich eine zweite Bibliothek, die sich einer so fleissigen, umsichtigen Verwaltung erfreut? Segen begleite seine Schritte, und wenn auch unsere Generation seine Verdienste nicht hinreichend zu würdigen weiss, die Nachwelt wird ihn ehren! Die Säle der Bibliothek imponiren jedem Fremden beim ersten Eintritt durch ihre Grossartigkeit. Der Hauptsaal, 90′ lang, 30′ breit, zählt 24 Fenster und ist äusserst zweckmässig eingerichtet. Die eigentlichen Schätze der Bibliothek, jene kostbaren Manuskripte aus dem 11—15. Jahrhundert werden in einem andern Zimmer verwahrt. Den Fremden werden gewöhnlich die so interessanten Gebetbücher des Kaisers Heinrich II und Kunigundens gezeigt. Sie sind wegen der Miniaturen, die noch in der ganzen Pracht

der Farben prangen, für die Kunstgeschichte hochwichtig. Auch die Druckdenkmäler sind ausserordentlich interessant. In einem andern Zimmer befinden sich die „Bambergensia“, eine Sammlung, die nicht allein alle Schriften über Bamberg, sondern auch alle ihrer Offizinen im Allgemeinen enthält. Die Geschichte dieser herrlichen Anstalt ist ziemlich neu. Die Jesuiten- und Universitätsbibliotheken bilden den eigentlichen Stamm. 1790 ward die Hofbibliothek damit vereinigt. Durch die Säkularisation der Klöster und Stifte empfing die unserige ihre eigentlichen Schätze, doch wanderte auch Vieles nach München. Bamberg besitzt ausserdem noch 6 Bibliotheken, die jedoch nichts besonders Wichtiges enthalten.

In demselben Lokal sind Parterre die Sammlungen des historischen Vereins für Oberfranken aufgestellt, die interessante archäologische Gegenstände enthalten. In dem hintern Seitenflügel befindet sich das Naturalienkabinet, das seiner musterhaften Aufstellung und seltenen Piecen wegen wohl zu den schönsten Deutschlands gezählt werden dürfte. Wir können hier nicht Zeit und Raum mit Aufzählung des Merkwürdigsten verschwenden; der Freund der Natur muss selbst kommen und sehen. Diese Anstalt theilt die Geschichte ihrer Entstehung mit der Bibliothek. Wie diese erhielt sie durch Aufhebung der Klöster ihre eigentlichen Schätze; wie diese hatte sie aber auch das Glück, einen Mann zu besitzen, der sich mit wahrem Enthusiasm für sie aufopferte. Das war der ehemalige Conventuale Linder. Friede seiner Asche! Ehre seinem Andenken! Unter den späteren Gönnern des Kabinets ragt vor allen andern der berühmte Schönlein hervor. Die Vorliebe für seine Vaterstadt, deren öffentliche Anstalten ihm so viel werthvolle Geschenke verdanken, ist ein herrlicher Zug in dem Charakter dieses über alle Neider und Anfeindungen erhabenen Mannes. Man wendet sich an den Inspektor Haupt, wenn man die Sammlung sehen will. Mineralogen finden in den Privatsammlungen der Herren Direktor Hardt und Dr. Kirchner ausserdem noch manches Wichtige und Interessante.

Wir hätten nun ungefähr Alles gesehen, was Bamberg in seinen Ringmauern an interessanten Gebäuden, literarischen und artistischen Schätzen besitzt. Ich erwähne ausserdem noch die Gebäude der englischen Fräulein, die seit 1717 wohlthätig auf den Unterricht der weiblichen Jugend einwirken. Die

Kirche steht auf dem Holzmarkt und besitzt ein hübsches Hochaltarblatt von Scherr. Auf dem nicht weit davon liegenden schönen Maximiliansplatz steht das Ernstinische Priesterhaus. Die Martinskirche, die hier unter der bairischen Regierung abgebrochen wurde, soll bereits in den Jahren 810—30 entstanden sein. In dem mittlern Theil der Stadt wollen wir auf dem Theaterplatz des Kauer'schen Wirthschaftsgebäudes gedenken, in welchem sich die Harmonie und das Theater befinden. Das letztere hat in seiner Geschichte nur zwei Glanzpunkte aufzuweisen: die Direktion des berühmten Grafen v. Soden und des Herrn v. Hollbein. Auch E. T. A. Hofmann, der geniale Dichter, Componist und Maler, war damals als Musikdirektor thätig. Der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Z. Funk bewahrt eine heilige Reliquie dieses geistreichen Todten: ein grosses Familiengemälde. Wer es zu sehen wünscht, darf sich vom Besitzer, der am Mühlwört wohnt, freundlicher Aufnahme versichert halten.

Unweit vom Theaterplatz liegen die stattlichen Gebäude des ehemaligen Clarisser-Nonnenklosters, die gegenwärtig in Militärmagazine umgewandelt sind. An der Kirche ist der deutsche Styl nicht zu verkennen. Sie ward um 1341 aufgebaut. Durch die schönen Promenaden am Schiesshaus vorbei, erreichen wir endlich die prächtige Ludwigsbrücke. Wie wir sie hier sehen, ward sie 1828 begonnen und binnen 18 Monaten vollendet. Ihre Länge ist 325 Fuss, durch 246 Hängschienen ist die Kettenbahn an die 4 Tragketten gehängt. Das dazu verwendete Eisen beträgt 750 Ctr., das ganze Gewicht der freihängenden Brücke schätzt man auf 2706 Ctr. Jede der 4 dorischen Pylonen ist 24 $^1/_2$ F. hoch. Das schöne Werk ward nach dem Plan und unter der Leitung des Ingenieurs Schierlinger errichtet. Die Pylonen führte man nach der Zeichnung des genialen Klenze aus. Das Ganze kostete nicht mehr als 58,000 fl.

Wir betreten zunächst den untersten Theil der Stadt, der schon vor 1000 Jahren unter dem Namen: die Theuerstadt, bekannt war. Die Königsstrasse, früher Steinweg, ist die einzige ansehnliche Strasse darin. Von interessanten Gebäuden gedenken wir der Mauth und Reitschule. Kirchen und Klöster befinden sich nur zwei hierin. Das ehemalige Dominikaner Nonnenkloster zum heiligen Grab, im 14. Jahrhundert errichtet,

ist jetzt in eine Kavalleriekaserne umgewandelt. Die Gangolphspfarrkirche, zum Theil im byzantinischen, zum Theil im deutschen Styl, ward schon 1063 errichtet. Die höchst geschmacklose Thurmbedeckung wurde 1671 vorgenommen. Bis 1804 befand sich bei der Kirche ein Kollegiatstift. Der St. Gertraudenkapelle (1136 mit einem Spital erbaut) gedenken wir nur einer Volkssage wegen, die sich hier findet. Vor uralten Zeiten soll sich zu Bamberg dieselbe Begebenheit zugetragen haben, die Schiller in seinem Gang zum Eisenhammer erzählt. Auf dieser Stelle befand sich der Kalkofen, in dessen Flammen Robert, der falsche Jäger, sein Leben endigte. Wir konnten der Sage Enstehung nicht auffinden. Das sogenannte Gangolpher Thor, das 1779 von Bischof Adam Friedrich erbaut wurde, dürfte einer Besichtigung wohl werth gehalten werden, doch gelüstet es uns nicht, durch dasselbe in die Vorstadt, der Hundsbühl genannt, zu schreiten.

So hätten wir denn hiermit unsere Wanderungen durch die prächtige Bischofsstadt beendet. Wenn der Fremde unseren Schritten getreulich folgte, so kann er wohl sagen: es sei ihm nichts entgangen, was das würdige Babenberg nur immer Interessantes in seinem Schoosse birgt. Flüchtig Reisende können die ganze Wanderung in einem Tage vollbringen. Doch dürfte es rathsam sein, ihr lieber den doppelten Zeitraum zu widmen. Vor vielen anderen ihrer Schwestern besitzt Bamberg den grossen Vorzug, dass der wissbegierige Reisende ihre Anstalten und Gebäude ohne sonderlichen Zeitverlust und Geldkosten in Augenschein nehmen kann. Die Gemüthlichkeit und Zuvorkommenheit unseres Städters tritt hier in ihrem schönsten Glanze hervor. Ueberall darf man freundlicher Aufnahme, selbst in den Privatsammlungen gewärtig sein, ohne fürchten zu müssen, für die desfallsigen Bemühungen „hohle Hände" zu finden. Wo Subalterne das Amt des Cicerone üben, genügt ein kleines Geschenk von 18, höchstens 24 kr.

Einige Worte seien noch dem Gasthofswesen gewidmet. Bamberg besitzt eine Menge Gasthäuser, unter denen sich schon vor Alters der Bamberger Hof (auf dem Markt) und das deutsche Haus (Steinweg) eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Die Preise in diesem sind etwas höher als z. B. im schwarzen Adler, dem weissen Lamm und der Krone, doch geniesst man auch dafür die Ehre, in einem Gasthof ersten Ranges zu wohnen.

Bamberg's Umgebungen.

Bei der jetzigen Parforce-Manier zu reisen, denkt man oft kaum daran, der Umgegend einer Stadt nähere Betrachtung zu widmen. Was Herz und Gemüth dabei verlieren, braucht nicht lange erst untersucht zu werden. Göthe's Ausspruch: „Um die Höhe recht zu sehen, rath' ich Dir in's Thal zu gehen“ u. s. w., findet auch hierauf gültige Anwendung. Wer den Charakter der Städtebewohner recht prüfen will, muss ihn an öffentlichen Vergnügungsorten studieren, wo er sich, entfernt von dem geräuschvollen Treiben, gibt wie er ist. Ebenso lernt man die Naturschönheiten, von denen Bamberg umgeben ist, nur auf Excursionen kennen. Unsere Stadt besitzt den grossen Vortheil, den Fremden nicht zu allzuweiten Ausflügen zu nöthigen, gerade die schönsten Punkte liegen am nächsten. Wir beginnen mit demjenigen, der uns beim ersten Anblick der Stadt ins Auge gefallen ist, es ist die Ruine Altenburg. Sie beherrscht nicht allein die ganze Thalebene des Main- und Regnitzgrundes, sondern erhebt auch stolz das Haupt über die Höhen nah und fern. Noch beim Beginn unseres Jahrhunderts konnte man nur mit Anstrengung den ziemlich hohen Berg erklettern und oben lag Alles öde und wüst. Dank sei es dem Patriotism des trefflichen Doctor Marcus und jenem Verein wackerer Männer, die sich nach dessen Tode mit so grossen Opfern des ehrwürdigen Schlosses des Babenberger Grafengeschlechtes annahmen. Jetzt besteigt man bequem auf schönem geebnetem Wege die stolze Burg und oben empfängt uns der Geist der Ordnung und sorgfältigen Pflege.

Die Entstehung der Babenburg, des Stammschlosses eines der mächtigsten Grafengeschlechter Deutschlands, reicht in jenes Jahrhundert der historischen Unsicherheit hinauf, das noch kein Geschichtsforscher erhellen konnte. Es wird von Einigen behauptet, schon vor Karl's des Grossen Zeiten sei der stolze Bau errichtet gewesen, doch kann ich dem nicht beipflichten, denn nirgends wird desselben gedacht, obgleich unter den Ortschaften, die an der grossen Heersträsse nach Sachsen lagen, das nahe Halgestat (Hallstadt) aufgezählt wird und die Schlösser der Grossen genau bekannt waren.

Wir geben deshalb der Vermuthung Raum, dass sie erst Poppo, Graf des Tullifelds, beim Beginn des 9. Jahrhunderts erbaut haben mag. Die Nachkommen dieses Poppo errangen die höchsten Würden und Heinrich wird sogar *marchensis* ja *dux Franciæ* genannt. Er starb auf dem Felde der Ehre und hinterliess drei unmündige Söhne. Der Hass und Neid der Grossen loderte alsbald in hellen Flammen auf. Vor allen andern war es die Familie der Salier, die Konradinger, welche die Macht der Markgrafen beengte, doch erfuhren sie bald, dass der Heldengeist des Vaters auch in den Söhnen walte! Adalbert, Adelhart und Heinrich hiessen diese. Kaum hatten sie das Mannesalter erreicht, so forderte der Älteste die Verwaltung der entrissenen Gaue zurück. Selbst Babenberg befand sich in der Gewalt des Konradingers Eberhard, Graf im Volkfeld. Die Fehde begann und drohte selbst dann nicht zu endigen, als Adelhart und Heinrich getödtet worden waren. Erbittert verwüstete Graf Adalbert das würzburgische Land, da sprach Kaiser Ludwig das Kind die Acht über den Helden: „die Zier Frankens", wie ihn der Zeitgenosse Regino nennt, aus. Ein Reichsheer umlagerte ihn, der sich auf seine Feste Babenburg geworfen hatte, doch vergebens waren alle Stürme. Schändlicher Hinterlist, grässlichem Betrug fiel endlich der hochherzige Mann zum Opfer. Im Lager weilte Hatto, der Erzbischof von Mainz, grimmigen Hass dem Markgrafen nachtragend, der ihm in der Fehde den Freund erschlagen hatte. So trat er vor die Führer des Heeres und vermass sich, den Grafen zur Stelle zu schaffen; und alsbald liess er sein Thier satteln und ritt hinauf zur Veste. Mit Schwüren und hohen Eiden beredete er dort den Grafen, in's Lager zu reiten und sich mit dem Kaiser zu versöhnen; aber erst als er sein priesterliches Wort auf die Hostie verpfändet: er wolle den Markgraf sonder Gefährte wieder auf die Burg zurückgeleiten, erst dann willigte Adalbert ein. Der Burgherr stärkte sich durch Speise und Trank und alsbald sass man auf und ritt hinab. Noch hatte man kein Stündlein Wegs zurückgelegt, als sich der verrätherische Priester arg auf seinem Ross krümmte: „Weh mir, rief er, mein letztes Stündlein ist nah. Gross ist die Pein, die ich in meinen Eingeweiden leide. Lieber, lasst uns umkehren, dass mir der Burgpfaff ein Tränklein bereite." Und flugs wandte der Graf sein Thier und geleitete den kranken Bischof zurück. Dort oben gesundete dieser

wunderbar schnell und noch am selben Tag sass man zu Pferde. Im Hoflager angelangt, fielen alsbald die Knechte über den ritterlichen Mann und führten ihn gefesselt vor die Grossen des Reichs. Unter ihnen sass auch Hatto der Meineidige und als ihn der Graf erblickte, rief er: „O Du treuloser Priester des Herrn, sieh was Du angerichtet! Ist das Dein ehrlich Geleit, so Du mir gelobet?“ Da erhob sich Hatto und sprach höhnisch: „Du Thor, habe ich nicht gehalten, was ich versprochen? Sonder Gefährte brachte ich Dich einmal auf Dein Nest zurück, für das anderemal hatte ich nicht gebürget!“ Und der edle Graf verhüllte sein Haupt, als er sich so schändlich überlistet sah. Die Grossen aber waren schnell mit ihm fertig, denn da wo Hass und Gewalt Recht sprechen, wird nie lang gesäumt. Das Haupt des hochherzigen Mannes fiel — fiel zur ewigen Schande des entarteten Sprösslings der Karolinger, als man zählte 906 nach des Heilands Geburt. *) Doch starb das Geschlecht nicht aus, denn Adalberts Sohn floh zu Heinrich, dem nachmaligen deutschen Kaiser, und ward Stammvater der österreichischen Markgrafen, deren Geschlecht bis in's 12. Jahrhundert blühte. Das Schloss der Babenberger schenkte Kaiser Otto II. (973) seinem lieben Vetter, dem Herzog von Baiern. Hier hatte auch der lombardische König Berengar II. als Gefangener lange Jahre für seine Ränke und Listen gebüsst, bis er 966 starb. Nach dieser Zeit wird der Burg wenig gedacht und es scheint beinahe, als ob die Bischöfe von Bamberg es vorgezogen hätten, auf dem Domberg zu wohnen.

---

*) Ueber den historischen Gehalt der Sage ist viel gestritten worden, weil Regino, der Zeitgenosse, sie nicht auf die Art wie Witekind von Corvei u. A. erzählt. Gerade weil Regino Zeitgenosse war, ist ihm, der Rücksicht wegen des mächtigen Hatto's nehmen musste, nicht unbedingt zu trauen. Ich kann es nicht glauben, dass der stolze und kühne Adalbert seine Mauern ohne Schutz und Geiseln verlassen haben soll, um um Gnade zu betteln. Gewichtige Umstände nur können ihn dazu bestimmt haben. Jenes Zeitalter aber ist das des Betrugs und Meineides gewesen. Denken wir nur an die Söhne Ludwig's des Frommen. Wenn Jemand diesen Streich ausführen konnte, so war Hatto am ersten dazu fähig. War er es nicht, der dem sächsischen Herzog Heinrich, dem Vogler, eine vergiftete Halskette übersandte? Und hat nicht das Volk sein Andenken durch die Sage vom Mäusethurm gebrandmarkt?

Die alte Benennung „Babenburg“ kommt selten mehr vor, an ihre Stelle trat der noch jetzt gebräuchliche Namen, die Altenburg. *) Die Unruhen der Bürger veranlassten die Bischöfe vom 12. Jahrhundert an, Schutz auf dem festen Schloss zu suchen. Fortwährend ward daran gebaut und befestigt. Im Sommer des Jahres 1208 war es, als Kaiser Philipp krank hier oben anlangte. Eines Tages, als er sich beim Brettspiel vergnügte, stürzte ein Mann mit gezücktem Schwert in das Gemach und ermordete nach kurzem Wortwechsel den Kaiser. So rasche That vollführte der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, dem Philipp treue Dienste mit Verrath belohnte, und zu Bamberg hat sich das Andenken an den Kaisermord bis zu dieser Stunde erhalten.

Das sind ungefähr die denkwürdigsten Ereignisse auf Schloss Babenberg. Zur Zeit des Bauernkriegs war sie so gut befestigt, dass sie den Aufrührern widerstand, doch stürzte sie Markgraf Albrecht 1553 in Trümmer. Der Eifer zur Wiederherstellung erlosch nach dieser Zeit immer mehr, sie beherbergte nur mehr Staatsgefangene und der 30jährige Krieg im Verein mit dem Zahn der Zeit vollendeten die Zerstörung. Das was noch erhalten ist, danken wir, wie bereits erwähnt, dem Dr. Marcus und dem Verein. Ein Gärtner, der zur Pflege der Pflanzungen bestellt ist, hat eine gute Wirthschaft dort oben errichtet, die von den Städtern täglich besucht wird. Er auch öffnet den Fremden Thüren und Thore und zeigt die Merkwürdigkeiten, worunter die unterirdischen Gefängnisse, die sehr schöne Hauskapelle und im ehemaligen Wachtthurm 2 Wandgemälde von E. Th. A. Hoffmann, dem Verfasser der Phantasiestücke. Dem grossen Epitaphium Adalberts an der Zugbrücke wolle man aber keinen Glauben schenken, denn es stammt, wie die Rüstung beweist, erst aus dem 16. Jahrhundert und soll aus Kloster Theres hierher geschafft worden sein. **)

---

*) In einer Urkunde des Stiftungsbuchs der Collegiatkirche von St. Jakob kommt folgende Stelle vor: *Anno dom. MCXXIV. indict. II in Kal. mai. Otto episcop. consecravit oratorium super Altenburg.* Damals also wird das Babenberger Schloss schon die Altenburg, natürlich im Gegensatz zu einer neuen genannt.

**) Die Inschrift lautet: *Anno dom. 908 obiit nobilis Adalbertus de Babenbergk, qui hic jacet incineratus, monasterii hujus fundator, opum*

Mit der köstlichsten Perle hat aber die Mutter Natur unsere Altenburg geschmückt: mit jenem herrlichen Panorama, welches sich von der Höhe des Thurms den trunkenen Blicken ausbreitet. Die Altenburg besitzt das heiligste Anrecht, in der Reihe schöner Gegenden Deutschlands genannt zu werden. Welch ein Schauspiel, wenn zu früher Stunde die Sonne im fernen Osten allmählig emporsteigt, und nach und nach die fernen Gebirgshöhen vergoldet. Wenn deutlich und immer deutlicher die Thürme des fernen Banz, Vierzehnheiligen und die zahllosen Ortschaften hervortreten, bis endlich das ganze Thal im hellsten Glanze strahlt und die ehrwürdige Bischofsstadt am Fuss des Berges ihr Häusermeer ausbreitet. Die Aussicht ist fast unbegränzt und mit bewaffnetem Auge gewahrt man sogar die alte Burg des 15 Stunden entfernt liegenden Nürnbergs.

Ein Besuch der stattlichen Burg gehört zu den schönsten Erinnerungen an unsern heimathlichen Strom, doch bietet Bamberg in seinen nächsten Umgebungen noch andere reizende Plätze dar. Darunter verdient der romantische Theresienhain mit seinen schönen Anlagen, Buchenwäldern *), Wasserfällen, Vergnügungsplätzen etc., vor allen andern genannt zu werden. So ziemlich am Ende des Hains erhebt sich auf dem jenseitigen Ufer das malerische **Buch**, das von den Bambergern gleichfalls sehr fleissig besucht wird. Der gegenüber liegende **Buchhof** war schon vor einem halben Jahrtausend einer der beliebtesten Vergnügungsorte unserer fröhlichen Städter und ist es noch immer geblieben. Wem es Zeit und Gelegenheit gestattet, der wolle dem drei Stunden entfernt liegenden **Pommersfelden**

---

quondam dator cujus animæ requiescat cum sctis Amen. Der Graf ward übrigens 906 enthauptet. Im Eichenwäldchen der Burg gegen Abend liegt fernerhin unter Felsentrümmer ein Stein, worauf folgende Zeichen

Ao.	900.
gf.	Bg.

Man legt es aus: Anno 900 † Graf Babenberg. Dieser soll 1770 ausgegraben worden sein, doch auch er ist unächt, wie die Ziffern beweisen, die zur damaligen Zeit in solcher Form nicht üblich waren.

*) Er war bis 1822 nur unter dem Namen der Buchenwald bekannt und ward damals zu Ehren der Königin umgetauft. Der Kreiskommissär von Stengel hat sich 1804 durch Errichtung der Anlagen ein bleibendes Denkmal erworben.

einen Besuch schenken. Es ist eine Besitzung des Grafen von Schönborn, und in dem dortigen prächtigen Schlosse befindet sich eine Privat-Gemäldegallerie, die unter die ersten Deutschlands gezählt wird. Reich ist besonders die niederländische Schule bestellt; es finden sich die ausgezeichnetsten Stücke von Rubens, van Dyk, Rembrandt, Wouwermann, Potter u. A. Unter den Italienern glänzt eine Madonna von L. da Vinci, die lange Raphael zugeschrieben wurde. Auch von Dürer, Cranach und Holbein finden sich einige Gemälde. Die ganze Sammlung besteht aus mehr als 800 Piecen. Die Gallerie wurde 1712 angelegt und später als Fideikommiss erklärt. Im Schloss selbst befindet sich noch ein Münzkabinet und eine Bibliothek.

Noch viel, sehr viel reizende Punkte bieten Bambergs Umgebungen dem Freund der Natur und Geschichte, doch liegt es nicht im Plan unseres Werkes, sie alle näher zu bezeichnen. Von hier aus werden auch in der Regel Ausflüge in das Muggendorfer Gebirg gemacht. Lohnkutscher kann man in Bamberg immer zu billigen Preisen finden.

Und so scheiden wir denn von Dir, ehrwürdige, geliebte Bischofsstadt, deren Geschichte und Sehenswürdigkeiten zu beschreiben uns eine ehrenvolle Pflicht war. Möchten wir den Zweck, der uns vor Augen schwebte, zur Zufriedenheit eines Jeden erreicht haben!

Vierter Abschnitt.

Der Ober-Main von seiner Vereinigung mit der Regnitz bis Würzburg.

Noch einmal müssen wir an den Fuss jenes Berges treten, der gleichsam der Wächter des nunmehr schiffbaren Flusses ist. Noch einmal lassen wir den Blick auf der Gesammtheit der Naturschönheiten ruhen, die um die siebenhügelige Metropolis ihre weichen Arme schlingen, dann treten wir in das freundlich wohlhabende Dorf Bischberg. Zwar besitzt der Ort kein historisches Interesse, aber wichtig ist er besonders für die Flossschifffahrt. Wenn die Holzmassen den Obermain herabgeschwommen kommen, so werden sie hier verbunden und in doppelte Lagen aufeinander gefügt, deshalb ist die Einkehr im Ort bedeutend. In Bischberg hausten übrigens vor Alters mehrere Rittergeschlechter, namentlich die Zollner vom Brand, deren Schloss jetzt in ein Wirthshaus umgewandelt ist. An der Stelle der jetzigen Kirche soll schon in der Periode der Karolinger eine Kapelle gestanden haben.

Mit dem Eintritt in das engere Mainthal, ändern sich wiederum Ton und Sitten der Population. Die Landbewohner sind nicht mehr so abgeschlossen von dem Treiben der grossen Welt, die Nähe der bedeutenden Städte, vielleicht auch die belebtere Communication, machen Bedürfnisse rege, die man am Obermain nicht kennt. Die Ortschaften sind meist grösser und auch wohlhabender. Der Rebstock beginnt die Hügel zu bekränzen; seltsam und doch wahr: wo er sich zeigt, da

entfaltet stets eine höhere Kultur ihr reges Treiben. Mit dem mildern Himmel, den er verlangt, verlieren auch die Sitten der Menschen ihre rauhe Aussenseite. Der Ton in den kleinern Städten wird allmählig freier und unbefangener, die Aufklärung, die selbst von den Schulen ausgeht, scheint einen edlern philosophischen Geist zu athmen. Die fränkische Gutmüthigkeit und Offenheit, die Cardinaltugenden unserer Mainaner, äussern sich nicht mehr unter einer so rauhen Hülle, der Mensch geht mehr aus sich selbst heraus. Arbeitsam sind sie alle, auch kräftig, gesund und stark und wohl gewachsen. Ueberhaupt gehört der Menschenschlag zu den schönsten im deutschen Vaterland.

Bis Bischberg, dessen ich bereits oben gedacht, läuft unweit des linken Ufers der Regnitz eine Bergkette in ununterbrochener Reihe fort. Erst unterhalb des Dorfs wendet sie sich plötzlich nach Nordwest und folgt dem Lauf der vereinigten Flüsse. Man geniesst an dieser Felsenecke einer sehr schönen Aussicht. Etwas zurückgezogen vom Ufer am Fusse der Kreuzberger Höhen, lagert das Pfarrdorf Oberhaid, urkundlich eine Ansiedlung der Slaven. 823 stand schon eine Kirche für diese Heiden hier. An den Gottestempel, der heut zu Tag die Frommen versammelt, heftet sich eine blutige Sage, die wie ein bleiches Gespenst durch die hohen Hallen schreitet. Wir erzählen sie nach dem Berichte eines mit der Ortsgeschichte Vertrauten. Bis zum Jahr 1413 war zu Oberhaid eine Filialkirche von Trunstadt. Der Pfarrer, Mathias Schank genannt, musste allwöchentlich mehrmals über den Main fahren, um den Gottesdienst hier zu versehen. Damals wohnte zu Oberhaid ein Müller, ein stiller und ruhiger Mann, der hatte eine Verwandte seiner Stiefschwester zum Weib genommen und lebte glücklich und zufrieden mit ihr. Der Pfarrer von Trunstadt aber sandte Zwietracht unter sie und die böse Saat ging auch alsbald lustig auf. Er hatte der schönen Müllersfrau zugeflüstert, ihre Ehe sei verflucht von der katholischen Kirche ob der allzunahen Verwandtschaft und das Weib, fromm und abergläubig, glaubte seinen Worten und wandte sich ab von dem Gatten. Viele sagen sogar, der Pfarrer hätte sie zu sich nach Trunstadt genommen. Der Müller brütete indess Rache. Tag und Nacht ruhte er nicht und sann, wie er den Störer seines Glücks verderbe. Eines Morgens stand er am Mainufer

und sah den Nachen landen, der den Priester herüber getragen hatte; da packte ihn ein namenloser Grimm. Er rannte nach Haus, ergriff ein grosses Waidmesser und drang ungesehen durch die Sacristei hinter den Altar. In dem Augenblick, wo der Pfarrer das *Deus vobiscum* sprach, stürzte er hervor und stiess ihm den kalten Stahl in's Herz. Die Gemeinde sah's mit Entsetzen und der Mörder durfte ungeahndet entfliehen. Seinen Leichnam soll man bald darauf im Main gefunden haben. In den heiligen Nächten, geht die Volkssage, huschen Schatten an der Kirche vorüber, streben sich zu erreichen und verschwinden spurlos. Das sollen die Geister des Pfarrers und Müllers sein. Ein altes Monument stellt die Begebenheit dar. In dem Ort leben gegenwärtig über 600 Seelen in 125 Häusern. Das nächste Filialdorf am Main heisst Unterhaid; in der Gemarkung wird der Obst-, namentlich Zwetschenbau eifrig betrieben. Die Höhen treten auf beiden Seiten mehr an den Flussrand, doch lassen sie üppigen Fluren noch hinreichend Platz. Das Thal ist entzückend schön. Die Romantik, die uns hier entgegen lacht, ist keine düstere, ernste; auch starren uns nicht wilde, dunkle Felsenmassen an; die Natur ist erhaben, aber segensreich und mild in ihrer Grösse. Ich bin wenigstens der Meinung, dass ein unfruchtbares Felsenthal dem empfänglichen Gemüth des Wanderers nicht höhere Empfindungen beibringen kann, als jene stolz emporstrebenden Höhen, die in tausend verschiedenen Formationen, bald bedeckt mit fruchtbarem Ackerland, grünen Matten, bald prangend in dem Schmuck des grünen Waldes, das Auge erfreuen.

Von den beiden Ortschaften auf dem rechten Ufer: Trosdorf und Vieret will ich nur die letztere hervor heben. Fihuriod wird sie schon im Jahr 911 genannt. Kaiser Konrad schenkt das Dorf dem Gunibertsstift mit allem was sich darin findet und auch den Weinbergen.*) Also schon um diese Zeit Weinbau in dem Lande der Slaven. Fürwahr, schlecht müssen diejenigen fränkischen Historiographen ihre Urkunden

*) *Cum vinetis, ædificiis, mancipiis, terris cultis et incultis etc.* sagt die Urkunde ausdrücklich. *v. Eckardt com. II 899.* Es scheint, dass das Dorf einst bedeutender gewesen ist. Heut zu Tag zählt es kaum 550 Einwohner.

kennen, welche wähnen, dass noch im 10. Jahrhundert bis zu des zweiten Heinrichs Zeiten, Wüsteneien und undurchdringliche Wälder das Flussgebiet des Obermains bedeckt hätten. Es hat allen Anschein, dass die slavischen und wendischen Völkerschaften, welche im 7. Jahrhundert hier hausten, bereits bebauten Boden, ja Städte und Dörfer vorfanden.

Eine Viertelstunde unterhalb Vieret öffnen sich die Berge auf dem linken Ufer zu einem lieblichen Seitenthal. Halb auf der Höhe, halb auf der Ebene liegt da das beträchtliche Pfarrdorf Trunstadt, muthmasslich das Druonde oder Teuerstadt, so verhängnissvoll in der Geschichte des Grafen Adalbert von Babenberg. Zwar wohnen kaum 550 Menschen hier, aber das Dorf ist bedeutend als Sitz einer der ansehnlichsten Pfarreien und durch seinen Feldbau. Auf einer kleinen Anhöhe am Ende des Orts liegt ein Ritterschloss, dessen einziges Hauptgebäude aber erst aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts herzurühren scheint. Nur die Ringmauer mit ihren vier Eckthürmen hat einigen alterthümlichen Charakter bewahrt. Unsere ältesten Nachrichten gehen nur bis zu den Herren von Seid (17. Jahrhundert) hinauf*); sie traten ihre Besitzungen an die Grafen Voit von Rieneck ab und von diesen gingen sie an die Herren von Aretin über, welche sie dem Herrn von Hirsch überliessen, der auch gegenwärtig das Patrimonialgericht ausübt. Ueber dem Portal des Schlosses befindet sich ein schönes Wappen der Rienecke.

Um die Bergkette, welche sich nunmehr wieder aus der Thalschlucht herauszieht, windet sich der Main in einem grossen Bogen. Er berührt auf seiner langen Wanderung durch das gesegnete Oberfranken nunmehr den letzten Ort in diesem Kreis: Staffelbach ist er genannt. Ich weiss nichts weiter von ihm zu berichten, als dass sich in ungefähr 70 Häusern 440 Einwohner hier finden. Wer Freund einer edlen Obstart, der Pflaumen oder Zwetschen ist, findet hier Gelegenheit seinen Appetit zu stillen. In ungeheuren Ladungen gehen allherbstlich die Früchte getrocknet oder frisch den Main hinauf

---

*) Ein Rittergeschlecht von Trunstadt kommt in Urkunden des 12 und 13. Jahrhunderts vor. *v. Lang Regesta* IV. 217. Es ist wohl möglich, dass sich von ihnen ein burglicher Bau hier fand.

und herunter. Der Freiherr von Rotenhahn ist hier sehr begütert und übt auch das Patrimonialgericht I. Klasse aus.

Der erste Ort in dem ehemaligen Untermainkreis, jetzt Unterfranken, ist Stettfeld, an der Vicinalstrasse von Schweinfurt. Es soll eines der wohlhabendsten Dörfer am Main sein, dass es aber eines der ältesten ist und schon im Jahr 819 genannt wird, werden die wenigsten wissen. Beinahe 700 Menschen wohnen gegenwärtig hier, darunter sind viele kunstreiche Töpfer, die gar geschickt ihre Fabrikate zu behandeln wissen. Ehedem, als die Stettfelder noch dem Krummstab des Bischofs von Würzburg gehorchten, hatten sie ein ganz besonderes Vorrecht, das, Dank sei es den humanen Grundsätzen unserer Zeit und der mehr und mehr um sich greifenden Emancipation des weiblichen Geschlechts, wohl jetzt gänzlich aufgehoben ist. Vor sechzig und einigen Jahren lebte im Dorf ein Ehepaar in argem Hader und Zank, das konnte sich nimmer vereinen. Der Mann war eine von jenen gutmüthigen Naturen, die allen Anfällen seiner Xantippe, stoischen Gleichmuth entgegen setzte. Eines Tages aber überschritt die Frau auch die letzte Schranke des Gebots: er soll Dein Herr sein; denn sie ergriff einen wohl proportionirten Haselstock, der jedem österreichischen Korporal zur Zierde gereichen dürfte und schlug damit dermassen auf ihren Eheherrn los, dass ob des Geschrei's das halbe Stettfeld zusammen lief. Da wollten nun viele naseweise Burschen den Frieden der sich herum balgenden Eheleute stören und mit gewappneter Hand in das Haus der süssen Eintracht stürzen; der alte Schulze aber sprach Worte der Beruhigung und die Gemüther besänftigten sich, ja sie zogen mit verstohlenem Lächeln ab. Als nunmehr die Nacht kam, die keines Menschen Freund ist, und sich der Friede auch auf unser ehrbar schlummerndes Ehepaar herabgesenkt hatte, siehe, da ward es lebendig um das Haus. Jung und Alt hatte sich mit Leitern und Stangen eingestellt und wie Eichhörnchen kletterten sie hinan in Dach und Fach und ruhten und rasteten nicht, bis auch der letzte Ziegel verschwunden war. Wohl stürzte die Hausfrau heraus und suchte mit Schimpfen und Toben die ungebetenen Dachabdecker zu verscheuchen; vergebens! Hohn und Spott ärntete sie noch obendrein in Hülle und Fülle. Kaum graute aber der Morgen, so rannte sie zum Kreisrichter, ihm die erlittene Unbill zu klagen. Der Casus war

schwierig und ein grosser Bericht ward nach Würzburg gemacht. Die Resolution kam bald und war mit salomonitischer Weisheit abgefasst: „In Erwägung dass“ u. s. w. hiess es, kurz die ganze Sache kam darauf aus, dass den Stettfeldern ihr altes Recht: einem Ehepaar, unter welchem das Weib den Mann prügelt, das Dach abdecken zu dürfen, nicht genommen werden und die Sache hiermit ihr Bewenden haben solle. Von Rechtswegen.

Bis Eltmann, dessen glänzend weisser Kirchthurm so freundlich in das romantische Thal herein blinkt, liegen auf dem rechten Ufer keine Ortschaften mehr. Jenseits jedoch erheben sich die Filialdörfer Rostadt, Dippach und Eschenbach, die all zu unbedeutend sind, als dass ich mich bei ihnen aufhalten sollte. Desto wichtiger für die Kulturgeschichte der obern Maingegend ist Eltmann, das sauber gebaute Städtchen mit seinen alten Ringmauern und Thürmen. Hier hauste bereits zu Burkhardt's, des ersten Bischofs von Würzburg, Zeiten (742—791) Gumbertus, der sich einen Grafen von Rothenburg nannte, Stammvater des hochberühmten Geschlechts derer von Castel und Sohn des fränkischen Herzogs Gosbert gewesen sein soll. Das gibt uns keinen geringen Begriff von der Opulenz dieses Herrn und mag unsere Städter mit gerechtem Stolz ob ihres ehrwürdigen Patrons erfüllen. Ob Eltmann schon damals ein Dorf oder Flecken war, vermögen wir nicht zu entscheiden, wir wissen nur, dass Gumbert dem Bischof von Würzburg sein festes Schloss Eltmain *) mit allen Gütern abtrat, um zu Ansbach ein Kloster zu gründen. Er ward später heilig gesprochen. Unter dem Krummstab scheint unser Ort sich gar wohl befunden zu haben, denn er erhielt 1335 von Kaiser Ludwig IV das Stadtrecht und ward Sitz eines bischöflichen Amtes. Das hielt die Bürger aber doch nicht ab, sich mit den aufrührerischen Bauern 1525 zu verbinden, weshalb das Würgschwert des Bischofs Konrad auch hier nicht vorüber ging, sondern vier Rädelsführern die Köpfe mit nahm. Durch die belebtere Kommunikation von Schweinfurt und Bamberg her beginnt sich das Städtchen mehr und mehr zu heben. Es zählt gegenwärtig 1400 Einwohner in 190 Häusern. Sehr bedeutend ist die Floss- und

---

*) *Eltmain olim castellum munitissimum* meldet die Urkunde.

Hümpelschifffahrt*); sie nährt einen grossen Theil der Einwohner. Ausserdem blühen noch mancherlei Gewerke hier. Wir wünschen überhaupt von ganzem Herzen, dass unserm Eltmann eine recht freudevolle Zukunft blühen möchte. Die Bürger, wackern und patriotischen Sinnes, verdienen eine solche schon ob ihrer edlen Aufopferung, die sie beim Bau der neuen Kirche gezeigt. Diese Kirche ist aber auch ihr Stolz und das mit Recht; niemand wird eines solchen Baues in einer so kleinen Stadt gewärtig sein. Auf einem schönen Platz, etwas erhöht liegt der prachtvolle Gottestempel. Schon das Portal fesselt unsere Aufmerksamkeit; treten wir indess ein in diese majestätische Halle, von keiner Säule gestützt, frei auf den eigenen Schwerpunkt drückend, dann fühlen wir die Wahrheit der Worte des trefflichen Pfarrers Schleiss, welche er in seiner Festrede sprach: „Man fühlt es, dass hier der Friede Gottes waltet, der Friede, den die Welt nicht kennt.“ Die innern Räume sind mit einer erhabenen Einfachheit geschmückt, Malerei und Bildhauerkunst legten ihre schönsten Leistungen in dem Tempel des Herrn nieder. Doch was bemühe ich mich, die Schönheit des Baues zu schildern. Von Klenze, dem hochgefeierten, ist der Entwurf; Schierlinger erweiterte und führte ihn im byzantinischen Styl aus. 80,000 fl. nahmen die Kosten in Anspruch und in 3 Jahren, 1835—38, ward das Ganze vollendet. Für Jahrhunderte steht es und wird Zeugniss geben von dem hochherzigen Sinn der Erbauer, die ein Werk hervorriefen, das würdig wäre, eine Residenz zu zieren.

Vergangenheit und Gegenwart finden in dem freundlichen Städtchen gleich würdige Repräsentanten. Zu Eltmanns alterthümlichen Befestigungen gesellt sich ein Herold der Vorzeit, der schon auf Meilenweite in das reizende Mainthal hineinragt, das ist der letzte Ueberrest, die spärliche Erinnerung an einen vielleicht tausendjährigen Rittersitz, die Waldburg. Ein hoher runder Thurm, jetzt zu Landesvermessungen dienend,

---

*) Hümpelschelche heissen grosse Kähne mit spitzem Schnabel und Hintertheil. Die Borde sind erhöht und gestatten dem Nachen eine Traglast von 3—500 Ctr. Die Besitzer dieser Fahrzeuge werden Holzhümpler genannt und setzen meist ihre Waare sammt dem Kahn in Frankfurt ab.

hat sich aus der Periode der Verwüstung zu uns herüber gerettet. Wie ich schon oben erwähnte, schenkte Gumpert, den die fränkischen Annalen Herzog von Ostfalen nannten, dem Bischof Burkhard sein Schloss Eltmann mit 13 Ortschaften Daraus entstand ein eigenes Amt, dessen Sitz auf der Burg war. Erst um das Jahr 1363 erscheinen die mächtigen Ritter von Fuchs als Eigenthümer. Um die Stadt Eltmann kümmerten sie sich aber so wenig, dass die Hassfurther dieselbe ungestraft überfallen durften. Später fügten die Ritter ihrem Namen sogar den der Waldburg bei. Erst im Jahr 1477 erwarb Würzburg sie wieder und Bischof Julius liess 100 Jahre später, nachdem im Bauernkrieg die Burg fast ganz zerstört worden war, neue Bauten aufführen, die im 30jährigen Krieg sehr beschädigt wurden. Die Burg ward nach dieser Zeit allmählig so baufällig, dass die Amtleute um 1777 dieselbe verlassen mussten. Sie ward darauf niedergerissen und trotzte der alte Thurm nicht durch seine ungemeine Festigkeit, so würde auch ihn die Habsucht der Menschen nicht verschont haben.

Ueber den Fluss führt hier eine hölzerne Brücke, die einen für die Schiffe gefährlichen Durchlass haben soll. Auf dem jenseitigen Ufer, angelehnt an die Höhe, liegt das Dorf Ebelsbach mit seinem ziemlich alten Rotenhahnschen Schloss. Es zählt über 500 Einwohner und gehört unter die Ortschaften, welche die Gräfin Marburch um 819 dem Stift Fuld übertrug. Ebilbah wird es in der Urkunde genannt. In dem Dorf zeigt man noch heute ein Haus, das der Sage nach vor Alters ein Frauenhaus gewesen sein soll. Muss man darunter eine Höhle der Unzucht verstehen, wie sie sich zur Schande unseres Jahrhunderts noch gar häufig in grösseren und kleineren Städten finden, so kann ich mir nicht gar wohl erklären, wie ein solches Institut in dies kleine Dorf kommen soll. Ich möchte eher der Vermuthung Raum geben: Beguinen haben hier ehedem gelebt.

Auf dem diesseitigen Ufer beginnen sich die Höhen allmählig ihres grünen Waldschmucks zu entkleiden. Der Rebstock in seiner zwar tröstlichen, aber dennoch ziemlich leeren und unschönen, Erscheinung vertritt die Stelle schlanker Tannen und Nadelhölzer. Jenseits aber erblicken wir die Seitenarme des Steigerwalds wie er sein „baumstrauchgrünes“ Haupt in den Wellen unseres Stromes von den Bergesgipfeln herab spiegelt. Ihr schönen Hügel, ihr treuen freundlichen Begleiter

des Mains, mit schmerzlich bewegtem Herzen rufe ich Euch einen kurzen Scheidegruss zu. Gewiss nur ungern weicht ihr von den Ufern des Stromes, der Eure Füsse kühlend benetzte, Euch Leben und Erfrischung zuhauchte. An jenen Windungen, nahend und wieder zurückweichend, sehe ich es, Ihr scheidet nur ungern. Bei dem Wallfahrtsort Maria-Limbach, dessen schöne Kirche den gläubigen Herzen so einladend von einer Anhöhe herab entgegen winkt, treten die Berge mehr vom Ufer zurück und lassen endlich der Ebene von dem Dorf Sand an freien Spielraum. Limbach ist übrigens kein unbedeutender Ort und in ganz Baiern hochberühmt durch seine schöne Wallfahrtskirche. Die Herren von Fuchs, die vor dem Bauernkrieg einen burglichen Bau hier hatten, traten den Ort 1651 an Würzburg ab. Schon 26 Jahre früher hatten die Einwohner der Reformation entsagt und sich wieder dem Katholicismus zugewendet. Jetzt wohnen circa 300 hier, die sich durch Schifffahrt und Bebauung ihrer Felder nähren. Auf demselben Ufer liegt, eine halbe Stunde abwärts, das grosse Filialkirchdorf Sand. Einst verrufen durch seine Armuth, noch mehr aber durch das lüderliche Gesindel, das von allen Seiten sich den Ort zum Asyl gewählt zu haben schien, darf es jetzt zu den wohlhabendsten Dörfern in der ganzen Gegend gerechnet werden. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts datirt sich dieser Wohlstand. Damals erschien ein schlichter Mann im Ort, den jammerte das Elend und der Müssiggang der Leute. Obgleich er nicht arm war, so suchte er doch seine Kunst wieder hervor und lernte den Dörflern Körbe aller Art flechten. Bald wurde das neue Fabrikat weit und breit bekannt und die neue Hülfsquelle war somit eröffnet. Heut zu Tag finden sich beinahe 750 Einwohner, die sich auch mit dem Schiffbau beschäftigen. Der einträglichste Handelszweig bleibt aber immer die Korbfabrikation. Den Vater Main hat man auch hier wie bei Eltmann bedeutenden Correktionen unterworfen. Die Krümmungen, mit denen er sich durch das schöne Thal windet, sind abgegraben, der Lauf überhaupt gekürzt. Einst strichen seine Wellen an dem Dorf Sand vorüber, jetzt wendet er sich mehr nördlicher hinab. Unser Ort hat dadurch verloren, ein anderer hingegen gewinnt — wer darf dies in der jetzigen Sturm- und Drangperiode, die alle früheren Principien über den Haufen wirft, so genau nehmen!!

Auf dem rechten Ufer begegnen wir drei kleinen Dörfern in fast ununterbrochener Reihe. Steinbach, Ziegelanger und Schmachtenberg sind sie genannt. Nur das letztere ist historisch interessant ob der Ruine des einstigen Schlosses gleichen Namens. Hoch auf dem Gipfel jener oft gedachten Höhenreihe, die hier durch antidiluvianische Erdrevolutionen auseinander gerissen wurde, ragen die spärlichen Ueberreste des ehemaligen Königshofes empor. *Castrum Cilanum* wird es in den ältesten Urkunden genannt und mag wohl eines jener Bollwerke gewesen sein, welche die fränkischen Kaiser errichtet, um dem weiteren Vordringen der Slaven und Wenden, die hier nachweislich ihre Gränzen hatten, zu wehren. Im 12. Jahrhundert besassen es die Herzöge von Meran, nach deren Aussterben die Besitzungen an das Stift Bamberg fielen. Schmachtenberg ward an die Ritter von Rotenhahn verpfändet, 1257 aber wieder eingelösst. Es war seitdem der Sitz des Amts gleichen Namens. Im Bauernkrieg rettete es noch zu rechter Zeit das Bundesheer, aber der schönen Veste Zerstörung schien vom Schicksal beschlossen. Ihre drei schönen Thürme, die schönen Wohngebäude, die wir noch auf einer Abbildung aus dem 14. Jahrhundert gewahren, sanken unter den rohen Händen der Kriegerschaaren Albrechts von Brandenburg, als man zählte 1552. Seit Jahrhunderten liegt die Burg in Trümmern, nicht einmal die Volkssage hat sich in dem verödeten Gemäuer eingenistet. Ewig schön und gleich ist sich nur Mutter Natur geblieben und fürwahr, sie dürfte uns für den Mangel an historischen Reminiscenzen hinreichend entschädigen. Welche verschwenderische Fülle reizender Gebilde hat sie auf die ganze Umgegend ausgeschüttet. Im Thal, tief unten der Strom, wie er sein Silberband blinkend durch Felder und Wiesen drängt. Höhen und Tiefen, Wälder und Auen in gleich malerischer Abwechslung! Verfallene Burgen, Städte und Dörfer nah und fern — wessen Herz sollte nicht beim Anblick aller dieser Schönheiten in freudigeren Pulsationen schlagen? Die Ruine selbst mit ihren geschmackvollen Anlagen entzückt schon. Der Freiherr von Rotenhahn, dessen Stammväter sie schon vor länger als einem halben Jahrtausend besassen, kaufte sie (1827) und wandte bedeutende Summen an die Verschönerung. Dann erwarb sie der kunstsinnige Graf von Schönborn, der das begonnene Werk der Verschönerung vollendete. Das Dörfchen

Schmachtenberg liegt halb in der Tiefe einer Thalschlucht, halb auf der Höhe; es zählt nur 150 Einwohner.

Die ganze Gegend ruft in uns die romantischen Zeiten des Mittelalters zurück. Auf der Landstrasse erheben Wartthürme ihre altergrauen Häupter, dort ragen die bemoosten Ruinen des Schmachtenberger Ritterschlosses empor, und im Hintergrunde umschlingen alterthümliche Befestigungen die Häuser und Kirchen des Städtchens Zeil. Wappen und Bildnereien zieren die Thore; jeden Augenblick glaubt man den Wärtel in der Tracht des 16. Jahrhunderts hervorschreiten zu sehen. Nur allzu schnell wird man enttäuscht, wenn man das Innere des Städtchens betreten hat. Gewaltig viel Schmutz herrscht da vor, selten erfreut ein freundliches Gebäude das Auge. Dennoch ist hier der Sitz des Rentamts Eltmann; auch einige Fabriken sind zu finden. Wer ein Freund von Monumenten ist, findet eins dergleichen auf dem Markt; es ist dem seligen König Maximilian gewidmet. 1300 Menschen wohnen in den 200 Häusern.

In dem Ort herrscht eine Sage aus altergrauer Zeit, über deren Veranlassung und historischen Gehalt ich mir keine Aufklärung verschaffen konnte. Eine Kaiserin soll nämlich hier von Zwillingen entbunden worden sein, und aus Dankbarkeit für die sorgfältige Pflege dem Geburtsort ihrer Kinder, der damals nur aus 13 Höfen bestand, Stadtgerechtsame und Mauern verschafft haben. Die Sage fügt nur noch hinzu, dass diese 13 Höfe in einer Reihe gelegen und dadurch die neuentstandene Stadt ihren jetzigen Namen Zeil erhalten hätte. Etwas Wahrheit liegt jeder Tradition zu Grund, mithin auch dieser. Historisch bestimmt wissen wir nur, dass nach dem Absterben der Markgrafen v. Vohburg (1071) das Hochstift Bamberg die Ländereien derselben erwarb und ein eignes Amt aus denselben bildete. Die Bischöfe scheinen sich der Jagd wegen, die noch immer bedeutend ist, gern hier aufgehalten zu haben. Das stattliche Gebäude, jetzt der Sitz des Rentamts, war einst das Jagdschloss. *)

Wenige Schritte unterhalb des Städtchens, eine halbe Stunde rechts vom Main streckt der majestätische Hassberg sein bewaldetes Haupt zum Himmeldom empor. Es ist eine pompöse

*) Es wird der Kastenhof genannt und ist von den Steinen des Schmachtenberger Schlosses erbaut.

Höhenreihe, die weithinein in den alten Gau Grabfeld ihre Aeste sendet. Ohne sie dürften wir dieser Partie der Maingegend wenig Schönes abgewinnen. Die Uferumgebungen verflachen sich mehr und mehr; wohin nur die Blicke schweifen, grünen Felder und Wiesen. Den höchsten Reiz verleiht aber der Landschaft jener Bergkranz, der in so geeigneter Entfernung die Ebene umfasst. Zwei alte Ortschaften liegen hier in der Mitte dieser üppigen Gemarkung. Die eine auf dem rechten Ufer, Augsfeld genannt, scheint eine Niederlassung aus dem 10. oder 11. Jahrhundert zu sein; früher kommt sie nicht vor. Die Umgebung bildet gleichsam eine einzige grosse Wiese; der Wohlstand unserer Dorfbewohner, ungefähr viertehalbhundert, beruht in ihr. Alljährlich überschreitet der Main die Ufer und sendet seine Wasser über das flache Land. Die Gemarkung und mithin auch der Ort mögen davon den Namen erhalten haben. *Ahwfeldone* (so heisst der Ort in Urkunden) ist contrahirt aus *aha* oder *ahva*, heutzutag Wasser; daraus hat sich das verstümmelte Augsfeld gebildet, welches eigentlich nichts weiter als Wasserfeld bedeutet. Auf dem jenseitigen Ufer breitet sich das alte Pfarrdorf Knetzgau aus — ein Ort bedeutend in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Schon im Jahr 819 empfing das Stift Fuld von reichen Edlen Güter hierselbst, die nicht unbedeutend waren. Nach der grossen Schenkung, die Graf Konrad dem Priester Gozbold machte und die König Ludwig um das Jahr 911 bestätigte, möchten wir beinahe schliessen, dass bereits um diese Zeit sich eine reiche Pfarrei hier fand. Diese Urkunde liefert uns einen neuen Beweis, welche grosse Fortschritte schon damals die emporblühende Cultur gemacht hatte. Das Document spricht nämlich nicht allein von Feldern und Wiesen, sondern auch von Gebäuden, Mühlen etc. Noch heutzutag finden sich die Spuren eines ansehnlichen burglichen Baues im Ort. Bis 1578 besassen die Ritter *v. Hassberg* denselben, dann erkauften ihn die *Fuchse v. Schweinshaupten.* Jetzt sind nur mehr die Gräben und das Thor sichtbar. Im innern Burgraum haben sich Bauern angesiedelt. Die Einwohner, über 1500, treiben Feld- und Wiesenbau. Der Holzhandel und Schiffbau, zu welchem der nahe Steigerwald hinreichendes Material liefert, ernährt nicht minder viele Familien.

In einer kleinen halben Stunde erreicht der Fluss ein freundliches Städtchen mit vielen spitzen Thürmen und alterthümlichen

Ringmauern, das trotz des trutzigen Ansehens doch einen gar friedlichen Namen führt: Hassfurt ist es benamset. Wenn wir scharfsinnigen Etymologen Glauben schenken dürften, so müssten wir die erste Entstehung unseres Ortes in den Zeiten suchen, wo der gewaltige deutsche Volksstamm, die Chatten, deren Namen nach und nach in Chassen oder Hassen überging, noch hier hauste. Abgesehen davon, dass es schwer zu erweisen sein dürfte, ob diese Völkerschaft sich in der hiesigen Gegend behauptet, scheint mir eine solche Herleitung überhaupt zu sagenhaft. Nach meiner Ansicht liegt uns eine Herleitung von dem altdeutschen Eigennamen Heso weit näher. Furt, die Endsylbe, bedeutete im Mittelhochdeutschen u. a. auch einen kleinen Platz in der Nähe eines Wassers. Noch heutzutag ist das Wort als Substantiv gebräuchlich und schliesst den Begriff eines seichten Orts im Wasser, eine Durchfahrt, in sich. In Urkunden heisst der Ort Hasefurt, und schon im 12. Jahrhundert hauste hier ein Rittergeschlecht gleichen Namens. Damals schon wird er *oppidum* (Stadt) genannt, ein Beweis, dass seine Entstehung schon im 8. Jahrhundert zu suchen ist. Er lag in dem alten Hassgau, von dem uns in Urkunden übrigens nur wenig Ortschaften genannt werden. Die Geschichte weiss von Hassfurt zu erzählen, dass es bei Händeln und Empörungen gegen den angestammten Landesherrn immer bereit zu finden war. Namentlich spielte es in dem grossen Streit der Würzburger Bürger und des Domkapitels gegen den Bischof Gerhardt eine bedeutende Rolle. Damals schon, besonders aber im Bauernkrieg 1525, musste mancher Bürger seinen Kopf her geben. Die „Furie“ des dreissigjährigen Kriegs schwang ihre Geissel ergrimmt über das Städtchen. Schweden und Kaiserliche kämpften abwechselnd mit einander; doch sind nur wenig Spuren dieser kriegerischen Zeiten mehr vorhanden. Hassfurt ist jetzt ein sauberer, freundlicher Ort, der seinem Aeussern nach eine gewisse Wohlhabenheit nicht verkennen lässt. Es finden sich hübsche, ansehnliche Gebäude, namentlich auf der Hauptstrasse, durch welche zugleich die Commercialstrasse von Schweinfurt nach Bamberg führt. Wen indess das Schicksal nach Hassfurt führt, der versäume es ja nicht, in der Vorstadt die sowohl in architektonischer als in historischer Hinsicht so hochwichtige Ritterkapelle in Augenschein zu nehmen.

Als nach den Kreuzzügen und besonders unter der Regie-

rung einiger machtlosen deutschen Kaiser die schönste und bezeichnendste Eigenthümlichkeit des Mittelalters, das Ritterwesen, durch eigne Rohheit und Missbrauch der Gewalt unterzugehen drohte, da sahen einzelne Grafen und Herren ein, man müsse den wankenden Baum durch gegenseitige Hülfe aufrecht zu erhalten suchen. So entstanden zuerst in Schwaben, dann in Franken die Ritterbündnisse. Der Adel trat zusammen und schützte sich durch diese Vereinigung gegen die Angriffe der Mächtigeren; auch sollten sie künftig nur durch ihres Gleichen gerichtet werden. Zu Schweinfurt sammelten sich die Herren und beschworen den neuen Bund. Darauf errichtete man in Hassfurt zum Gedächtniss der gehaltenen Turnire eine Kapelle im reinsten deutschen Styl. Von 1390—1438 war man mit dem Bau beschäftigt und jeder der Verbündeten hing sein Wappen in Stein gehauen darin auf. Mehr denn 226 zählen wir noch heute in dem Gottestempel; auch viele Epitaphien finden sich vor. Ernste Betrachtungen erfüllen die Seele jedes denkenden Wanderers, wenn er in diesen Räumen an eine längst entschwundene Periode erinnert wird, in welcher die angestammte Kraft des freigebornen Mannes mehr als die Spitzfindigkeiten eines imaginairen Rechts galt. — Uebrigens ist die Kapelle mehreren sogenannten Renovationen unterworfen worden und hat dadurch ihren alterthümlichen Character zum Theil eingebüsst.

In der Stadt verdient die Pfarrkirche mit ihren zwei Thürmen, gleichfalls im deutschen Styl erbaut, noch gesehen zu werden. Hassfurt zählt gegenwärtig in circa 400 Häusern 1900 Einwohner und ist der Sitz des baierischen Landgerichts gleichen Namens. Die Universität Würzburg hat hier für ihre Besitzungen ein eignes Rentamt. Auch eine Postexpedition findet sich im Städtchen, die zugleich als Gasthof zu empfehlen ist.

Fast gerade gegenüber auf dem linken Ufer des Maines liegt das ehemalige Cisterzienser Nonnenkloster Marienburghausen. Schon im Jahr 819 war hier zu Marburghusen die Mutter eines rheinfränkischen Grafen Walah, von ostfränkischer Herkunft, begütert. Sie hat dem Oertchen wahrscheinlich den Namen gegeben, da sie Marburga hiess. Im Jahr 1243 ward das Nonnenkloster zu Kreuzthal, 6 Jahre vorher von Bischof Hermann gegründet, hierher verlegt und bald mit reichen Dotationen versehen. Es hielt sich bis zum Jahr 1525, wo es die Bauern verwüsteten und die frommen Schwestern

vertrieben. Die Kirche ward zwar später wieder hergestellt und verdient gesehen zu werden, die Congregation blieb indess aufgelöst. Die Güter fielen der Universität Würzburg anheim.

Hinter Hassfurt mündet ein starker Bach, die Nassach, aus dem hildburghausischen Amt gleichen Namens kommend, in unseren Fluss. Auf eine kurze Strecke begleitet uns wieder auf dem rechten Ufer eine Höhenreihe, deren Fuss zu Steinbrüchen unterwölbt ist, auf deren Gipfel aber die Rebe grünt und blüht. In einem kleinen Seitenthal, unweit der Strasse, liegt das Kirchdorf Wülflingen mit 300 Einwohnern, die starken Weinbau treiben und nebenbei aus wildem Obst einen guten Essig bereiten, einen Erwerbzweig, den wir ihnen herzlich gern gönnen. Weit vornehmer mit einem stattlichen Schloss und einer neuen Kirche in Form einer Rotunde präsentirt sich links das reiche Filialkirchdorf Wonfurt, durch seinen Namen an eine altdeutsche Niederlassung erinnernd. Im Jahr 905 vertauscht Graf Adelhard unter Anderm auch Vunfurt *(locum)* an das Kloster Fuld. Auch Kaiser Heinrich II. schenkt dem Kloster Michelsfeld (1017) zu Bamberg einen Hof hierselbst. In der neuern Zeit (1764) erkauften die Herren *v. Seckendorf* von den *v. Betz*'schen Erben die Güter und bestimmten sie zum Familienfideicommisse. Der Ort, der auch Marktgerechtigkeit besitzt, zählt in circa 94 Häusern über 500 Einwohner. Weinbau findet sich hier, wie auf einer grossen Strecke des linken Ufers nicht viel; Wälder und Wiesen vertreten die Stelle der Reben. Eine kleine Viertelstunde abwärts treffen wir das Dorf Horhausen, das nach einer Urkunde vom Jahr 1023 die Grenze der Jagd bildete, welche Kaiser Heinrich dem Bischof von Würzburg abgetreten hatte. Auf der Höhe des jenseitigen Ufers, Wonfurt fast gegenüber, blinkt uns ein gar stattliches Herrenschloss entgegen. Einige alte Thürme an der östlichen Seite erinnern uns an das Mittelalter, das hier thätig war. Einst hausten hier mächtige Rittergeschlechter, dann flehte eine Congregation frommer Benedictiner die Gnade des Himmels an. Eine Urkunde, die aller Wahrscheinlichkeit nach ins 8. Jahrhundert gehört, meldet, dass Graf Walah den Ort Therissa mit Bewilligung seiner Ehegattin Megina nebst vielen andern dem Stift Fuld übergab. Nach den *monum. Germ. hist. ab Pertz* hatten die Babenberger Grafen schon um 900 ein festes Schloss hierselbst, ja viele Historiker behaupten sogar,

der Graf Adalbert habe nicht auf der Altenburg bei Bamberg, sondern hier sein edles Leben lassen müssen. Wenigstens war die Burg um 903 im Besitz seiner Feinde, da König Ludwig Urkunden von hier aus erlassen konnte. 100 Jahre später empfing es Kaiser Heinrichs Gemahlin, die fromme Kunigunde, und Suidger, Bambergs Bischof, schuf es 1043 in ein Kloster nach der Regel der Benedictiner um. Die Sage, Graf Adalbert habe es gestiftet, ist in nichts gegründet; scheinen will es mir aber, als habe bis ins 12. Jahrhundert hinein ein burglicher Bau neben dem Kloster bestanden, da noch im Jahr 1097 Tharisse ein *castellum* genannt wird. *) Das Kloster erwarb im Lauf der Jahrhunderte ansehnliche Besitzthümer, durfte sich aber nie mit Banz, Langheim oder Ebrach messen. Die geschmackvollen Klostergebäude wurden im vorigen Jahrhundert aufgeführt, nach der Säcularisation (1803) die schöne Kirche aber niedergerissen trotz alles Flehens der Landbewohner. Ställe wurden aus den geheiligten Steinen erbaut; denn „das Zeitalter der Nützlichkeit war gekommen, und die Poesie, Klöster, Burgen und Dome an ihrem weinenden Herzen wanderte aus.“ Die ganze weitläufige Besitzung hatte der coburgische Minister v. Kretzschmar für 103,000 fl. an sich gekauft. Jetzt ist der Freiherr v. Dietfurth im Besitz des schönen Schlosses, welches er mit beinahe fürstlicher Pracht hat einrichten lassen. Schöne Aussichten geniesst man, zu welchem Fenster man auch treten mag. Waldbedeckte Höhen, Rebenhügel, der schöne Fluss mit Fahrzeugen bedeckt, freundliche Dörfer und Städte, das Alles zusammen malerisch gruppirt — wer sollte den Freiherrn v. Dietfurth um den Blick in diese reizende Natur aus den Fenstern seines Palastes nicht beneiden? Ehe wir indess scheiden, wollen wir noch bemerken, dass zu Theres eine grossartige Oekonomie betrieben wird. Das beiliegende Pfarrdorf wird zum Unterschied von dem weiter unten liegenden: Kloster- oder Obertheres genannt und zählt über 350 Einwohner. Eine kleine Viertelstunde stromabwärts liegt die Filiale Untertheres in einer herrlichen Gemarkung, auf der auch Hopfenbau getrieben wird. Seit 1826

---

*) Urkunde in *Schannats vindemiæ collect. 175: Boto noricus natione vivens bavarica lege .... castello Tharisso dicto .... proprium jus .... contradidit.*

gewinnt man hier eine gute Eisenocker-Erde und die Quelle bei der sogenannten Grabenmühle hat die Eigenthümlichkeit, hineingeworfene Gegenstände mit feinstem Ocker zu überziehen. Im Ort wohnen 300 Seelen. An dem kleinen Oertchen Ottendorf vorbei erreicht unser Fluss das wenig ansehnliche Pfarrdorf Gödheim, als *(villa)* Goheim in dem alten Gau Grabfeld schon im 9. Jahrhundert genannt. Jetzt finden sich kaum 300 Einwohner hier. Weinbau und immer Weinbau auf dem rechten Ufer, die Gegend dürfte beinahe für einförmig gelten, wenn nicht jenseits die Natur andere Gebilde entfaltete. Jener Gegensatz aber einer mit dunklem Waldesgrün bedeckten Höhenreihe zu den sanft emporsteigenden Rebenhügeln, und Beides getrennt durch den munter fortwallenden Strom, verleiht der ganzen Landschaft einen unbeschreiblich idyllischen Reiz. Ein Dorf mit einem spitzen Kirchthurm, halb zurückgezogen in ein Thal, zieht unsere Blicke auf sich. Es ist Unter-Euerheim, ehedem im Besitze der Herren *v. Hessberg*, von denen es die *v. Bibra* 1492 erwarben. Jetzt gehört das Obere wie das Untere den Grafen *v. Schönborn*. Die 340 Einwohner treiben vorzüglich Obstbaumzucht. Unterhalb Gödheim, mehr landeinwärts, schaut das Dorf Forst von einer kleinen Anhöhe auf Strasse und Fluss herab. Bis 1542 Hennebergische Besitzung, gehört es jetzt in's Landgericht Schweinfurt und zählt in 68 Häusern über 350 Einwohner. Von der Höhe übersieht man eine Menge Ortschaften; die erste, die uns zunächst liegt, ist Weiher zu Sulzheim, ein Pfarrdorf mit ungefähr 250 Einwohnern. Die Grafen *v. Abenberg* traten dasselbe um 1176 an Kloster Ebrach ab, das ein eignes Amtsgebäude mit Garten und Wiesen hier besass. Gustav Adolph schenkte den Ort der Stadt Schweinfurt, jedoch nur auf kurze Zeit. Nach der Säcularisation im Jahr 1818 ging er mit vielen andern an den Fürsten Thurn-Taxis über, der 1820 ein eignes Herrschaftsgericht (II. Classe) aus den neu erworbenen Besitzungen bildete. Der Sitz desselben ist gegenwärtig zu Sulzheim.

Auf dem rechten Ufer breitet sich längs der neuen Chaussee ein stattliches Dorf mit über 700 Einwohnern und einer saubern Pfarrkirche aus. Schonungen ist es genannt. Zwei starke Bäche, die sich oberhalb desselben vereinen, münden hier in den Main. Man könnte dieselben füglich die Mühlenbepanzerten nennen, da sie auf ihrem kurzen Lauf nicht weniger als 19 grosse

Mahlwerke mit vielen Gängen treiben. Schonungen ist ein wohlhabender Ort, der alljährlich einen ansehnlichen Beitrag zu dem Holzbedarf Hollands den Main abwärts treiben lässt. Die Farbenfabrik, welche der um die Industrie und das Fabrikwesen Frankens so hochverdiente Kaufmann Sattler vor 28 Jahren im Ort errichtete, ist eine der ältesten Deutschlands in Bezug des starken Betriebs. Neben dieser bestehen noch mehrere andere, vorzüglich eine Sagofabrik, die seit der Continentalsperre den Sago aus inländischen Stoffen bereitete, der dem indischen ganz gleichkommen soll.

Auf einem Vorsprung der Höhenreihe, die uns von Hassfurt begleitete, sahen wir schon längst in grauer Ferne die Zinnen und die drei gothischen, terrassenförmig emporsteigenden Giebel eines stolzen Bergschlosses gen Himmel ragen. Jetzt, um die letzte Krümmung biegend, die noch neidisch den Totalanblick hinderte, liegt der ganze stolze Bau vor uns. Mehr als ein halbes Jahrtausend wehte an seinen majestätischen Thürmen vorüber; viele Generationen starben aus; jene sahen den Wechsel manches Jahrhunderts, das Jagen und Treiben emporblühender Geschlechter an ihren Häuptern vorüberstreifen, ernst mahnend an die Vergangenheit, sind sie stehen geblieben. Dank sei es dem Manne, der, als er die den Einsturz drohenden Ueberreste erwarb, so viel Ehrfurcht vor dem Alterthümlichen hatte, dass er, nicht dem Materialism unserer Zeit huldigend, ihrer schonte, ja den ganzen Bau einer taktvollen Restauration unterwarf. Mainberg, denn von diesem sprechen wir, scheint seine Entstehung allem Anschein nach den Nachkommen der *Babenberge*, jenen mächtigen Markgrafen v. Schweinfurt (*v.* o. S. 56), zu danken zu haben. Seine erste Erbauung wäre demnach im 11. oder 12. Jahrhundert zu suchen. Die älteste Urkunde, die seiner gedenkt, ist vom Jahr 1303. Damals verkauften es die Dynasten *v. Gründlach* um 2500 Mark Silber an den Grafen Walter v. Barby als Reichslehn. Um diese Zeit gerieth Graf Berthold v. Henneberg mit dem Käufer in Fehde und brachte das Schloss „Mayenburg" an sich, welches seine Nachkommen indess nicht fortwährend behaupten konnten. Schon 1356 erwarben es die Ritter *v. Wenkheim*, verloren es aber sammt der Pfandsumme (19,030 Pfd. Heller) an den räuberischen Dietrich v. Thüngen, der wiederum von Bischof Gerhard belagert wurde. Von jetzt an behaupteten es die seit 1310 gefürsteten Reichsgrafen, bis sie es, nach einer gräulichen

Verwüstung während des Bauernkrieges, im Jahr 1542 für 170,000 Gulden und gegen das Amt Meiningen an das Hochstift Würzburg abtraten. All diese Wechsel, Verträge und Verkäufe liefern ein treues Bild des Zeitgeistes, von welchem die Jahrhunderte, in denen sie sich ereigneten, beseelt waren. Gern möchte ich ihrer ausführlicher gedenken, wenn der mir angewiesene Raum dazu ausreichte. Ich muss mich indess damit begnügen, meinen Lesern in wenig Umrissen angedeutet zu haben, dass das deutsche Ritterthum, wie es sich nach den Kreuzzügen gestaltete, wenig oder nichts mehr von der Romantik besass, für die wohl Jeder so gern einmal schwärmte. Wer Geschichte, namentlich die Urkunden studirt hat, dem schwinden gar bald die schönen Träume von mittelalterlicher Sitte, die die Phantasie oft so verlockend herbeizaubert. Wir haschen nur nach einer Seifenblase und sträuben uns, der Wirklichkeit zu trauen, weil sie oft mit allzu roher Hand unsere Illusionen zerstört. Deshalb wollen wir nicht mit unserem Zeitalter rechten, dass es, oft freilich mit bitterer Ironie, die Vorzeit mit seinen materiellen, so aller Poesie baaren Principien geisselt. Was hat die Gegenwart aus den meisten Ueberbleibseln jener Zeit geschaffen? Sie liegen entweder öde, den Gräueln der Verwüstung anheim gefallen, oder dienen dem Fabrikwesen, der Industrie. Auch Mainberg theilt dieses Schicksal. Nachdem es nämlich das Hochstift Würzburg trotz aller Stürme des dreissigjährigen Kriegs behauptet hatte, ward das Amt Mainberg 1803 in ein eignes baierisches Landgericht verwandelt, das Schloss aber, damals schon in schlechten Umständen, zum Sitz des Rentamts bestimmt. Von 1811-21 stand es gänzlich verlassen. An den letzten Bewohner erinnert sich noch Mancher im Dorfe Mainberg. Es war der Ausschüsser- (Landsturm-) Oberlieutenant F u s s, ein altes, ausgetrocknetes Männchen, in einem scharlachrothen langen Ueberrock mit hellblauen Aufschlägen, einem dreieckigen Hütchen, unter dem sich ein gewaltiger Zopf hervorstahl, kurzen schwarzsammtnen Hosen und einem majestätischen Bambus. In der That, nach der Beschreibung eine Figur würdig, durch den Pinsel Hogarth's verewigt zu werden. Als der Kaufmann Sattler den einst so stolzen Bau der Hennebergischen Grafen an sich brachte, hatte der Zahn der Zeit, noch mehr aber die Habsucht der Menschen so gräulich gehaust, dass nach wenig Jahren das Schloss in einen Steinhaufen verwandelt worden sein

würde. Mit jener Umsicht und dem Eifer, der den achtungswerthen Käufer bei allen Unternehmungen beseelt, wurde zur Wiederherstellung geschritten. Herr Sattler entriss mit nicht geringen Opfern das ehrwürdige Haus dem Untergang, und hat sich dadurch in der Achtung jedes Alterthumfreundes ein bleibendes Denkmal errichtet. Könnten die alten Herren von Adel aus ihren Gräbern aufstehen, so würden sie freilich ein saueres Gesicht machen, wenn sie schauten, wie unsere gewerbthätige Zeit ihre Maschinen und Räder in den Sälen schwirren lässt, wo sie spornklirrenden Schrittes umherwandelten. Seit 1824 besteht hier eine Tapetenfabrik, die grösste in ganz Baiern. Wenn schon dies grossartige Geschäft der näheren Betrachtung würdig ist, so verdient es die ganze Einrichtung des Schlosses im mittelalterlichen Geschmack noch weit mehr. Rittersäle, Waffensammlungen, altdeutsche Gemälde ziehen die Blicke des Besuchers auf sich. Vor allem andern aber ist es die Natur, die von der hohen Schlossterrasse, so weit das Auge reicht, ihre schönsten Gebilde entfaltet. Hierher stelle sich jeder Spötter, der bisher nur mit mitleidigem Lächeln von den Naturschönheiten unserer Maingegenden sprach. Wenn sein Auge über Berge und Ebenen hinweg nach der in grauer Ferne lagernden Rhön schweift, wenn unser Fluss in immer neuem Wechsel seine Wellen durch das herrliche Thal wälzt, Städte und Dörfer sich an seinen Ufern ausbreiten, wenn dann den Wanderer nicht Staunen und Entzücken ergreifen, so mag man ihm Herz und Gefühl für die Reize einer erhabenen Natur absprechen.

Scheidend rufen wir noch einen herzlichen Gruss dem trefflichen Mann zu, dem wir all diese Genüsse danken. Ein Kaufmann, der so edelmüthig sich der kleinlichen Interessen, von denen diese Kaste gewöhnlich bewegt wird, zu entschlagen wusste; der, ein seltner Fall, neben dem Nützlichen auch das Schöne im Auge behielt, verdiente eigentlich einen bessern Panegyristen, als ich ihm einer geworden bin. Wäre ich ein Fürst, ich würde ihn, den Ernährer, den Vater so vieler Familien *), den Mann, der sich so hohe Verdienste um die Industrie und das Fabrikwesen Baiern's erworben hat, zu lohnen wissen!

Dicht unter dem Schloss liegt ein freundliches Filialdörfchen,

---

*) Herr Sattler beschäftigt in seinen verschiedenen Fabriken über 1200 Menschen.

Kornmaier del.   Tanner sc.

SCHWEINFURT.

das seinen Namen von diesem entlehnte. Es zählt über 250 Einwohner, die starken Weinbau treiben. Auf der jenseitigen Fläche, eine Viertelstunde vom Fluss, breitet sich in Mitten einer üppigen Gemarkung ein ansehnliches Pfarrdorf aus. Die für ein Dorf fast zu eleganten Wohngebäude lassen auf eine nicht unbedeutende Wohlhabenheit schliessen, und in der That müssen wir uns für überzeugt davon halten, wenn wir durch die umliegenden Fluren schreiten, die der Gott der Gartenfrüchte so reich gesegnet. An Sennfeld, denn von diesem spreche ich, knüpft sich übrigens die grossartig illusorische Erinnerung an das deutsche Kaiserreich. Einst war es nebst seinem Nachbarort Gochsheim ein reichsfreies Dorf und erkannte als obersten Beschirmer nur den Kaiser. Seine Privilegien und Freiheiten erwarb es wahrscheinlich zugleich mit der Reichsvogtei Schweinfurt und erkannte auch wirklich bis 1572 die Stadt als nächste Schützerin. Damals ging dies Recht an den Bischof von Würzburg über. Von den verschiedenen „herrlichen“ Immunitäten wollen wir hier nicht sprechen, denn ihrer waren zahllose. Die neuere Zeit hat das gar schnell geändert; der reichsfreie Traum ist ausgeträumt, und ich glaube, Sennfeld befindet sich nach diesem Erwachen recht wohl. Der Ort hat sich durch seinen vortrefflichen Gemüsbau, seine Viehzucht etc. in die Reihe der wohlhabenden Dörfer emporgeschwungen. Ueber 800 Einwohner finden sich in ihm.

Eine saubere Strasse zieht sich durch das ehemalige reichsfreie Territorium an den zwei grossen Fischteichen vorbei nach jener, in den fränkischen Annalen so hochberühmten Stadt, deren zahlreiche Thürme uns schon längst über die Ebene einladende Grüsse herübersandten. Das ist Schweinfurt, das alte, das freie, das reiche oder selbstständige; welche Epitheta die fränkischen Chronisten ihm denn auch alle beilegen mögen.

Von welcher Seite wir der „fürtrefflichen“ auch nahen, immer ist der Anblick überraschend. Die vielen Thürme, die steinerne Brücke, die ihre Bogen so kühn und stolz über unsern fränkischen Strom hinüberschwingt, die zahlreichen prächtigen Villen, die grossen Fabrikgebäude — alles dieses zusammen macht einen fast imposanten Eindruck.

Wohl jeder Fremde, dem die fränkische Geschichte vielleicht nur in ihren Elementen bekannt ist, wird erstaunt fragen: ist das Schweinfurt, das unbekannte mit dem hässlichen Namen, bei dessen Anhörung sich Jeder an die grunzenden unsaubern

Borstenthiere erinnert, deren Hinterschenkel indess selten Jemand verschmähen wird? Wohl ist es wahr, sagt ein neuerer Schriftsteller, der Name Rom klingt melodischer und erhebender als Schweinfurt; ich habe indess darauf einzuwenden, dass es nicht gut ist, immer dem Schein oder leeren Klang zu trauen. Oft reist Einer mit grossen Erwartungen nach einer ansehnlichen Stadt und findet sich getäuscht. Niemand wird aber, ich bin es überzeugt, an Schweinfurt aussergewöhnliche Anforderungen machen; deshalb überrascht ihn auch gleich jene erste Ansicht. Das Innere entspricht dem Aeussern; eine auffallende Reinlichkeit herrscht in den freundlichen, hellen Strassen. Die Stadt ist alt, ohne die Hinfälligkeit verflossener Jahrhunderte zur Schau zu tragen. Keine Einsturz drohende Häuser erschrecken den harmlosen Wanderer, und selbst diejenigen, die in Form und Bauart an längst vermoderte Generationen erinnern, sind meist so geschmackvoll restaurirt, dass sich das Auge des Alterthumfreundes gewiss nicht unangenehm berührt findet. Ja, Schweinfurt, Du bist eine gar liebe, treue Stadt, auf die unser Main nur stolz sein kann. Und deine Bewohner? Was kann ich von ihnen anderes als Rühmliches sagen. Sie sind bieder, gerade wie alle Franken; bei ihnen hat sich aber in's Besondere ein gewisser, edler Stolz zu erhalten gewusst, den die Erinnerung an die einstige reichsstädtische Freiheit hervorgerufen. Schweinfurt ist indess auch eine reiche Stadt, und wenn gleich da, wo Reichthum herrscht, nicht immer Bildung und Wissenschaft heimisch zu sein pflegen, so müssen wir doch hier eine Ausnahme gestatten. Die Gelehrtengeschichte weiss schon vor Alters manchen hochberühmten Namen hier aufzuweisen; denken wir nur an die beiden Heimburg, an Konrad Celtes, den ersten *poeta laureatus*, an Grunthler und die hochberühmte Fulvia Morata, an Sinapius, Bundschuh und viele andere, die Alle hier geboren waren oder sich längere Zeit aufhielten. Die Gegenwart ist von manchem gar hochgelehrten Manne repräsentirt; doch unter den Würdigen nenne ich nur den Würdigsten, und das ist Jan, der Philologe, und Rückert, der grosse Dichter der Gegenwart. Schweinfurt, Du darfst stolz sein, diese Männer die Deinigen nennen zu können. Auch unter den übrigen Bewohnern hat meist eine gewisse Intelligenz Platz ergriffen, die man oft in den grösseren Städten vermisst. Der Ton, der auf den öffentlichen Vergnügungsorten oder in

den Familien selbst herrscht, ist ein gemüthlicher, herzlicher und frei von jener kleinstädtischen Peniblität. Der Fremde wird erstaunen, wenn er am Ufer des Maines, unweit der Brücke, ein prachtvolles Gebäude aufgeführt sieht, das mit Balcon's, Sälen, Lesezimmern, Estaminets, kurz allen Anforderungen, die man an ein grossstädtisches Casino macht, prunkt. Schweinfurt's Bürger sind reich, und deshalb besitzen sie Ehrgeiz. Sie wollen ihren Nachbarn nicht nachstehen, und wenn sich dieses Streben auch auf andere edlere Richtungen erstreckt, so ist es nur zu loben.

Interessante Gebäude besitzt die Stadt nur wenige. Ich mache auf das alterthümliche Rathhaus, im Jahre 1578 von einem Sachsen, Namens Hofmann, erbaut, aufmerksam. Es ist mit Spitzbogen, Hallen und Erkern reichlich geziert. Die St. Johanniskirche verdient einiger gothischen Portale und interessanter Denkmäler wegen einen Besuch. Sie ist alt und muthmasslich schon im 12. Jahrhundert erbaut. Der byzantinische Styl ist der vorherrschende. Erwähnung verdient noch die grosse Mainmühle mit 18 Gängen, schon 1388 erbaut. Ihre Einkünfte waren einst so gross, dass fast alle niederen Stadtbeamten davon besoldet wurden.

Schweinfurt's älteste Geschichte wollen mehrere Historiker in die graueste Vorzeit hinaufführen. Des Ptolomäus *) *Devona,* die Uferstadt im Hermundurenland, soll nun durchaus hier zu suchen sein. Ich weiss nicht, wie dies zu beweisen oder zu widerlegen sein wird. Schweinfurt, in der ältesten Urkunde *Suuinfurtin,* hat von jeher den Alterthumsforschern in seiner etymologischen Bedeutung viel Kopfzerbrechen gemacht. Der Deutungen sind zahllose. Von den Sueven, Schweinen oder schwinden für treiben (auf den raschen Lauf des Flusses hindeutend), soll es herkommen. Da wo so viele Muthmassungen stehen, wird, denke ich, die meinige auch noch Platz finden. Ueber die oft vorkommende Endsylbe Furth habe ich schon oben S. 147 gesprochen. Das „Suin“ lässt sich durch den altdeutschen Eigennamen Suino, der in Urkunden so oft vorkommt, leicht erklären. Wahrscheinlicher ist's nun einmal in

---

*) Ptolomäus, der grosse Geograph, der um das Jahr 150 n. Chr. lebte, nennt aufwärts des Mains die Uferorte: *Locoritum*, *Segodunum*, *Devona*, *Bergium*, *Menosgada.*

jedem Fall, dass eher ein einzelner reichbegüterter, hochangesehener Mann der Niederlassung, die er zuerst gegründet, den Namen ertheilt, als dass wir planlos in dem Dunkel der Jahrtausende, wo unsre Geschichte noch eine kümmerliche Existenz fristete, nach einem solchen herumtappen. Die erste Urkunde über unsere Stadt ist vom Jahre 760 oder 70. Zwei Edle, Erkanbert und Nidger, übertragen in derselben ihre Güter *(cum familiis) in villa* Feroltesheim und Suinfurti dem Kloster Fuld. Bisher hielt man die Urkunde vom Jahr 790, in welcher der Suinfurter Gemarkung gedacht wird, für die älteste. Ein Dörfchen *(villula)* nennt es 14 Jahre darauf der Landbesitzer Gerhardt *), der, wie viele in der hiesigen Gegend, sein Hab und Gut dem heil. Bonifaz, der zu Fulda ruhte, schenkte. Auch um das Jahr 865 war die einstige freie Reichsstadt noch ein Flecken, und sehr schnell muss sich derselbe gehoben haben, da sich der hennnebergische Graf Gottwald II. schon um 950 einen Herrn v. Schweinfurt nennen durfte. Mit ziemlicher Gewissheit können wir annehmen, dass sich damals schon ein burglicher Bau im Ort erhoben haben musste. Urkundliche Nachrichten zeigen uns an, dass jener Flecken Suinforde, der erst im Jahr 952 *urbs,* Stadt, genannt wird, den Main weiter aufwärts, da, wo sich die Höhenreihe, von Hassfurt kommend, endigt, gelegen hat. Noch jetzt erinnert manche alterthümliche Benennung an diese Altstadt. Auch findet der Winzer auf jener Höhe, die man die Petersstirn nennt, verwittertes Gemäuer, wenn er mit der Hacke den Boden aufwühlt. Hier mag das älteste Schloss der Grafen v. Schweinfurt **) gestanden haben, das die Gräfin Eila noch vor dem Jahre 1015 den Benedictinern übergab, damit sie es in ein Kloster umwandelten. ***) Die tiefgebeugte Greisin, Mutter jenes trotzigen Markgrafen Hezzilo's (*v.* oben S. 56), der sich gegen den deutschen Kaiser aufgelehnt, mochte wohl den Unwerth der irdischen

---

*) Schöpf in seiner nordgau-ostfränkischen Staatsgeschichte schliesst nicht mit Unrecht, dass dieser Gerhardt oder Gebhardt Graf gewesen sein soll.

**) Auf einem Turnier zu Meidenburg findet sich auch (938) ein Graf Otto v. Ostfranken zu Schweinfurt.

***) Die Deutsch-Ordensherren erwarben es im Jahr 1283 und besassen es bis 1437, wo es der Rath „sammbt allen Pertinenzien“ erkaufte und das „deuttsche Hus“ der Erde gleich machen liess.

Dinge kennen gelernt haben, deshalb wandte sie ihr Herz dem Himmel zu. Sie soll eine muthige, entschlossene Frau gewesen sein, und Schweinfurt verdankt ihr seine Errettung von der Verwüstung, die der Kaiser in seinem Zorn gelobt hatte. Muthig stellte sie sich den Abgesandten an der Pforte der Kirche entgegen und gelobte, sich unter den zusammenstürzenden Säulen begraben zu wollen, ehe sie gestattete, dass in des Bürgers Obdach die Brandfackel geschleudert würde. Solch edle Aufopferung erweichte des Kaisers Sinn; die Stadt blieb verschont, nur die Mauern und Gräben wurden zerstört. Als das Geschlecht der Markgrafen (1112) ausstarb, fiel Schweinfurt an das Reich zurück. Es scheint jedoch, dass es die deutschen Kaiser den Grafen v. Henneberg, die unbestreitbar eng mit dem erloschnen Geschlecht verwandt waren, aufgetragen haben, da es 1254 Eigenthum derselben war und in dem Krieg mit Würzburg der Erde fast gleich gemacht wurde. Als sich die vertriebenen Bürger endlich wieder einfanden, hielten sie es für räthlich, ihre Niederlassung weiter mainabwärts zu gründen. Von der alten Stadt standen jedoch im Jahr 1524 noch einige Häuser. Bis 1362 war Schweinfurt den Folgen der steten Geldverlegenheit, in der sich die deutschen Kaiser immer befanden, ausgesetzt. Zu wiederholten Malen musste es sich auslösen; endlich erliess um diese Zeit Karl IV. das Privilegium: die Reichsstadt solle nie wieder verpfändet werden. In sorgsamem Wirken für das allgemeine Beste verstrichen die Jahre; doch ging kein grosses politisches Ereigniss wirkungslos an unserer guten Stadt vorüber. Sie nahm an allen Kriegen, die das Reich führte, durch Mannschaft oder Geld Theil. Auch in den Bauernkrieg ward sie verwickelt und öffnete frühzeitig der Reformation die Kirchen. 1542 war bereits der grösste Theil der Bürgerschaft lutherisch. Bald darauf nahten die Tage des Jammers. Markgraf Albrecht v. Brandenburg, der Krieger, hatte (1552) dem Magistrat seine gefährliche Freundschaft aufgedrängt, und die bundesständischen Truppen belagerten zweimal die Stadt, nahmen sie endlich und hausten so furchtbar darin, dass man im übrigen Deutschland Schweinfurt das „andere Troja“ nannte. Ein Zeitgenosse *) macht uns eine Beschreibung des unsäglichen

---

*) Kilian Göbel. Seine Beschreibung ist in Reinhardt's Sammlung fränkischer Schriften abgedruckt.

Jammers, der damals geherrscht, und ruft zuletzt erschüttert aus: „O lieber Gott, wie seynd diess abermals für Kummer und Elend gewesen, die kein Mensch wol glauben wird, denn er dabei gewesen.“ Kaum hatte sich die arme Stadt erholt, so brach der dreissigjährige Krieg aus und stürzte Magistrat und Bürgerschaft in eine unerhörte Schuldenlast. Bald war die Stadt schwedisch, bald kaiserlich, und der Einquartirungen und Durchmärsche war kein Ende. Sie sah all die Helden, die jene unheilvolle Periode hervorgerufen, in ihren Mauern. Endlich ging auch dieser Kelch des bittern Leidens und das ganze 17. Jahrhundert mit seiner titanstürmenden Kulturentwicklung vorüber, und Schweinfurt durfte frei athmen. Die Zopf- und Perückenherrschaft, das ganze steife, bockledeme Ceremoniell der nächstfolgenden Decennien begann nun Platz in unserer ganz vortrefflichen freien Reichsstadt zu ergreifen. Wer Euch damals hätte schauen können, Ihr friedlichen Bürger, mit den grossen Bratenwesten, den kurzen zeisiggrünen *Inexpressibles,* den rothen Strümpfen, Schnallenschuhen und dem Porzellandegen — ja, den würde gewiss ein ganz gewaltiger Respekt vor Euren wichtigen Amtsmienen erfasst haben. Kurz und gut, die Zöpfe hatten gerade die gehörige Länge erreicht und das Stockregiment durfte sich herrlichen Gedeihens rühmen, da kam der kleine Corse, der Mann der Revolution und des Jahrhunderts, und er schnitt unbarmherzig den Pfahlbürgern die Zöpfe herunter, und, *horribile dictu,* fragte nicht einmal etwas darnach, ob sie reichsfrei oder gar bischöflich waren. Ehe sich die gute 1000jährige Stadt noch besinnen konnte, war sie im Jahr 1802 zu dem Churfürstenthum Pfalzbaiern, dann (1810) zu dem Grossherzogthum Würzburg, und endlich (1814) wieder zu dem Königreich Baiern geschlagen worden. Ich glaube, das Erwachen aus ihrem reichsfreien Traum ist ihr nie absonderlich unangenehm gewesen. Schweinfurt ist jetzt eine Stadt von mehr als 7000 Einwohner. Seit 1802 hat sich demnach die Seelenzahl um beinahe 1000 vermehrt. Der grösste Theil davon ist dem Protestantismus ergeben; nur ungefähr 600 sind Katholiken. Der jüdischen Familien sind nur zwei. Ich habe schon früher gesagt, Schweinfurt sei eine reiche Stadt; sie ist aber auch eine industrielle, die den Pedantism verflossener Jahrhunderte gar schnell von sich abgestreift und sich hinein begeben hat in das lebendige, kühne Treiben der Gegenwart.

Erstaunenswerth ist es, auf welch' hohe Stufe der Vollendung sich das Fabrikwesen geschwungen hat. Nicht minder hoffnungsvoll gestaltet sich Gross- und Speditions-Handel, und es steht zu erwarten, dass beide durch die beabsichtigte Dampfschifffahrt einen neuen Aufschwung erhalten werden. Die nächsten Umgebungen erzeugen in grosser Quantität einen guten Wein, der sich eines wohlverdienten Rufes erfreut. Namentlich gedeiht die Rebe an der sogenannten Mainleite ganz vortrefflich. Der gewonnene Wein wird gewöhnlich unter fremdem Namen verkauft. Mit gleichem Eifer wie für die industriellen ist auch für die geistigen Interessen gesorgt: die Jugend findet Unterricht in einem mit tüchtigen Lehrern besetzten Gymnasium, einer höhern Bürgerschule und mehreren Volksschulen. Auch ein Handelsinstitut hat man gegründet. Gasthöfe ersten Ranges besitzt die Stadt drei: „Zum Raben", am Markt, „zur Krone" und „zum goldnen Löwen." Ausserdem befinden sich noch sechs zweiten und dritten Ranges hier. Da jedoch die Preise in jenen schon sehr mässig sind, so kann ihre Aufzählung hier unterbleiben.

Und so wollen wir Dir denn jetzt, freundliches Schweinfurt, den Scheidegruss zurufen. Der Segen des Himmels scheint schon sattsam auf Dir zu ruhen, deshalb brauchen wir nur noch zu bitten, er möge immer Deine Thaten begleiten.

Den letzten Blick lassen wir noch einmal auf den reizenden Umgebungen der Stadt ruhen. Hinauf auf jene östliche Anhöhe: die Petersstirn genannt, müssen wir steigen. Durch das Mühlthor schreiten wir zuerst; Wappen und Denksteine sind hier, wie an vielen andern Orten, eingemauert; die Schweden oder die Kaiserlichen haben sie hinterlassen. Die trotzigen Bollwerke und doppelten Graben werden allmählig eingelegt oder geebnet, denn sie haben ihre Bestimmung erfüllt! Heitere Obstgärten erfreuen dafür das Auge. An eleganten, oft prächtigen Villen, terassenförmig auf der Anhöhe gelagert, an grossen Fabrikgebäuden, kommen wir vorbei und befinden uns endlich in einem weiten Gartenfeld, durchschnitten von Zäunen und Hecken. Hier stand Schweinfurt vor 600 Jahren und noch erinnern geheimnissvoll klingende Mährchen und Gespenstergeschichten an die alte Stadt. Feuerspeiende Thiere erschrecken oft zur Nachtzeit den Wanderer, namentlich spielt der schwarze Pudel des Mephisto eine grosse Rolle. Es soll der unruhige Geist eines vor Jahrhunderten in eine grosse Fichte gebannten Böse-

wichts sein, so erzählt der Volksglaube; denn als man den alten Baum umschlug, erschien der verhängnissvolle Pudel und verjagte die Zerstörer seines Wohnsitzes. Auch von einer weissgekleideten Frau, die allnächtlich im Brünnlein am Fuss der Petersstirn sich zeigt, erzählt man sich abentheuerliche Geschichten. Einst kam ein junger Winzer zur Abendzeit an die Quelle; da tauchte eine Schlange empor und sprach:

Wingertsmann, Wingertsmann,
Erschrick mir nicht
Und sieh mich an,
Schlag den Kopf in viele Stücken,
Wird Dir fürder alles glücken.

Der junge Mensch aber, von Grausen erfasst, wich zurück und gleich erschien die weisse Frau und weinte, dass sie nun wieder so viele Jahre auf ihre Erlösung harren müsste. Wer sie wohl sein mag? Die Geisterwelt ist stumm, nur die Sage weiss etwas zu berichten. Auf der Höhe stand vor vielen hundert Jahren eine Burg, die später in ein Benedictinerkloster umgewandelt wurde, wie ich schon oben (S. 158) erzählte. Markgraf Hezilo v. Schweinfurt hatte seine Kinder zur Erziehung dort hinauf gegeben. Dieser Sprösslinge waren vier, zwei Knaben und zwei Mädchen; als sie aber heranwuchsen, da überstrahlte Judith, die jüngste, an Schönheit und Sittsamkeit all' ihre Geschwister. Und der Ruf dieser Schönheit drang durch alle Landen bis nach Böhmen, und Brazislaus, der Herzog, entbrannte in Liebe für die holdselige Markgrafentochter. Alsbald berief er die getreuesten seiner Diener, heimlich verliessen sie den Hof und ritten Tag und Nacht hindurch, bis sie endlich an den Mainstrom kamen. Ungekannt und in schlichter Tracht, erlangte der junge Herzog mit seinen Getreuen Einlass. Nach langem Harren sah er endlich die Ersehnte, aber unmöglich schien es, ihren Besitz zu erringen. Da fasste der Fürst den tollkühnen Entschluss, die Heissgeliebte zu entführen. Einst erging sie sich im Kreise ihrer Gespielinnen im Klostergarten: plötzlich stürmte er hervor, erfasste die Erschrockene und eilte mit ihr von dannen. Glücklich erreichte er nach zahllosen Abentheuern die Heimath und führte die schöne Judith alsbald zum Altar. Nach dem Tode ihres Gatten aber, dem sie vier Söhne geboren, brach das Schicksal mit all' seinen bittern Leiden herein. Die eignen Kinder vertrieben sie aus dem Lande, das

sie mit Brazislaus beherrscht, und erst in Ungarn fand sie bei dem ehemaligen König Peter freundliche Aufnahme. Ihr Leichnam durfte, so sehr sie auch darum gebeten, doch nicht in deutscher Erde ruhn. Nach Prag ward er geführt und die Sage geht, er fände nicht Ruhe in der fremden kalten Erde. Wähnt der Volksglaube in jener weissen Frau die schöne Judith zu finden? Wer vermag den Schleier zu heben!

Schweinfurt sehn wir von der Höhe der Petersstirn am malerischsten liegen, wir haben deshalb unsere Ansicht von hier aus aufnehmen lassen. Unterhalb der Stadt verflachen sich die Ufer in grosse, fruchtbare Ebenen. Links begränzt sie ein grosser Wald, rechts ragt in nebelgrauer Ferne das Rhöngebirge an ihrem Saum empor. Gleich unterhalb der Stadt verlässt der Main seine bisher westliche Richtung und wendet sich plötzlich in fast geradem Lauf nach Süden. Das erste Dorf auf dem rechten Ufer heisst Oberndorf, einst der letzte Ort in dem reichsfreien Gebiet der Stadt Schweinfurt, das ungefähr 2 Meilen in der Länge und ⅔ in der Breite enthielt. Ehedem nannte man es Oberrheinfeld und in der ältesten Urkunde v. J. 1040 kommt es als Rounfeld *(superior)* vor. Es hat seinen Herrn oft gewechselt und gehörte im genannten Jahr zum Theil den Burggrafen von Nürnberg. Ein hochangesehener Mann, des Namens Bodo, übertrug sein angestammtes Recht mit allen Besitzungen, die er zu Rounfeld hatte, dem Kloster Theres und Kaiser Heinrich IV. bestätigte 1094 die Schenkung. Aus jener Urkunde geht auch hervor, dass schon um diese Zeit eine Kapelle in dem heutigen Oberndorf stand. Von dem Kloster erwarben die Ritter von Thüngen den Ort und diese traten ihn später wieder der freien Reichsstadt Schweinfurt ab. Heutzutag wohnen über 400 meist wohlhabende Einwohner hierselbst, die sich meist mit Waizenbau beschäftigen. Nur eine kleine Viertelstunde flussabwärts, noch immer an der Wernecker Strasse, erhebt sich auf einer Anhöhe das weit bedeutendere Dorf Bergreinfeld *(Rounfelde inferior*, oder in einer Urkunde von 1294 *Ranfelt in monte)*, es zählt über 800 Einwohner, die einen bedeutenden Getraidehandel nach Würzburg bis Frankfurt hinab treiben. Das Juliushospital zu Würzburg ist hier noch begütert und zog ehedem alljährlich über 15,000 fränk. Gulden aus seinen Besitzungen. Gegenüber breitet sich ziemlich nahe dem Main das stattliche

Pfarrdorf Gräfenreinfeld aus. Man darf nicht etwa glauben, dass der Ort seinen Namen von einem eigenen Reinfeldischen Grafengeschlecht erhalten habe; dergleichen hat es nie gegeben, obgleich es im Eisenmann'schen Lexicon von Baiern behauptet wird. Die urkundlichen Nachrichten reichen bis zu den Grafen v. Castel hinauf, die in Mitten des Orts einen tüchtigen burglichen Bau mit Graben und Mauern hatten. Er steht zum Theil noch und ist in das Amthaus umgewandelt worden. Im Jahr 1413 trug es sich aber zu, dass Graf Leonhard II. zu Castel an dem Grafen Thomas v. Rieneck einen Tochtermann erhielt, da gab er der Braut Grafenreinfeld zur Aussteuer. Die Rienecke verkauften aber bald darauf die neue Besitzung um das Spottgeld von 1100 Goldgulden an Würzburg. Den Ort bewohnen gegenwärtig ungefähr 1000 Menschen, die fleissige Feldbebauer sind. Dem Wanderer fällt die Kirche, die in dem italienischen Styl des vorigen Jahrhunderts erbaut ist, auf. Zwischen den beiden Rheinfeld bestehen seit 1823 drei Durchstiche, welche sehr schmal sind und zu der Verbesserung des Wasserstandes viel beigetragen haben.

Auf dem linken Ufer rückt der Wald nunmehr näher dem Fluss zu, das rechte jedoch erhebt sich in malerischer Aufsteigung. Einzelne Höfe blicken von der Anhöhe herab, Haine, Wiesen und Felder gruppiren sich in reizender Abwechslung — die Landschaft ist mit einem Wort ebenso freundlich als entzückend. Ein weiss angestrichener Kirchthurm blinkt von jenem hervortretenden Hügel im Glanz der Sonne! Er gehört zum Filialdorf Garstadt, in einer Urkunde v. J. 1094 Carnestat genannt. Die Seelenzahl beläuft sich auf 230. Eine starke Viertelstunde abwärts ergiessen sich links zwei bedeutende Bäche in den Main; da wo sie sich vereinigen, erhebt sich ein grosses elegantes Schloss mit einem Dorfe. Das ist Heydenfeld. Einst waltete in dem schönen, weiten Schlossgebäude eine Congregation frommer Männer, jene gottergebene Gräfin Alberade von Vohburg, die auch das Kloster Banz gestiftet, um d. J. 1069 herbeigerufen, damit sie ihre Besitzungen hiesigen Orts zu Ehren des heil. Kilian empfingen. Die Sage geht, Alberadens einziger Sohn, der beim Kreiselspielen auf dem festgefrornen Main ertrunken sei, hätten hier die Wellen ans Land gespült. Den Schmerz des tiefverwundeten Mutterherzens glaubte die Gräfin nicht eher stillen zu

können, als bis sie über die sterbliche Hülle ihres Knaben die Hallen eines Klosters gewölbt habe. So ward eine Probstei errichtet, die sich wie alle übrigen frommen Stiftungen im Lauf der Jahrhunderte Geld und Güter erwarb. Bei ihrer Säcularisation fanden sich 21 Chorherren Augustinerordens hier. Die Güter bot der Staat aus; der Freiherr v. Bodeck ist gegenwärtig Eigenthümer. Das Schloss ward 1606 nach dem Bauernkrieg wieder erbaut und 1706 renovirt. An den alten Klostermauern zeigt man noch die eisernen Ringe, durch welche die Schiffer ihre Fahrzeuge am Land befestigten; denn der Main soll ehedem dicht hier vorbeigeflossen sein. Das Dorf Heydenfeld zählt beinahe 500 Einwohner. —

Da wo sich etwas weiter abwärts unser Fluss in zwei Arme scheidet, liegt das alte Pfarrdorf Hirschfeld, bereits in einer Schenkungsacte v. J. 1060 Hirzvurtin *) genannt. Gleich am Ende des Orts liegt eine Mühle im Main, die der Schifffahrt sehr hinderlich ist und hinweg zu wünschen wäre. Auf dem linken Ufer fortpilgernd, empfangen uns bald die düstertraulichen Schatten eines Eichenhaines, die Altach genannt. Bald blinken auch durch der Bäume Grün freundliche, elegante Wohngebäude, reizende Gartenanlagen umgeben sie und erhöhen die friedliche Schönheit der Landschaft. Einige bleiche, kränklich aussehende Menschen, denen wir begegnen, erinnern uns, dass Hygea, die Göttin der Gesundheit, hier ein Asyl für Leidende eröffnet hat. Aus dem Schooss der Mutter Erde quellen jene wohlthätigen Schwefelwasser, denen schon so Mancher Leben und Gesundheit zu danken hat. Schon vor 100 Jahren bediente sich ihrer ein alter Chirurg zu Wipfeld gegen bösartige Hautausschläge, Gichtkrankheiten, Rheumatismen und Hämorrhoidal-Beschwerden; aber erst 1811 erlangten durch nähere Untersuchungen der Herren Dr. Metz und Pickel die Quellen einigen Ruf. Der Besuch blieb seitdem mässig, denn nie konnte sich das Ludwigsbad, so heisst es seit 1826, zu der Bedeutenheit emporschwingen, die Kissingen,

*) Ich mache Sprachforscher auf diese Metamorphose der oft vorkommenden Endsylbe *furth*, *vurtin* in *feld* aufmerksam. Ein Beweis, auf welch' unsicherer Basis die Aufstellung derjenigen Etymologen ruht, die den Umwandlungsprozess der altdeutschen Ortsnamen in bestimmte Regeln bannen wollen.

Brückenau, oder irgend ein anderes der Modebäder errungen hat. Dennoch verdient, was Schönheit der Umgebung, Heilsamkeit der Quellen, Billigkeit des Aufenthalts betrifft, keines mehr einer höhern Würdigung als unser Bad. Einen Blick nur auf jene friedlich schöne Flusslandschaft sei uns vergönnt zu werfen. Ich sage friedlich schön und glaube, dass namentlich für einen Badeort dieser Landschaftscharakter am Besten geeignet sein dürfte. Starre unfruchtbare Felsen können ein krankes Gemüth nimmer erheitern. Die idyllische Erhabenheit unserer Natur ist dazu wie geschaffen. Unter schattigen Bäumen versteckt, liegt das Bad am Fuss einer sanft emporsteigenden Höhe. Im Vordergrund treibt unser Strom seine Wellen durch das weite herrliche Thal. Wipfeld lagert sich gegenüber, da wo die Berge zurücktreten. Flussabwärts schaut auf einer Hügelabsonderung das alte Schloss Klingenberg auf uns herab und am Fuss der südlichen Höhenreihe, auf der majestätisch die Gaibacher Constitutionssäule niederschaut, liegt das freundliche Stammheim. An den Busen dieser reizenden Natur eile der, dem Seelen- oder Körperschmerz den innern Lebensnerv zu tödten droht, findet er nicht hier Genesung, so suche er sie nirgends anders. Flüchtige Zerstreuung dürfte ihm nur das Treiben der grossen Welt gewähren.

Das gegenüber liegende Wipfeld, seit 1737 zu einem Marktflecken erhoben, zählt gegenwärtig über 700 meist wohlhabende Einwohner, die starken Weinbau treiben. In guten Jahren sind schon 900 Fuder gewonnen worden. An ältern geschichtlichen Erinnerungen ist der Ort arm, in der neuern Zeit erlangte er einigen Ruf durch die Kriegsoperationen der Franzosen im J. 1796. Sie hatten bei ihrem Anmarsch gegen die Oberpfalz eine Schiffbrücke hier über den Main geschlagen. Spuren der Verschanzungen zur Deckung derselben finden wir noch heutzutag. Wipfeld nimmt überdies als Geburtsstadt mehrerer, auch im Ausland berühmt gewordener Männer unser Interesse in Anspruch. Celtes, mit seinem eigentlichen Namen Pickel (Meissel), der erste gekrönte deutsche Dichter, erblickte hier 1459 das Licht der Welt. Sein Vater war ein armer Winzer und der Junge entlief der rauhen Behandlung. Durch unsäglichen Fleiss erwarb er sich grosse Gelehrsamkeit und wurde mit Ehren überhäuft. Kaiser Friedrich III. soll ihm mit eigner Hand zu Nürnberg den Lorbeer auf die Stirn gedrückt

haben. Er starb 1508. Ein mehr berüchtigter als berühmter deutscher Dichter, Eulogius Schneider, nennt gleichfalls Wipfeld seinen Geburtsort. Mit glücklichen Talenten begabt, studirte er Theologie und folgte 1787 einem Rufe des Kurfürsten von Köln als Professor nach Bonn. Da brach die französische Revolution aus und exaltirt, wie er war, nahm er ihre Prinzipien feurig in sich auf. Er wanderte, fortgerissen von dem Wahnsinn jener Zeit, nach Strasburg aus und erhielt bald Anstellung. Als er sich endlich zum Civilkommissär emporgeschwungen, zog er mit seiner Guillotine von Ort zu Ort und wüthete gleich den Pariser Terroristen. Endlich schlug auch seine Stunde, er fiel verurtheilt vom Convent unter dem Beil der Guillotine im J. 1794, kaum 38 Jahre alt.

Die hochgelegene Kirche des Orts, 1785 erbaut, bietet weder in ihrem Aeussern noch Innern besonders Schönes dar. Desto entzückender ist die Aussicht von der Höhe. — Der Sage nach stand auf dieser Stätte vor altersgrauer Zeit ein Ritterschloss.

An dem rechten Ufer zieht sich durch Wiesen und Felder ein reinlich gehaltener Weg nach dem nahen Schloss Klingenberg, das jetzt im Besitz der Frau Dr. Ringelmann aus Würzburg einer durchgreifenden Restauration unterworfen worden ist. Ueber die älteste Geschichte der Burg konnte ich keine bestimmten Urkunden auffinden. Ob sie von einer Nebenlinie der Herren v. Klingenberg unterhalb Wertheim erbaut worden ist, kann mit Gewissheit nicht ermittelt werden. Nach den Ueberresten der alten Ringmauern und dem Zwinger gehört ihre erste Entstehung ins 13. Jahrhundert. Eine Volkssage weiss zu berichten, dass die letzten fünf Brüder, die auf dem Schlosse gewohnt, im Bauernkrieg überfallen und auf der Flucht getödtet worden seien. Im Wald auf der Höhe zeigt man noch die sogenannte Fünfkreuzeiche, an welche die Aufrührer die Ritter gehängt haben sollen. In den Registern des Würzburger Stifts, wo die im Bauernkrieg zerstörten Burgen und Klöster namentlich aufgeführt werden, fand ich jedoch nichts von Klingenberg erwähnt. Deshalb ist das Schloss wahrscheinlich erst in der Albrechtinischen Fehde, wenn nicht noch später, zerstört worden. Die ältern Gebäude tragen übrigens Brandspuren an sich. Die Bischöfe von Würzburg scheinen es nachmals wieder aufgebaut zu haben, da es seit langer Zeit Sitz des Oberamtmanns über den Schwanfeld-

Klingenberg'schen Kreis war. Im J. 1806 erkaufte es die Wipfelder Gemeinde um 16,615 Fl. Die jetzige Besitzerin lässt es geschmackvoll wieder einrichten und wird auch wahrscheinlich Badegäste aufnehmen, die sich hoffentlich, durch die Dampfschifffahrt bewogen, in grösserer Anzahl einfinden werden. Am Fusse der auf dem linken Ufer sich absenkenden Höhenreihe lagert sich das freundliche Pfarrdorf Stammheim mit ungefähr 500 Einw. in 100 Häusern. Ein Weg führt von hier über den sogenannten Gaibacher Berg nach der reizenden Besitzung des Grafen v. Schönborn gleichen Namens. Ehe wir aber, auf jener Höhe angelangt, in das Thal hinabsteigen, müssen wir jene grossartige Säule, errichtet 1825 zu Ehren der baierischen Konstitution von dem hochherzigen sel. Grafen, in Augenschein nehmen. Sie ruht, von plattem, feinkörnigen Sandstein erbaut, auf drei ungeheuren Stufen und trägt auf ihrem corinthisch cannelirten Schaft eine Plattform mit vergoldetem Metallgeländer nebst einer hohen Schale, in welcher eine Flamme, ebenfalls vergoldet, emporlodert. Das Alles zusammen ist 110 Fuss hoch und man kann auf einer bequemen Treppe bis zur Plattform emporsteigen. Ein schwindelfreier Blick gehört dazu, die Unermesslichkeit dieser Fernsicht in sich aufzunehmen. Nirgend empfindet man deutlicher die Schwäche menschlicher Kunst, als auf diesem Punkte. Welcher Maler dürfte es wagen, die Erhabenheit dieser Natur wiedergeben zu wollen? Selbst des Pinsels eines Claude Laurain würde sie spotten. Ganz Franken liegt gleichsam wie ein Panorama vor uns, der Main mit seinen Krümmungen, seinen Ortschaften und Schlössern, Berge und Thäler — Alles entfaltet sich in reizender Abwechslung. Dennoch möchte ich diese Aussicht nicht für die schönste erklären, denn allzu weit verschwimmen die einzelnen Bilder vor unsern Augen. Bei ungünstiger Beleuchtung gestaltet sich die ganze Landschaft zu einer formlosen Masse. Im Uebrigen hat in der nächsten Umgebung Kunst und Natur Alles aufgeboten, dieses Gaibach in ein kleines Paradies umzuschaffen. Herrliche Gartenanlagen, Treibhäuser, ausländische Gewächse, prächtige Gebäude finden sich in reichster Fülle. Die Opulenz eines kunstsinnigen, hochverdienten Mannes hat sich hier auf das Glänzendste konstatirt. Er ist jetzt zu seinen Vätern gesammelt worden, und wir wünschen nichts aufrichtiger, als dass er bei seinen Lebzeiten

eben so viel Freude an seinen Schöpfungen gefunden haben mag, wie wir beim blossen Anschauen derselben.

Wir wollen das vorläufig auf sich selbst beruhen lassen und jetzt lieber wieder an die Ufer unseres Stromes zurückkehren. Der hat sich währenddess in ein engeres malerisches Berggewand gehüllt und streift zuerst an den beiden Ortschaften Ober- und Untereisensheim vorbei. Sie lassen auf ein mehr als 1000jähriges Alter schliessen; denn bereits 788 überträgt Graf Manto dem Stift Fuld den Ort Isanesheim in *pago* Gotzfeld, und wiederum 819 wurden Güter zu Ober- und Unter-Isanesheim (später auch Isenheim, Isinsheim) an das Stift Fuld geschenkt, und beide waren also damals schon kultivirt. Dass Fuld seine Besitzungen noch im Jahr 1151 hier behauptete, erhellt eine Urkunde, in welcher es Güter hierselbst dem Kloster Ebrach überträgt. Im Jahre 1225 schenkte Graf Rubbertus v. Castell dem Kloster Ebrach seine Besitzungen zu Husen (Kaltenhusen), Isenheim (Eisenheim), Vare (Fahr) und Felgersheim. Gegenwärtig zählt der Ort 650 Einwohner und liegt im Herrschaftsgericht Rüdenhausen, steht jedoch unter der Polizei des Landgerichts Volkach. Weinbau ist der Hauptnahrungszweig.

Das Pfarrdorf Untereisenheim ist noch recht stattlich mit Mauern umgeben und gehört überhaupt, gleich Obereisenheim, zu den angeseheneren Dörfern am Main. Die Gemeinde besitzt ein eigenthümliches Rath- und Schulhaus und bildet eigentlich mit der Kaltenhäuser zwei isolirte Gemeinden in einem Dorf. Die Einwohner, 700 an der Zahl in 143 Häusern, treiben ansehnlichen Weinbau, welcher aber in Qualität dem Fahrer nachsteht.

Der Kaltenhäuser Hof (ehedem blos Husen genannt), unterhalb des Orts, war ehemals den Grafen v. Castel zuständig; das *jus advocatiæ* übten die *v. Rabensperg* aus, traten es aber 1212 an Kloster Ebrach ab. 1225 theilte er gleiches Schicksal mit seinen Nachbarorten und wurde nach der Säcularisation von der Regierung veräussert.

Mainabwärts breitet sich auf dem linken Ufer das anmuthige Pfarrdorf Fahr aus und wird durch seine Lage unbedingt zum Weinbeu gezwungen. Die Einwohner lagen von Alters her demselban mit besonderm Fleisse ob. Aber auch der Obstbau blüht bedeutend, und der Ort würde, läge er nicht zu isolirt,

einer der reichsten sein. Es wohnen gegen 500 Menschen in 116 Häusern darin. Von seiner Geschichte weiss ich nichts weiter zu berichten, als dass bereits 1205 das Stift St. Joannes zu Würzburg und die Grafen v. Castel hier Besitzungen hatten. Boto v. Rabensperch übte das *jus advocatiæ* hier zu Kaltenhausen und Elgersheim aus. Er überliess es 1212 der Ebracher Abtei.

In engem Verband mit dem Dorf ist der anmuthige Elgersheimer Hof, dessen Gebäulichkeiten zum grössten Theil vom Ebracher Abt Angeli aufgeführt wurden, um die reichen Zehenden des Klosters unterbringen zu können. Nach der Säcularisation kaufte ihn der letzte Abt von Theres, welcher ihn bedeutend verschönerte.

Schon unterhalb Fahr verlässt der Main seine südliche Richtung und windet sich in einem ungeheuren Bogen direkt nach Osten. Nach einem dreiviertelstündigen Lauf krümmt er sich wieder und streift an dem Städtchen Volkach vorüber. Einer reizenden Lage erfreut sich der mehr als 1000jährige Ort. Auf einer sanft aufsteigenden Ebene lagert er, umgeben von alterthümlichen Ringmauern und Thürmen, ungefähr 300 Schritte vom Main. Der Hintergrund steigt gleichsam amphitheatralisch empor. Rechts erhebt sich auf der Endung der Gaibacher Höhenreihe der Wallfahrtsort Kirchberg mit seinen spitzen Thürmlein. Links, da wo der Fluss sich krümmt, erheben die stattlichen Gebäude des Halburger Schlosses ihre Zinnen, und auf dem jenseitigen Ufer hat sich das freundliche Pfarrdorf Astheim am Fusse jenes gewaltigen Vogelsburger Berges angesiedelt. Flussauf- oder abwärts, wohin das Auge nur schweift, begegnet es freundlichen Bildern. Bedeckt bis zum Gipfel, prangen die Hügel mit dem gesegneten Rebstock; auf der Ebene zieht der Landmann seine Furchen, oder friedlich weidet die Heerde auf jenen grünen Wiesen und Matten. Volkach selbst mit seinem alterthümlich-traulichen Aeussern stimmt wunderbar mit der Umgebung überein. Die Stadt wird urkundlich zuerst unter Kaiser Arnulph 889 *) genannt und scheint zu den Domänen der fränkischen Könige gehört zu haben,

*) *Folchaa inferior*, zum Unterschied von dem weiter aufwärts gelegenen *superior. V. Schannat. trad. Fuld.* 222.

da sie um diese Zeit zum Theil dem Stift Fuld geschenkt worden war. Als erste Herren der Umgegend werden schon 1040 die Grafen des Banzgaues, eng verwandt mit den Hennebergern, genannt. Gegen den Ausgang des 12. Jahrhunderts erscheinen die mächtigen Grafen v. Castel als Herren, die ihr Recht, das schon oftmals pfandweise in fremde Hände übergegangen war, endlich 1520, gleich denen v. Henneberg, die auch Antheil an der Stadt hatten, dem Hochstift Würzburg übertragen mussten. Interessant dürfte die Notiz sein, dass die v. Castel einst (1379) selbst eine eigne Münze hier besassen, von der aber wahrscheinlich nie Gebrauch gemacht wurde. Im Rang einer Stadt mag unser Volkach schon vor 1258 gestanden haben. Der Rath, oder wenn wir den Mund recht voll nehmen wollen, der Senat, der einst für der braven Bürger Wohl und Wehe sorgte, bestand aus 18 Personen, und als eine Stadt des Stifts hatte sie auch das Recht, die Landtage durch Abgeordnete zu beschicken. Wir wollen diese um das philosophische Licht, welches auf jenen gestrahlt haben mag, eben nicht beneiden und erwähnen nur noch, dass all die besonderen Freiheiten, peinliches Halsgericht etc., im Sturm der Säcularisationsperiode verloren gingen. Volkach theilte das Schicksal aller anderen Würzburgischen Städte; dafür ist es jetzt aber auch der Sitz eines königl. Landgerichts und Rentamtes, zählt 1900—2000 meist wohlhabende Einwohner in seinen Ringmauern und würde sich längst aus seiner Unbedeutenheit emporgeschwungen haben, wenn es an einer grössern Heerstrasse läge und der Ertrag der Weinberge denselben Absatz wie ehedem hätte. Weinbau ist die Hauptnahrungsquelle der Bewohner. Es scheint, dass derselbe schon vor dem Jahr 889 eifrig betrieben wurde, da schon um diese Zeit der Weinberge *(vinetis)* in der Umgegend gedacht wird. Wir haben aber von jenem alten Wallfahrtsorte gesprochen, der sich seitwärts auf dem Gaibacher Berg erhebt. Ihre erste Entstehung mag die Kirche wohl schon im 12. Jahrhundert zu suchen haben. Ihr Inneres bietet in Denkmälern und Votivtafeln eine reiche Fülle dar. Namentlich sind es vier, in Wachs geformte Figuren, unter denen zwei Ritter in Ketten geschlagen, die die Aufmerksamkeit jedes Fremden auf sich ziehen. Es soll dies Monument zum Gedächtniss einer schmählichen Gefangenschaft aus den Händen der Heiden hier aufgerichtet worden sein und in die Zeiten der Kreuzzüge hinaufreichen. Im Jahr

1332 siedelten sich einige Beguinen, jene Halbnonnen, hier an. Da jedoch 1422 der ganze Orden einging, so verschwanden sie auch. Seit dieser Zeit begann ungefähr die Wallfahrt von Neuem und dauerte bis auf heutigen Tag fort.

Die Pfarrkirche in der Stadt, als einziges bemerkenswerthes Gebäude, dürfte eines Besuches würdig gehalten werden. Nach einer Inschrift auf einem der südlichen Pfeiler wäre ihre Erbauung 1413 vor sich gegangen; dies bezieht sich jedoch nur auf den Chor. Das Schiff ist wahrscheinlich schon um 200 Jahre älter. Der Thurm, 204 Fuss hoch, ist jedoch muthmasslich erst 1517 aufgeführt.

Eine wohl bestellte Fähre bringt uns über den Fluss nach dem nahen Markt Astheim, einem Orte mit circa 400 Einwohnern, der schon in einer Urkunde Königs Arnulph vom Jahr 889 genannt wird. Erst 1404 scheint er sich aus seiner früheren Unbedeutenheit erhoben zu haben, da er um diese Zeit eine eigne Pfarrei erhielt. Die Ritter von Sauensheim scheinen eine besondere Vorliebe für den Ort gehegt zu haben, da einer des Geschlechts, Erkinger genannt, im Jahre 1409 eine Karthause stiftete und dieselbe mit vielen Gütern und Gülten begabte. Die alterthümlichen Gebäude stehen zum Theil noch.

Wenn man die sanft aufsteigende Höhe, an deren Fuss Markt Astheim lagert, hinaufpilgert, so gelangt man nach wohl dreiviertelstündigem Wandern auf einen schönen Weg zwischen Feldern, Wiesen und Weinbergen nach einem schönen Oekonomiegebäude, an dessen rechtem Flügel eine alterthümliche Kapelle ihr bescheidenes Thürmchen zum blauen Himmelsdom gleichsam trauernd emporstreckt. Ich sage „trauernd“; denn auch hier haben wir die Zerstörung des Alterthümlichen zu beklagen. Die Erinnerung an ein Jahrtausend haftet auf diesem Boden, und schon im Jahr 879 stand hier die *villa regia „fugalesburc.“* Sie gehörte zu den vielen und grossen Kammergütern, welche die Karolingische Kaiserfamilie in Ostfranken besass, und blieb kaiserliche Domäne, bis sie Kaiser Arnulph um 897 an Fuld schenkte. Davon ist keine Spur mehr vorhanden und selbst an die Karmeliten, welchen die Grafen v. Castel, denen das Schloss um 1282 zu eigen war, dasselbe zu einem Kloster überlassen hatten, erinnert nur noch jene Kapelle, welche, gräulicher Entweihung anheim gefallen, jetzt zum Theil zu einem Heuschober herabgewürdigt ist. Jene Karmeliten

hausten bis um 1525 hier; da brach eine rohe Bauernhorde herein, sengte und brennte, und die Brüder mussten nach Würzburg zu den *confratres* flüchten. Erst nach dem 30jährigen Kriege dachte man daran, das Zerstörte wieder herzurichten, und man begann über die alte kleine Kapelle eine grössere zu bauen, aber die Mittel fehlten; alles musste liegen bleiben und verfiel in sich selbst. Nach der Säcularisation kauften die Escherndorfer Bürger Bendel die Besitzungen, und schufen sie in ein blühendes Oeconomiegut um. Man ist gewohnt, nur immer mit Entzücken von der herrlichen Fernsicht der Vogelsburg zu sprechen. Ich gebe es gern zu, sie bietet der Schönheiten unendlich viele; aber das, was man erwartet, wenn man den bedeutenden Berg erstiegen hat, gewährt sie nicht. Der Vordergrund ist zum Theil von höheren Bergen geschlossen und rechts ermüdet in der That das ewige Einerlei jener rebenbesetzten Hügel. Dagegen erschliesst sich in dem Flussthal zur Linken eine herrliche Landschaft und auch auf der Strecke von der Hallburg aus bis Köhler ruht der Blick mit Entzücken. Wir müssen uns losreissen von dieser Fülle von Schönheit und von dem freundlichen Herrn Bendel, der so gastlich den Fremden aufnimmt, um eine Viertelstunde stromaufwärts die Hallburg zu besteigen.

Ein schöner Weg führt uns hinauf zu dem alten Bergschloss, das gegenwärtig aber durch wenig mehr an sein 600jähriges Alter erinnert. Es trägt ganz den Charakter des Modernen und gehört gegenwärtig zu den vorzüglichsten Oeconomiegütern des Landgerichts Volkach. Der Kontrast, wenn man sich in die Zeiten des Mittelalters zurückversetzen will, ist zwar ein starker, aber doch kein unerfreulicher. Friedlich tönt das Blöcken der Schafe, das Brüllen des Hornviehs aus den Ställen, wo sonst muthige Schlachtrosse ungeduldig des stahlbewehrten Ritters harrten und statt der sittigen Edelfrauen schreitet wohl zuweilen eine vierschrötige Stall- oder Küchenmagd über den Hofraum. Indess der Eindruck ist trotzdem ein erfreulicher, denn der Geist der Ordnung waltet in den schönen Räumen und die Rückerinnerung an den erlauchten Besitzer, den Grafen v. Schönborn-Wiesentheid, einst ein so grossmächtiger Mäcen deutscher Kunst und Wissenschaft, gebietet Ehrfurcht. Tritt man aber an eins der hohen Fenster und schaut auf den Fluss und in das wundervolle,

liebliche Mainthal; dann erwachen alle jene romantischen Träume, denen man sich immer hinzugeben pflegt, wenn man im Genuss einer herrlichen Natur schwelgen darf.

Die älteste Geschichte des Schlosses hält Clio neidisch unsern Augen verhüllt; wir wissen nicht, ob die Hallburg von einem adeligen Geschlecht gleichen Namens oder von den Grafen von Castel gebaut worden ist. Gewiss ist nur, dass die letzteren bis 1230 im Besitz desselben waren, es dann aber dem Stift Würzburg überlassen mussten, von welchem sie es wieder zu Lehen trugen. *) Es scheint, dass sie es aber bald veräusserten, denn wir finden im Jahr 1342, dass Bischof Otto v. Wolfskehl es den Burggrafen v. Nürnberg abkaufte. **). Bis 1555 blieb das Stift im Besitz, da aber wurde sie an die Zollner v. Rimpach verkauft, welche schon vorher Besitzungen daselbst hatten. Als die Familie ausstarb, fiel es wieder an Würzburg und ward eine Zeitlang von eignen Vögten verwaltet. Im Schwedenkrieg wurde es 1637 gräulich verwüstet, dann Werner Schenk v. Stauffenburg und 1665 Konrad v. Stadion zu Lehen aufgetragen. Seit Anfang unseres Jahrhunderts besitzen es die Grafen v. Schönborn.

Wenn der Main jene bedeutende Krümmung um den Vogelsburger Berg vollendet hat und sich wieder nach Süden zu wenden beginnt, strömt er zuerst an den beiden Ortschaften Nordheim und Escherndorf vorbei. Das erstere ist eine der ältesten und bedeutendsten Ortschaften am Main. Bereits 918 geht der Bischof Drachülf einen Vergleich wegen zwei Weinbergen dort mit dem Kloster Schwarzach ein und für die hohe Bedeutenheit des Ortes spricht eine Urkunde vom Jahr 1100, wo ein „Grossmüthiger und Edler“, genannt von Nordheim, sein ganzes Besitzthum in der Nordheimer Gemarkung einer frommen

---

*) *Vide* Jäger, Geschichte des Frankenlandes, III., 355; Ludwig, Würzb. Chronik, 555.

**) In der Urkunde wird unter Anderm gesagt .... „unsern Theil an der festen Hallburg mit dem Zoll daselbst und andern Gütern, die dazu gehören, sie seien eigen oder Lehen, wie sie genannt oder wo sie gelegen sind, als wir sie von Hartmuth Fuchsen v. Dornheim und Weibrecht Wolfskehl seligen verkauft haben, etc.“ „Mit dem Zoll daselbst“. Ich habe zu bemerken, dass derselbe ein Reichszoll gewesen sein soll.

Stiftung schenkt. *) Die Grafen v. Castel hatten wahrscheinlich Antheil an dem Dorf; wenigstens waren sie zu Vögten um 1235 darüber gesetzt. **) In der neueren Zeit gehörte ein Theil Würzburg, der andere Schwarzach. Seit der Säcularisation hat dies aufgehört. Die Einwohner, an 1000 Seelen in 200 Häusern, treiben blühenden Weinbau, der indess an Qualität dem Escherndorfer nachsteht. Man bemüht sich eifrig, jedem Flecken Land Fruchtbarkeit abzugewinnen, und solch' Streben ist lobenswerth.

Gerade gegenüber liegt Escherndorf. Man vermeint, in ein sauberes, reiches Landstädtchen einzutreten, wenn man sich in dem freundlichen Orte befindet. Ueberall schaut die Wohlhabenheit heraus, überall glänzen zufriedene, genügsame Gesichter. Wer war in Franken und hat keinen Frankenwein getrunken und wenn er ein recht gutes Schöppchen hinuntergegossen, hat er da nicht gefragt, war es Stein oder Leisten, Randersackerer oder Escherndorfer? Der letztere braucht aber ausnahmsweise wohl an 10 Jahre Zeit, ehe er seine volle männliche Reife erlangt hat. An historischen Reminiscenzen ist der Ort arm, seiner wird in Urkunden fast gar nicht gedacht und beinahe möchte ich mich versucht halten, zu glauben, dass der Ort erst dem so glücklich aufblühenden Weinbau seine Entstehung verdankt. Jetzt wohnen über 400 meist wohlhabende Einw. in 105 Häusern hierselbst.

Was das reiche Escherndorf zu viel hat, hat die nächstfolgende arme Filiale Köhler zu wenig, weswegen der grösste Theil der Einwohner auch dorthin tagelöhnert und sich nur Wenige mit dem Feld- und Weinbau abgeben. Die Seelenzahl ist circa 150 in 40 Häusern.

Fort und fort in dem Flussthal nichts als Weinberge, nur auf der rechten Seite unterbricht zuweilen ein grünes Erlengebüsch die steten Rebstöcke. Da treten die Berge links etwas

---

*) Die Urkunde findet sich *Schannat. vind. Coll.* I. pag. 66.

**) Die Cent hatten sie mit Würzburg gemeinschaftlich. Doch hatten die zu Nordheim keine Verbindlichkeit, die Uebelthäter vor drei Tagen auszuliefern; sühnte er sich währenddessen, oder ehe er über das Brückchen zwischen Geroldshausen und Sommerach gebracht worden war, mit seiner Gegenpart aus, so war er der Cent nicht verfallen.

zurück und bald gewahren wir eine herrliche Fläche, im Hintergrunde begrenzt von fernen blauen Höhen. Malerisch erhebt sich der spitzige Kirchthurm von Sommerach im Vordergrund, und der ganze Ort mit seinen wohl erhaltenen Ringmauern und Thürmen stimmt wunderbar mit der ganzen Umgebung überein. Im Innern finden sich unter vielen schlechten unansehnlichen auch gar stattliche Häuser, wie z. B. das Schulgebäude, und überhaupt hat das Oertchen schon mehr Städtisches als mancher grössere Flecken. Diese Kultur scheint sich selbst bis auf die Gastwirthe zu erstrecken; denn sie lassen sich bereits recht honett bezahlen. *Summer-aha,* wie es in alten Urkunden genannt wird, war ehedem den Grafen v. Castel zuständig, welche es dem Kloster Schwarzach veräusserten. Indess hatten auch Würzburg und Brandenburg Theil daran. Die Schwarzacher Besitzungen fielen, wie die Brandenburgischen, in der Umwälzungsperiode an Baiern. Der Feldbau hat, trotz der grossen Flur, hier nicht viel zu bedeuten; denn der Boden ist meist sandig, dagegen erholen sich die Einwohner an dem sehr ergiebigen Weinbau, der hinsichtlich seiner Qualität in gutem Rufe steht. Gegenwärtig zählt der Ort in 183 Häusern 890 Seelen.

Wir sind jetzt in ein grosses, nur von fernen Höhen begränztes Thal eingetreten. Die Bergkette, welche uns bisher so treulich auf dem rechten Ufer folgte, verliert sich allmählig landeinwärts und zwingt unsern Fluss, der von dem kleinen Dorf Köhler aus in fast schnurgrader Richtung fortstrebte, bei Schwarzenau zu einer 1½ Stunden langen Krümmung nach Westen. Auf dem linken Ufer schweift jedoch der Blick in eine, nur von malerischen, waldbedeckten Hügeln begrenzte Ferne. Wir müssen zuerst des Dorfes Gerlachshausen gedenken. In Urkunden kommt es zuerst 918 vor, und scheint später im getheilten Besitz des nahen Klosters Schwarzach, Würzburgs und des Grafen v. Castel gewesen zu sein. Als im J. 1228 Graf Ludwig ins gelobte Land zog, übertrug er seine Güter „zu Gerlaheshusen“ dem Stift und starb den Heldentod im fernen Palästina. Eigne Grafen v. Gerlachshausen hat es, wie mehrere statistische Handbücher lächerlich genug behaupten, nie gegeben. Hier und da haben sich die v. Castel in Urkunden einmal diesen Namen beigelegt und das mag die Veranlassung zum Irrthum gewesen sein. Das Dorf zählt gegenwärtig circa 280 Einw. und liegt nur eine halbe

Stunde von dem ehemaligen Kloster Schwarzach entfernt. Die graublauen Schieferdächer der unermesslich langen und weitläufigen Gebäude des Klosters schauen so trüb und ernst in die heitere Landschaft, als könne ihren Schmerz die Natur mit all der angebornen Sanftmuth nicht stillen. Wohl mögen sie trauern, denn die profane Hand unseres Zeitgeistes hat ihre Grundfesten ergriffen und rüttelt, bis der alte Bau stürzt. Die Gräuel einer habsüchtigen Verwüstung haben sich hier eingenistet und jene einst so herrlichen Gebäude scheinen nichts mehr als Todtengerippe zu sein. Moder grinzt uns überall entgegen, und dem mit Phantasie begabten Gemüth dünken diese unabsehbaren Reihen ausgebrochener Fenster in der That nichts anderes als morsche Schädel, deren vertrocknete Augenhöhlen uns ernst an die Vergänglichkeit aller Principe mahnen. O rächende Nemesis, die Du seit Jahrtausenden das vergeltende Schwert in der Geschichte führst, wie bitter straftest Du die Thorheiten einer zügellosen, übermüthigen Mönchsherrschaft! Was waret ihr, Klöster, und wie seid ihr in den Staub getreten! Nicht einmal die Flitter eurer ehemaligen Herrlichkeit sind euch geblieben. In Kloster Schwarzachs gottgeweihten Mauern erinnert fast nichts mehr an jene frommen Benedictiner, die länger als ein Jahrtausend die Sünden der Welt hier abbüssten, Stein- und Leistenwein dazu tranken, und überhaupt nicht schlecht und mager gelebt haben sollen. Was hat die Gegenwart aus diesem, freilich für Mönche ein bis'chen allzu grossen Domicil gemacht? Eine Papierfabrik *) legte man in dem einen Flügel an; der andere ist schonungsloser Verwüstung anheim gefallen. Den Fussboden hat man gleich den Fenstern ausgehoben; die herrlichen Frescogemälde bröckeln sich von den triefenden Decken ab. Schutthaufen liegen in den geräumigen Zellen und selbst die Treppen drohen mit Einsturz. In den Kreuzgängen wuchert Unkraut, und wo das gierige Auge des Menschen eine Spur von Eisenwerk gewahrte, ward es herausgerissen. Die Kirche aber wird wohl jetzt schon ein Schutthaufen sein. Ich sah noch die Säulen und Strebepfeiler der beiden herrlichen Thürme, die einst so kühn und majestätisch in die Landschaft hineingeragt

*) Der Herren König und Bauer. Sie ist bedeutend und kann täglich 40 Ries Papier ohne Ende liefern.

haben sollen. Ihrer Zeit war die Kirche eine der schönsten in ganz Franken.

Noch im Jahr 1810 stand der herrliche Gottestempel, aufgeführt im Jahr 1743 von dem berühmten Naumann, dem Erbauer der Residenz zu Würzburg, in seiner ganzen Pracht. Selbst der ehrliche Antiquarius sagt: „es sei ein so schön Gebäu gewesen, dass es seines Gleichen wenig in ganz Deutschland gehabt.“ Er rühmt das prächtige Portal, die zierliche Schweifung der Grundrisse. Ebenso sei das Innere der Kirche nach der besten Anlage ausgeführt; alles helle ohne Versperrung der Tragsäulen und doch mit der schwersten, leicht ausgeführten Kuppel. Dann die beiden majestätischen runden Thürme, nicht verunstaltet durch ein spitzes Dach; zuletzt aber jenes Meisterwerk, die Frescomalerei des grossen Augsburger Holzer, die alles Aehnliche in Deutschland übertroffen. Der gute Mann weiss nicht Worte zu finden, sein Entzücken auszudrücken, „und — fügt er mit einem gewissen Stolze bei — es war Holzer's einziges und letztes Werk; keine andere Kirche durfte sich des Aehnlichen rühmen.“

Der Blitz, der in der Zerstörungsgeschichte der fränkischen Klöster eine so bedeutende Rolle spielt, gab auch hier durch ein naseweises Einschlagen in den einen Thurm den Impuls zur ersten Zerstörung.

Im Uebrigen knüpft sich an Schwarzach's Ruinen die ganze grossartige Erinnerung eines tausendjährigen Bestehens. Ueber die eigentlichen ersten Stifter des Klosters haben sich schon vor Alters die bedenklichsten Streitigkeiten erhoben. Nach Einigen soll es Meingoz, ein Graf des ehemaligen Ipfgaues, bei dem Dorfe Altmannshausen unweit Markt Bibart 816 gegründet und dotirt haben. Unter dem Würzburgischen Bischof Arno soll es 877 hierher versetzt worden sein. Nach Spuren im Würzburger Archiv stiftete es jedoch schon gegen den Ausgang des 8. Jahrhunderts Fastrade, die vierte Gemahlin Karls des Grossen, aus ihren Erbgütern in Ostfranken. Ihre Tochter Theotrate war vermählt mit Manto II., Grafen des Grabfelder Gaues, und zog sich nach dem Tode ihres Gatten aus *Argento gilensis* (*Argenteuil* bei Paris), wo sie auch Aebtissin war, hierher zurück. Schwarzach war demnach ein Frauenkloster bis zum Jahr 877, und nach dem Ableben der letzten Aebtissin Bertha versetzte es, wie oben erwähnt, Bischof Arno hierher. Seit-

dem war es mit Mönchen des Benedictinerordens besetzt. Im Lauf der Jahrhunderte erwarb es grosse Reichthümer und ward deshalb oft der Zankapfel grosser Herren, die sich um die einträgliche Schutzgerechtigkeit stritten. Fast ganz wurde es im Bauernkrieg zerstört, erholte sich wieder, fand aber seine eigentliche Glanzperiode erst im verflossenen Jahrhundert, wo all die prächtigen Bauten erstanden, deren Ueberreste uns noch jetzt einen Begriff von der Opulenz der ehemaligen Abtei geben.

Um das Kloster herum haben sich schon vor Alters Bauern und Tagelöhner angebaut, die jetzt eine eigne kleine Gemeinde von 200 und einigen Seelen bilden. Wir erreichen von Kloster oder Münster Schwarzach in einer Viertelstunde Stadt Schwarzach, vielleicht der kleinste Ort am ganzen Main, der Stadtgerechtigkeit besitzt; denn er zählt nur wenig mehr als 500 Einwohner in seinen noch recht wohl erhaltenen alterthümlichen Ringmauern. Dennoch ist das Städtchen nicht ganz uninteressant; ehedem besass es sogar ein eignes Zehntgericht, das im freien Felde gehalten wurde. Es entschied auch über Leben und Tod, und aus seinen Gebräuchen heben wir nur den hervor, welcher da lautet: „Alldieweil es sich ereignet, dass ein armer Sünder zum Strick, Rad, Schwert oder Feuer verurtheilt wird, soll man sein pflegen gut und wacker, und ihm zur Leibeskost reichen ein sauber Gericht aus grünem klein gehacktem Spinat; auch nicht vergessen etzwelche kleine gebackne Fischlein darauf zu legen.“ In den ältesten Zeiten war der Ort den Grafen v. Castel zuständig, welche ihn nebst vielen andern dem Stift Würzburg abtraten. Auf den umliegenden Feldern wurde übrigens im Jahr 1554 jener Kampf der Entscheidung zwischen dem letzten Verfechter des Faustrechts, Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach, und den Bundestruppen gekämpft, von welchem die klassischen Briefe der berühmten Schweinfurterin Olympia Fulvia Morata erzählen. In Schweinfurt konnte sich der Markgraf nicht mehr halten; denn die Stadt war ausgehungert und in der ganzen Gegend wimmelte es von Feinden. Da brach Albrecht heimlich in der Stille der Nacht auf und dachte zu entwischen. Die Truppen des Braunschweigers, der Bischöfe v. Würzburg und Bamberg ereilten ihn aber auf dem Schwarzacher Blachfeld, und kaum konnten sich die Markgräflichen in Ordnung stellen, so begann die Schlacht. Die Erbitterung der Bundestruppen errang nach wenig Stunden den Sieg; kaum konnte der

Markgraf Kitzingen erreichen. Das Treffen bei Schwarzach hatte den zweijährigen Vernichtungskampf, den Albrecht mit der Geistlichkeit führte, geendet; wichtiger als die Sievershauser Schlacht war in ihren Erfolgen diejenige, welche auf den hiesigen Feldern geschlagen ward.

Stadt Schwarzach liegt eine kleine halbe Stunde vom Main entfernt; auf der schönen Chaussee, einer der belebtesten in Franken, die Würzburg mit Bamberg verbindet, gelangen wir an den Fluss. Eine schöne fliegende Brücke stellt die Verbindung der durch den Strom getrennten Strasse wieder her. Sie ist ausserordentlich elegant gebaut und gehört dem Grafen v. Ingelheim, der in dem gegenüber liegenden Pfarrdorf Schwarzenau ein schönes Schloss mit reizenden Gartenanlagen besitzt. Das Oertchen zählt gegenwärtig 300 Einwohner und behauptet gleich Stadt Schwarzach in der fränkischen Kriegsgeschichte einen Platz. Als nämlich im Jahr 1796 der Marschall Jourdan Franken erobert und gegen Böhmen vorzurücken drohte, bewerkstelligte Erzherzog Karl hier seinen Uebergang mit der Reiterei so glücklich, dass Jourdan zum Rückzug gezwungen wurde.

Wie ich schon oben erwähnt, verlässt hier der Main seine südliche Richtung und läuft in einem Bogen westlich auf Dettelbach zu. Das ist ein Städtchen von ungefähr 2400 Einwohnern und mit vielen, vielen spitzen Mauerthürmen, früher 50 an der Zahl, und Befestigungswerken aus der mittelalterlichen Zeit versehen. Seine erste Entstehung sollen wir der Sage nach dem Sohne eines ostfränkischen Herzogs des Namens Dietleb zu danken haben; er erbaute es um das Jahr 460. Wir wollen uns indess nicht so hoch hinauf versteigen und uns lieber an das erste Erscheinen unserer Stadt in Urkunden halten. Da erfahren wir denn, dass schon zu Zeiten Ludwigs des Frommen bei'm Beginne des 9. Jahrhunderts der königl. Meierhof *(fiscus dominicus, villa dominica)*, Tetilbach, hier stand. Die uralte Abtei zu Kitzingen ward damals damit begabt. Würzburg erwarb den ganzen Besitz des Orts erst im 14. Jahrhundert und zwar seltsam genug von dem Grafen Ulrich v. Hanau. Die städtische Gerechtsame empfing unser Dettelbach erst 1484 von Kaiser Friedrich III. Obgleich Würzburg das Möglichste gethan hatte, die neugebackene Stadt emporzubringen, so waren die Bürger doch undankbar genug, sich in die grosse Empörung im Jahr 1525

einzulassen. Dafür begann der Henkerzug des Bischofs auch zuerst hier sein blutiges Geschäft und mancher Dettelbacher musste seinen Kopf hergeben. Später wurden die Bürger wieder zu Gnaden aufgenommen und als 1691 eine neue Postroute von Würzburg nach Bamberg eingerichtet wurde, ward unser Städtchen zu einer der Stationen bestimmt. Dadurch hat es seitdem an Verkehr und Lebendigkeit bedeutend gewonnen. — Unter den vielen Rittergeschlechtern, die hier theils ansässig waren, theils erbliche Güter besassen, nenne ich nur das gleichnamige der Tettel- oder Tetilbache. Es blühte besonders im 13. Jahrhundert und war reich begütert in der ganzen Umgegend. Zuerst erscheint (1101) ein Helmerich v. Tetilbach. Die Ritter waren zuletzt Lehnsmänner der Herren v. Hohenlohe-Brauneck und starben im 16. Jahrhundert aus, nachdem sie sich, wie viele ihres Standes, durch fromme Stiftungen ruinirt hatten. In der Stadt besassen sie einen eigenen burglichen Bau.

Dettelbach ist ein Städtchen von geringem Umfang und steigt terrassenförmig die Anhöhe hinauf. Ein durchfliessender starker Bach, immer belebt von Feder- und anderm Vieh, verleiht ihr etwas Ländliches, das mit den grossen alterthümlichen Gebäuden, deren es ziemlich viele hier gibt, nicht recht harmoniren will. Sehenswürdiges wüsste ich nicht hervorzuheben; die grosse Pfarrkirche mag früher im Innern weit stattlicher gewesen sein; jetzt ist sie hässlich verbaut. Das alte Rathhaus, ganz im Geschmack unserer Vorfahren errichtet, verdient noch am ersten gesehen zu werden. Uebrigens sollen Handel und Märkte ziemlich bedeutend sein und viel wohlhabende, ja reiche Leute hier leben.

Vor der Stadt liegt sehr malerisch auf einer Anhöhe, die die ganze Umgegend beherrscht, ein Franziskanerkloster, zu dessen wunderwirkendem Marienbild noch immer ausserordentlich stark wallfahrt wird. Der Verkehr in Stadt und Umgegend wird dadurch sehr belebt. Diese Wallfahrt besteht seit 1504, Kirche und Kloster wurden 1613 errichtet. Jeder Fremde wird sich gastfreier Aufnahme zu erfreuen haben. Auf das hohe Alter des Weinbaues in der hiesigen Gegend lässt eine Urkunde vom Jahr 1050 schliessen, in welcher Bischof Adelbert von Würzburg dem Kloster Schwarzach den Weinzehnt zu Dettelbach zuwendet.

Ehe wir dem Lauf unseres Flusses weiter folgen, müssen wir dem gegenüber liegenden Dörflein Main-Sontheim, dessen

weisses Ritterschloss so hell und einladend zu uns herüberblickt, noch einen Besuch abstatten. Es zählt zwar nur 275 Einwohner, ist aber interessant wegen seines Schlosses, das, im gothischen Geschmack erbaut, eines der ältesten im Land ist. In den Besitz des Dorfes theilten sich noch im vorigen Jahrhundert eine Menge adeliger Geschlechter; als älteste Besitzer erscheinen die Herren v. Thüngen. Die jetzigen Eigenthümer, Herren v. Bechtoldsheim, erwarben es 1727 von den *Fuchsen v. Dornheim.* Unter ihrer Obhut hat das freundliche Dörfchen an Wohlstand bedeutend gewonnen. Die Gerichtsbarkeit war ehedem fast unbeschränkt und an den zwei ungeheuren Eichen, die vor 50 Jahren umgeschlagen wurden, soll seiner Zeit mancher Gauner gebaumelt haben.

Auf dem rechten Ufer zieht sich, am Fuss einer beträchtlich hohen Bergkette, die vortreffliche Kunststrasse nach Kitzingen. Die Umgebungen des Flusses nehmen einen wildromantischeren Charakter an, den nur die mit Reben besetzten Höhen in etwas mildern. Die Hügel auf dem jenseitigen Ufer sind stattlich mit Wäldern und Feldern besetzt. Diesseits begegnen wir zuerst den sogenannten Ebracher Höfen, gar ansehnlichen Gebäuden, mit schönen Gartenanlagen, auf denen einst die Mönche der hochberühmten Abtei *) gleichen Namens ausruhten von den Anstrengungen eines gottgeweihten Lebens. Ein reicher Israelit, Namens Mendel, ist jetzt im Besitz des Gutes. Das grosse evangelische Dorf Mainstockheim, in Urkunden des 10. und 11. Jahrh. bloss *Stochheime*, stösst unmittelbar daran. Es ist eins der ansehnlichsten, wohlhabendsten Dörfer am ganzen Strom, wie auch die vielen stattlichen Wohngebäude beweisen. Die Einwohner, 1400 an der Zahl, treiben

*) Das Ebracher Kloster, an der Hauptstrasse von Würzburg nach Bamberg gelegen, wurde 1126 von zwei Brüdern aus dem Rittergeschlecht Derer *v. Eberau* gestiftet und schwang sich nach und nach zu der reichsten Abtei in ganz Baiern empor. Sie hatte in der Zeit der höchsten Blüthe jährlich über 125,000 fl. Einkünfte. Von ihrem Reichthum zeugt noch die prachtvolle Kirche, obgleich die schönsten Gemälde etc. verschleppt sind. Nicht weniger auch die immensen Wohngebäude, die gräulich verwüstet sind. Sehr interessant sind die zahlreichen Monumente in der Kirche, die im deutschen Styl erbaut, 1285 vollendet und 1792 mit ausserordentlicher Pracht verschönert wurde. Der Staat löste durch die Säcularisation über 742,000 fl.

Weinbau und Handel. In den ältesten Zeiten war das Kloster zu Kitzingen Oberherr des ganzen Dorfes, nach und nach erwarben mehrere Rittergeschlechter, auch Würzburg und Ansbach Besitzungen daselbst. Auf dem linken Ufer begrüssen wir das nicht minder bedeutende evangelische Pfarrdorf Albertshofen mit beinahe 800 Einw., in welchem die Familie v. Bechtoldsheim ansehnliche Besitzungen hat.

Von hier aus gewahren wir in geringer Entfernung die Thürme einer nicht unbedeutenden Stadt. Eine majestätische steinerne Brücke schwingt kühn ihre 13 Bogen über den Fluss. Wer einen Blick auf unsere Karte wirft, wird sehn, dass wir den Thoren von Kitzingen nahen.

Ja es ist Kitzingen, die Stadt mit dem dünn klingenden Namen und einer Menge historischer Erinnerungen, die sich zwar mit denen von Würzburg oder Frankfurt nicht messen können, aber immerhin genannt zu werden verdienen. Wie sich doch all die Städte der ehemaligen *Francia orientalis* mit Thürmen und Mauern umpanzert hielten. Unser Kitzingen scheint aber vor allen andern eine Ehre in den jetzt so nutzlosen Bollwerken gesucht zu haben. Jene altersgrauen, bemoosten Zinnen rufen lebhaft die Erinnerung an eine sturmbewegte Periode zurück, in welcher nur rohe Kraft und Verwegenheit galten. Die Ritterlichkeit einer wohlbewaffneten Bürgerschaft, so ganz verschieden von dem Geist, der unsere jetzige Generation beseelt, erfüllt uns mit freudiger Bewunderung. Wie weise und wie kühn waren die Vorkehrungen zum Schutz der Stadt getroffen, die immer den Ueberfällen einer übermüthigen, raubgierigen Ritterschaft Preis gegeben war. Züge eines bewundernswerthen Heldenmuths klingen aus jener Zeit zu uns herüber, denn damals wusste der Bürger noch für wen er kämpfte. Den eignen Heerd, die theuren Häupter der Gattin, der Kinder zu schützen galt es und freudig opferte der fleissige Handwerker sich auf für das allgemeine Beste. Den Geist unserer Zeit beseelen andere Prinzipien, doch wollen wir ihn walten lassen und unsere Betrachtungen schliessen, denn wir sind mittlerweile über die Brücke in unser freundliches Städtchen eingetreten. Ein reges Geschäftsleben entfaltet sich in den geräumigen Strassen. Kaufmannsgehülfen, die Feder hinterm Ohr, die an Sonn- und Feiertagen in eleganter Tournure selbst den Frankfurter Dandies nicht nachstehen; Kärner und Lastträger, Händler und Käufer,

Alles wogt in bunter Unordnung durch einander. Ich möchte Kitzingen „Klein-Frankfurt“ nennen, und in der That, durch nichts werden wir in diesen Illusionen gestört, wenn wir Stadt, Leben und Treiben, besonders aber den Ton der sogenanten Noblesse in der Perspektive schauen und prüfen. Was zuvörderst die Stadt selbst betrifft, so gehört sie, so zu sagen, in die Klasse der antik-modernen. Die ganze Unregelmässigkeit der Bauart unserer Vorfahren, die willkürliche, confuse Anlegung der Strassen tritt hier grade wie bei Frankfurt hervor. Ebenso wie dort findet sich auch hier manche Reihe neu angelegter Häuser, die von der Opulenz der Erbauer Zeugniss geben; dann verirrt sich unser Fuss aber wieder in Gassen, in denen die Wohnungen, alt und baufällig, öfters mit den Giebeln zusammenstossen. Hier und da fesselt ein alterthümliches Gebäude unsere Aufmerksamkeit; dort bewundern wir eine neue elegante Villa, oder ein prächtiges Haus. Kurz der Alterthumsforscher wird wie der Architekt gleiche Befriedigung finden.

Was Ton und Geselligkeit betrifft, so können wir nach dem Urtheil unterrichteter Männer und nach eigener Anschauung nicht allzu viel Rühmliches davon berichten. Kitzingen ist eine handeltreibende Stadt voller spekulirender Menschen, von denen sich die meisten, man darf es wohl sagen, ansehnliches Geld und Gut erworben haben. Spekulation durch Reichthum und Reichthum durch Spekulation vertragen sich aber in der Regel mit den Genüssen eines höhern, geistigen Lebens nur schlecht; deshalb soll es mit dem literarischen Kunstsinn unser Kitzinger ziemlich schlecht bestellt sein, einzelne Ausnahmen natürlich nicht zu rechnen. In diesem Punkt dürfte unser Vergleich mit Frankfurt ein wenig unpassend erscheinen; dort zeigt sich allerdings keine geringe Passion für geistige Interessen; denn diese gehört ja gegenwärtig zum guten Ton. Die guten Kitzinger wollen indess nicht mehr scheinen, als sie sind, und wir wagen nicht zu entscheiden, welche von beiden Städten sich das beste Theil erwählt hat. Wenn sich der Kitzinger eine Lust machen will, so geniesst er sie für sich oder im Kreis seiner Familie und scheut dabei die Gegenwart des Fremden. Die jüngeren Männer sind fast ohne Ausnahme passionirte Jäger und verpuffen Jahr aus Jahr ein manches Pfund Pulver auf die friedlichen Thiere des Waldes. Uebrigens soll mit alledem nicht gesagt sein, dass sich der Fremde nicht heimisch in unserer

betriebsamen Mainstadt fühlen könnte; es gehört nur ein etwas längerer Aufenthalt und ein gewisses Studium der Neigungen und Gewohnheiten dazu.

An interessanten Gebäuden, Sehenswürdigkeiten etc. besitzt unser Kitzingen, wie erklärlich, keine Schätze. Die reichen Kaufleute wissen ihr Geld rentabler als in Gemäldegallerien, Theater und Konzerte anzulegen. Indess verdient vor allen andern die schöne steinerne, 786 Fuss lange Mainbrücke, auf 13 Bogen ruhend, gesehen zu werden. Sie soll schon in der 2. Hälfte des 8. Jahrh. während 32 Jahren erbaut worden sein. In der Stadt besuche man die kathol. Pfarrkirche, im rein deutschen Spitzbogenstyl erbaut und vor 50 Jahren renovirt; dann die kathol. Kreuzkapelle in der Vorstadt Etwashausen, die protest. Kirche, deren Sakristei merkwürdige Briefe Melanchthons und Bibeln anderer Reformatoren bewahrt, und das Rathhaus. Das letztere besitzt eines der reichsten Archive in Franken, aus welchem Dr. Reuss, Professor zu Würzburg, ein geborner Kitzinger, mehrere wichtige Dokumente und manchen interessanten Beitrag zur deutschen Kirchen-Reformations- und Gelehrtengeschichte veröffentlicht hat.

Von alten Bauwerken gedenke ich des Stadt- oder Leidenhofes, bei dessen Nennung die Erinnerung an eine grauenvolle That wie ein blutiges Gespenst vor meine Seele tritt. Hier war es wo Markgraf Casimir, der Grausame, am St. Sulpitiustage des Jahrs 1525 furchtbares Gericht über die Rebellen hielt, die gemeinschaftliche Sache mit den aufrührerischen Bauern gemacht hatten. 9 Köpfe fielen damals unter dem Beil des Henkers und 59 Paar gesunde und helle Augen durchbohrte das glühende Eisen. Hände, Arme und Finger fielen unter dem Messer, selbst die Zunge war nicht mehr sicher; Wehgeschrei und Geheul durchwogten die Luft und den Jammer unglücklicher Wittwen und Waisen hörte Der über den Sternen, nur Casimir kannte kein Erbarmen. Mit blutigen Buchstaben ist die grauenvolle Mordscene in Kitzingen's Chronik eingetragen und wir wenden uns mit Schaudern von den Bildern einer hassenswerthen Vergangenheit ab, um zu der freundlichern Gegenwart zurückzukehren. Wir haben zuvörderst zu berichten, dass unsere Stadt jetzt beinahe 5000 Einw., wovon mehr als die Hälfte evangelisch, in ihren Ringmauern und incl. der Vorstadt Etwashausen, zählt, der Sitz der hohen Behörden des

Landgerichts, das ihren Namen führt, ist, auch eine lateinische Schule besitzt, die ehedem noch in weit grösserm Rufe stand; dass ferner Gross- und Speditionshandel, nicht minder wie das Fabrikwesen, in bedeutendem Aufschwung begriffen sind. Was Weinbau und den Handel damit betrifft, so ist Kitzingen einer der ansehnlichsten Plätze in dieser Hinsicht. Es sind gegen 22 Weinhandlungen hierselbst; auch die sogenannte Rangschifffahrt erfreut sich des glücklichsten Fortgangs und wird durch die Dampfschifffahrt nicht geschmälert sondern erhöht werden *). Alles das sind lauter erfreuliche Dinge und mögen Zeugniss geben, in welch glücklichen Umständen unsere freundliche Mainstadt sich befindet. Wir wollen nunmehr an die Gegenwart, die wir hinreichend geschildert zu haben glauben, die Hauptgrundzüge der Vergangenheit knüpfen.

Kitzingens älteste Geschichte ist in widersprechende Zweifel gehüllt. Schon zu der fränkischen Könige Zeiten soll hier an den Ufern des Mains ein stattliches Dorf und eine Burg, den Uebergang über den Fluss zu decken, gestanden haben. Bestimmt ist es, dass wir hier einer der *villæ regiæ* (Königshöfe), deren sich mehrere in der Umgegend fanden, begegnen. Als das Christenthum, das seit dem Tode Kilians, des Märtyrers, in Ostfranken arg darniederlag, durch Martell's, Pipin's und seines Bruders Karlmann fromme Bemühungen in unsern einst so rauhen Gegenden wieder aufgerichtet wurde, beschloss Hadeloga (Adelheid), die hochherzige Tochter des siegreichen Martell's, zur bessern Verbreitung des Christenthums ein der heil. Maria gewidmetes Frauenkloster, Benediktinerordens zu stiften. Sei es durch göttliche Offenbarung, oder eigenthümliche Wechselfälle — kurz die fromme Schwester Pipins fand am rechten Ufer des Mains, in unserer bezaubernden Gegend, den Ort für ihr heiliges Unternehmen. Ehre ihrem Andenken! Sie hat die Kulturentwicklung des mittlern Frankens mächtig gefördert und beschwor das Licht der emporsteigenden Wissenschaft strahlend aus der Nacht des Heidenthums und Aberglaubens herauf. Das Stift ward zu allen Zeiten reich beschenkt und versammelte stets eine Anzahl unbescholtener Jungfrauen aus den ansehnlichsten Familien in seinen gottgeweihten Mauern. Mit dem

---

*) Kitzingen besitzt gegenwärtig 23 Schiffe von 1029-3000 Ctr. Ladungsfähigkeit.

Jahr 1544 erlosch das Stift und wurde darauf bis 1629 in ein Erziehungsinstitut und später bis 1803 in ein Kloster nach Ursulinerregel umgestaltet, das erst im genannten Jahr säcularisirt ward. Kitzingens erstes Emporblühn fällt unbestreitbar in die Periode, wo Hadeloga noch waltete, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir die Benennung unserer Stadt aus jener Zeit herzuleiten. Im Volk geht die Sage, Kitzo, ein Hirt des Königs Pipin, der bei diesem in grossen Ehren stand, habe ihr den Namen zuertheilt. Diese Ansicht ist so verbreitet, dass wir um so begieriger waren, ihr auf die Spur zu kommen. Unsere Untersuchungen dürften, als Beitrag zur Charakteristik der Volkssage im Allgemeinen, interessant erscheinen. Hier, wie an vielen Orten begegnen wir ihr in ihrer oft so barocken Entstehung; wir sehen, wie sie ihre Verwandlungen durchgeht, ein Pflanzenleben führt, nachdem der Geist abgestorben und sie in ihren Trümmern und Bruchstücken unverständlich und verwirrt ist. Die Identität jenes Kitz oder Chizzo ist durch Urkunden und Traditionen konstatirt.*) Wenn ich ihn für den Vogt jener Burg, von der ich schon oben gesprochen, halte, glaube ich nichts Unwahrscheinliches zu behaupten; als solcher ward ihm der Schutz über die neue Stiftung der heil. Hadeloga übertragen und er empfing den Titel *Pastor laicus*. Wer weiss, wer das Wort *pastor* in eigentlicher Bedeutung mit Hirt übersetzt hat und so wurde Hr. Kitzo zu einem Stande herabgewürdigt, den er nie bekleidet hat, und wir sind dadurch unserer Sage auf der Spur. Als Beschützer des Klosters und der Burg konnte er viel dazu beitragen, dem emporblühenden Ort neue Insassen zu gewinnen, und deshalb behielt derselbe, wie herkömmlich, den Namen des Gründers und Ordners. In den ältesten Urkunden

---

*) In dem Archiv findet sich ein Brief des markgräflichen Amtsvogts zu Kitzingen, Ludw. v. Hutten an Markgraf Casimir, vom J. 1526, in welchem er über die kürzlich gedämpfte Empörung u. a. berichtet: . . . . „Der Verstorbenen Körper, die etwann viel 100 Jahr in gemelter Kirche in sonderlichen Begräbnussen ihre Ruhe gehabt und genannt gewesen St. Hadeloga, Klostersstifterin und des verst. Kitz, davon die Stadt Kitzingen haben soll, welche verstorbene Körper er tyranischer und freventlicher Weise ausgeworfen, die Gruft mit Bickeln eingehaun, zerschlagen und verwüst, das Gebein zerstreut und zerbrochen und mit Todtenköpfen gekugelt etc.“

wird die Stadt Kitzingun genannt; die Endsylbe *ingun*, jetzt *ingen*, kommt sehr häufig in Ortsnamen vor. Sie bildet den altdeutschen Dativ der Mehrzahl, wozu man sich immer die Präposition *ze den* denken muss. *Ze den Kitzingun* heisst also: da wo Nachkommen des Kitz (Kitzinge) hausen.*)

Auf ähnliche Art ist die Vorstadt Etwashausen entstanden. In Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts wird der Ort noch Ottweshusen, wahrscheinlich eine Abkürzung von Ottwineshusen (scilicet: *ze den Ottwines husum*) genannt. Ein gewisser Otwin mag sich hier vor altersgrauer Zeit niedergelassen und der später heranwachsenden Kolonie seinen Namen hinterlassen haben. Indess begegnen wir auch diesmal andern Ableitungen, die so weit hergeholt sind, dass man Hals und Beine brechen müsste, wenn man den Ort ihrer Entstehung aufsuchen wollte.

Kitzingen scheint noch im J. 864 nicht viel mehr als ein blosses Dorf gewesen zu sein. **) Erst nach und nach mit dem steigenden Ansehn des Klosters nahm auch die Stadt zu. Aus den Vögten über die alte Burg ging wahrscheinlich das Geschlecht der Ritter von Kitzingen hervor. Im J. 1221 erscheint der erste, Fridericus. Um diese Zeit besass das Stift Würzburg Kitzingen gemeinschaftlich mit drei Brüdern aus dem mächtigen Geschlecht derer v. Hohenlohe-Brauneck.

Durch Tauschvertrag und Geldvorschüsse erwarb Würzburg nach und nach beinahe den ganzen Besitz von Stadt und Burg, als aber Bischof Gerhardt 1374 in Fehde mit seiner Bürgerschaft gerieth, musste er die Hülfe der Markgrafen Johann und Friedrich v. Onolzbach (Ansbach) anrufen und denselben gegen 12000 Gulden seine Rechte an Stadt und Burg abtreten. Daraus entstand im Lauf der Jahrhunderte unsäglich

---

*) Eine zweite Derivation, die sich wieder mit dem Schaaf- oder Ziegenhirten zu schaffen macht, dürfen wir nicht vergessen. Der Name Kitzo führte jenen gelehrten Etymologen auf das gleichbedeutende niederdeutsche Kitto, und dies hält er für eine Abkürzung des Wortes Kidurih (Ziegenreich) von der altdeutschen Wurzel Kid und Kizzi (Ziegen.) Der Name unserer Stadt soll deshalb die Bedeutung eines Orts in sich schliessen, wo ehedem starke Viehzucht getrieben wurde.

**) V. Urkunden in Schannat Trad. fuld. S. 201.

viel Jammer und Streit und weder das Stift, noch die Markgrafen hatten absonderliche Freude an ihren Verträgen. Nach zahllosen Prozessen und Klagen vor Kaiser und Kammergericht erwarb endlich 1629 Würzburg seine Antheile an der Stadt wieder. Eine Menge dickleibiger Folianten erschienen über diese Sache pro und contra noch bis zum J. 1798, denn die Streitigkeiten hörten erst mit der Säcularisation des Stiftes auf. Die Umwälzungen und Regierungswechsel, die unser Jahrhundert über Franken verhängte, sind allzu bekannt, als dass ich ihnen noch besondere Aufmerksamkeit widmen sollte. Der geschichtliche Glanzpunkt der Stadt fällt in das Zeitalter der Reformation und der Ansbach'schen Herrschaft 1530-1629. Kitzingens Wohlfahrt hing stets von der Blüthe seines Handels ab; deshalb muss das Jahr 1746 ewig denkwürdig in den Annalen unserer Stadt sein. Bischof Friedrich Karl erliess damals jenes bekannte Schifffahrts- und Handelsgesetz, welches Kitzingen als Stapel- und Speditionsplatz vor allen andern begünstigte. Daher datirt sich der erste Aufschwung des Wohlstandes, der noch immer im Steigen ist.

Der letzte Blick sei, ehe wir scheiden, der reizenden Umgebung der Stadt gewidmet. Zwischen stolzen waldbedeckten Höhen und freundlichen Rebenhügeln breitet sie sich aus, hinaufstrebend nach dem festen Bergland des rechten Flussufers. Eine sittige Jungfrau, aber sich ihres Werths wohl bewusst, schaut sie über den schiffbedeckten Strom, der ihr Stolz ist, weit hinaus über die fruchtbare Ebene, die sich jenseits ausbreitet. Der milde fränkische Himmel scheint auf dieses reizende Landschaftsbild mit besonderer Vorliebe herab zu blicken, denn die schönsten Gaben brachte er unserer Mainstadt zum Angebinde. Sein Segen begleite Dich immer, freundliches Kitzingen, auf dass es Deinen Bewohnern nie am Besten fehle.

In stolzer Ruhe rauscht unser Strom weiter; er fliesst durch ein reiches, üppiges Land, das einst dem Krummstab zu regieren leicht wurde. An lauter ansehnlichen, blühenden Ortschaften wälzt er seine Fluthen vorüber. Wohlhabenheit spricht sich in der Physiognomie dieser Städtchen wie ihrer Bewohner aus. Was sollte ihnen auch fehlen? Sie fühlen sich glücklich unter dem Scepter, der sie beherrscht, lieben das Land, in dem sie geboren sind und das sie ernährt, und wenn sie auch grade

kein atheniensisches Leben führen, so ist es doch ein gemüthliches und zufriedenes. Das erste Dorf, dem wir begegnen, heisst Hohefeld. Es liegt links am Fuss eines Berges, auf dem sich ein Kirchlein erhebt und zählt über 500 Einw. Schräg gegenüber breitet sich der ansehnliche Marktflecken Sulzfeld aus. Vor Alters waren die Grafen von Castel hier reich begütert, wie auch die Ritter v. Seckendorf und Berlichingen. Würzburg löste nach und nach diese Rechte ein und machte den ganzen Ort zu einem Kammergut, dem besonders Bischof Julius, der Unvergessliche, gewogen war. Er baute das schöne Rathhaus und stellte Mauern und Thürme her. Gegenwärtig wohnen hier an 1100 kath. Einw., die ansehnlichen Weinbau treiben, oder Beschäftigung in den nahen Bausteinbrüchen, Kalk- und Ziegelbrennereien suchen. Wenn Sulzfeld mit seinen stattlichen Mauern und Thürmen uns ganz an das kriegerische, rauhe Mittelalter erinnert, so mahnt uns das darauf folgende Marktsteft in seiner einladenden modernen Erscheinung, an die industrielle merkantile Richtung unserer Zeit. Der Ort spielt in der Kulturgeschichte des Mainhandels keine unbedeutende Rolle. Der hiesige Handelstand, hauptsächlich von Nürnberg aus dirigirt, trat im J. 1746 in Concurrenz mit Kitzingen. Die Markgrafen v. Ansbach, denen der Ort damals gehörte, waren eifersüchtig auf die wachsende Grösse der Nachbarstadt und munterten durch grosse Vorrechte Schiffer und Kaufleute auf. Damals wurde auch der schöne Winterhafen gebaut, der noch jetzt einer der besten und sichersten am Main ist. Das Fabrikwesen in dem Ort ist sehr bedeutend, Handel und Wandel haben sich auf eine erfreuliche Stufe geschwungen. Einst wurde hier alljährlich ein Fest ganz eigenthümlicher Tendenz gefeiert. Es ward das Hochgericht genannt. Dabei floss aber weder Blut, noch sah man Galgen und Rad. Von nah und fern strömten die Theilnehmer herbei, denn an dem schönen Tag war der Wein frei und in den Strassen lagen grosse Fässer, auch die Becher waren nicht dabei vergessen. Dabei wurde getanzt und gesprungen und mit dem Verlauf der 24. Stunde hatte der Spass ein Ende. Die ganze Zeche musste aber die hochlöbliche Dompropstei zu Würzburg bezahlen, wegen ihrer Zehnten in der hiesigen Gegend.

Die *Advocatia sancti Stephani* wird schon in Urkunden der frühsten Zeit genannt und der Name unseres Marktfleckens

deutet darauf hin, dass er seine Entstehung einer frommen Stiftung, dem Protomartyr Stephan geweiht, verdankt. Die Hohenlohe-Brauneck besassen den Ort, bis ihn 1448 das burggräfliche Haus mit der Herrschaft Brauneck erwarb. Bei der Theilung fiel es später an die markgräflich ansbachische Linie, die hier den Sitz des Oberamtmanns über die ihr eigenthümlichen 6 Maindörfer hatte. Gegenwärtig wohnen in dem Marktflecken circa 1400 Einw.

Wein und immer Wein, wohin das Auge nur blickt, nichts als rebenbesetzte Höhen. Wer trinkt nur all den edlen Traubensaft, der alljährlich in Tausenden von Fudern ausgekeltert wird? Auch Segnitz, das stattliche Pfarrdorf auf dem linken Ufer, lugt aus seinen Weinbergen heraus, wie eine fränkische, jugendliche Winzerin, mit den freundlichen, schelmisch-verschämten Augen. Der Ort gehört, wie alle in der Gegend, nicht zu den kleinsten, denn er zählt gegen 700 Einw. Jenseits, nur eine kleine Strecke abwärts, erheben sich gar stattliche Häuser, Palästen gleich. Ein massiver Quai befestigt das Ufer, Schiffe wiegen sich in dem geräumigen Hafen und die ganze Geschäftigkeit einer handeltreibenden Bevölkerung entfaltet sich auf dem kleinen Raum. Wie heisst das freundliche Städtchen? Marktbreit, auch Unterbreit genannt, ist es. Vortrefflich zum Binnenhandel gelegen, können wir ihm bei dem Aufschwung, den die Mainschifffahrt in Kurzem nehmen wird, nur ein günstiges Prognosticon für seinen Wohlstand stellen. Im Besitz der herrschaftlichen Rechte ist der Fürst v. Schwarzenberg, zu Wien residirend. Die Einw., circa 2000 an der Zahl, treiben hauptsächlich Handel und Schifffahrt, doch hat sich in der letztern Zeit besonders das Fabrikwesen erfreulich zu heben begonnen. Seinem Namen nach gehört des Ortes Entstehung wenigstens in das 8. Jahrhundert. Von dem mühlentreibenden starken Bach, der sich hier in den Main ergiesst, muss er seine Benennung herleiten. *Breita* oder *Breitaha*, in Urkunden so genannt, weist, der altdeutschen Endsylbe nach, auf ein in der Nähe befindliches Wasser, und wir finden solches in dem obgenannten Bach. Erst später als der Ort Marktgerechtigkeit erwarb, wurde das „Markt" beigefügt. Die beiden hochberühmten, alt-adeligen Geschlechter v. *Seckendorf* und *Seinsheim* theilten sich schon in den ältesten Zeiten in den Besitz. Als Ritter Erkinger von Seinsheim um 1429 die Herrschaft Schwarzenberg erkaufte

und sich das Geschlecht den Namen der neuen Besitzung beilegte, besass ein Nebenzweig der Seinsheim einen Theil von Marktbreit, der aber unter Sequestration des Juliushospitals zu Würzburg stand. Endlich erwarben die Schwarzenberge den Besitz und haben ihn bis jetzt behauptet.

Der Main hat hier jene riesenhafte südliche Wendung, die bei Schweinfurt beginnt, geendet und krümmt sich unterhalb Marktbreit nach Westen. Dieser schöne Bogen verleiht der Gegend etwas ungemein Romantisches, welches die Bergkette auf beiden Ufern, die zahlreichen, blühenden Ortschaften noch mehr erhöhn. Schon wieder erblicken wir eine solche: Frikkenhausen ist's, und die stattliche Meierei vor dem Flecken heisst der Mönchshof. Der Ort ist sehr alt, ja einige Archäologen wollen ihn der Frigga oder Freya, der Gattin des germanischen Gottes Odhin, zu Ehren erbaut und benannt wissen. Wir wollen diese etwas kühne Annahme auf sich beruhen lassen, da uns die Herleitung von dem altdeutschen Eigennamen *Fricho* oder *Fricko* weit natürlicher scheint. In Urkunden wird der Ort schon früh genannt. Bereits im Jahr 819 überträgt ein Graf Ezzilo dem Kloster Fulda Güter und Leibeigne zu Frichenhusen *(juxta Mogum)*. König Ludwig, das Kind, schenkte gleichfalls im Jahr 903 die Güter der Babenberger Grafen Adelhart und Heinrich zu *Frickinhusa* etc. an Würzburg. Das Stift hat sich bis zur Säcularisation im Besitz behauptet. Der Flecken zählt über 1000 Einwohner.

Wir befinden uns jetzt in jener gesegneten, fruchtbaren Gegend, die in ganz Franken unter dem Namen: der Ochsenfurter Gau, bekannt ist. Im eigentlichen Sinn des Worts versteht man unter dieser Benennung nur das Hochland, das sich auf dem linken Ufer ausbreitet. Die Höhen, die wir nämlich auf beiden Seiten erblicken, dachen sich nicht sogleich ab, sondern bilden ein Hochland, das sich mehrere Meilen weit ins Land erstreckt. Auf dem linken Ufer winken uns die Thürme und Zinnen einer alten Stadt freundlichen Gruss entgegen. Sollte es schon Würzburg sein? Nicht doch, es ist Ochsenfurt, das saubere Städtchen. Eine stattliche steinerne Brücke wölbt sich hier über unsern Strom, und sie mag wohl nöthig sein, denn durch Ochsenfurt führt die Hauptstrasse nach Ansbach und dem südlichen Baiern. Deshalb herrscht auch

in unserm Städtchen ausserordentlich viel Lebendigkeit und reger Geschäftssinn. Wohnen gleich nur ungefähr dritthalb tausend Menschen hier, so hebt sich doch mit jedem Jahr durch den Kleinhandel, die Schifffahrt, durch Wein-, Getraide- und Obstbau der Wohlstand unserer wackern Bürger.

Vor Alters schon haben sich Streitigkeiten über die Herleitung des etwas massiv klingenden Namens unserer Stadt erhoben. Jenes treue, ehrwürdige Thier, durch Zeus selbst verherrlicht, soll nun durchaus die Veranlassung gegeben haben. Darauf hin übersetzten hochgelehrte Männer unsern Stadtnamen mit *Taurivadium, Tauripolis* und *Bosporus*. In den Urkunden finden wir aber immer Ohsenfurt, auch Ohsonofurt, was auf den früher sehr gebräuchlichen Eigennamen *Ohso* hinzudeuten scheint *); über die Endsylbe *furt* habe ich schon oben (S. 147) meine Ansicht erklärt. Sei dem nun, wie ihm wolle, Ochsenfurt behauptet in der fränkischen Kulturgeschichte keinen unbedeutenden Platz. Schon im J. 725 errichtete hier der heil. Bonifaz unter der Aufsicht der heil. Thekla ein Nonnenkloster und wirkte dadurch mächtig für die Ausbreitung des Christenthums, das eben erst Wurzel in dem fränkisch-thüringischen Lande zu schlagen begann. Im J. 819 erhielt Fulda hierselbst Güter von einem gewissen Graf Ezzilo; später war der Ort bischöflich würzburgisches Tafelgut, bis ihn Bischof Mangold 1295 an das Domkapitel um 4300 Pfund Heller verkaufte. Darüber entstand ein Prozess, der erst 1693 beendet wurde. Von jeher scheint überdies Ochsenfurt der Zankapfel grosser Herren gewesen zu sein, um den sie sich stritten und die Zähne wund bissen. Zuerst zog der eigne Landesherr, Bischof Johann v. Brunn, 1435, gegen die Stadt, doch vertheidigte sie Graf Michael v. Wertheim so tapfer, dass Seine Hochwürden abziehen mussten. Kaum 6 Jahre waren verflossen, so überfiel Markgraf Albrecht Achilles die Stadt bei nächtlicher Weile. 18 Ritter und 45 Knappen hatten bereits die Mauern erstiegen, da schreckte das Horn des Thurmwärtels die Bürger aus dem

*) Obgleich Ochsenfurt einen durchgeschnittenen Ochsen im Wappen führt, so streitet dies doch nicht wider meine Annahme. Jedermann weiss, dass dergleichen Städtewappen meist erst im 13. und 14. Jahrh. entstanden und die Insignien durch Zufall oder Willkürlichkeit hervorgerufen wurden.

Schlaf. An der Spitze des Deutschordens-Hauptmanns Erkinger v. Seinsheim, genannt der Lange, dem die Stadt um 6000 Gulden verpfändet war, stürmten sie den Eindringenden entgegen. Auch diese hielten sich tapfer und ergaben sich erst nach dem Fall ihres Hauptmanns — eine kleine Nibelungenschaar — eingeschlossen in der sogenannten grossen Stube. Mehrere Jahrhunderte lang feierten die Ochsenfurter das Andenken ihres Sieges und noch heutigen Tages liest man am St. Barbara-Altar der Pfarrkirche 6 leoninische Verse, die jene Begebenheit verherrlichen und von einem Volkslied haben sich die Anfangsstrophen in unsere Zeit hinüber gerettet:

Ei wär' doch der Markgraf daheim geblieben
Und hätt' seine Schwein' in die Eichel getrieben.

Aus alle diesem ersehen wir, dass unser Ochsenfurt nicht allein in seiner äussern Erscheinung, sondern auch in seinen historischen Erinnerungen eine ächte Stadt des Mittelalters ist. Selbst Götz v. Berlichingen, der hochgepriesene Ritter des Faustrechts, ist nicht vergessen. Bei der Rothenbrücke des Landthurms lauerte er gewöhnlich und nahm den Handelsleuten die Güterwagen weg, nicht achtend das Geleit des Markgrafen Friedrich v. Brandenburg. So viele Vorzüge Du auch sonst noch besitzen magst, geliebtes Ochsenfurt, so wollen wir doch nur noch eines einzigen gedenken. Das ist Deine herrliche Sage von Meister Konradin, dem Schmied, in der sich altdeutsche Redlichkeit und Treue ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Zur Zeit der Hohenstaufen lebte in unserm Städtchen ein wackerer junger Mann, der trieb das Schmiedehandwerk eifrig und war angesehen bei all seinen Bürgern. Als nun die Kriegstrommete erscholl und Prinz Konradin, der letzte Hohenstaufe, Deutschland aufrief, das schöne Neapel den Räuberhänden Karl v. Anjou's zu entreissen, da litt es auch ihn nicht mehr hinter Ambos und Blasebalg und er machte sich auf, um zu dem Heer des jungen Helden zu stossen. Das war aber schon über die Alpen und der kriegslustige Schmied kam eben an, als das Haupt des letzten Hohenstaufen unter dem Beil des Henkers gefallen war. Voller Betrübniss stellte er sich dem Führer des schwäbischen Heeres, der seinen Augen nicht trauen wollte, als er den jungen Schmied erblickte. War es Zufall oder Fügung des Himmels, unser Freund war in

Gestalt, Haltung und Sprache ein lebendes Contrefei des letzten Sprösslings der Hohenstaufen! In dem Ritter dämmerte alsbald ein Plan empor, der schnell zur Ausführung kam. Meister Konradin ward dem Heer gezeigt und ausgerufen, der Henker habe zu Neapel einen falschen Prinzen enthauptet, der rechte lebe. Was die Krieger sahen, konnten sie nicht leugnen, und begeistert folgten sie dem neuen Führer. Ueber die Alpen zurück geleitete sie dieser sonder Gefährde; als aber das deutsche Land sich vor ihnen ausbreitete, da sammelte er eines Morgens die Schaaren und trat unter sie, angethan mit dem Schürzfell, den Hammer auf der Achsel, und also sprach er: Bis hierher, meine Getreuen, habe ich Euch geführt, jetzt schwinde der Betrug. Ich bin nicht Konradin der Fürst, sondern Konradin ein schlichter Schmied aus Ochsenfurt, dem freundlichen fränkischen Städtchen. Um Eures eignen Heils willen habe ich mich verleiten lassen, Euch zu täuschen, doch will ich die Heimath mit keinem Betruge begrüssen. Gehabt Euch wohl, und dahin ging er, so sehr auch das Heer bat und ihn beschwor, zu bleiben. Zu Ochsenfurt aber nahm er eine schmucke Bürgerin; die war ihm so treu, wie er der deutschen Redlichkeit, und viele, viele Kinder zeugte er; doch wissen wir nicht, ob mit ihnen auch die deutsche Treue sich auf die Nachwelt fortgepflanzt hat. — —

Von besonderm Interesse dürften für Fremde die grossen Steinbrüche bei Ochsenfurt sein. Sie liefern ein ausgezeichnet Produkt von blässgelber Farbe und feinem festem Korn, sind jedoch des Transportes wegen theurer als die Sandsteine in der übrigen Maingegend. Die Brüche liegen flach, und deshalb müssen die Steine mit grossen Kosten aus der Tiefe gefördert werden. Ochsenfurt ist ferner auch noch als Getraidekammer für ganz Franken berühmt. Der Ueberfluss geht an den Rhein und nach Holland. Schweinfurt und Würzburg sind die bedeutendsten Handelsplätze dafür. An ersterem Ort lagerten zu mancher Zeit schon gegen 100,000 Scheffel Frucht zur Ausfuhr nach dem Rhein. Und hiermit sagen wir denn Lebewohl, freundliche Mainstadt, wünschend, Du möchtest einst ebenso herrlich aufblühen als Deine Schwester in Grossbritannien.

Der Strom führt uns indess weiter nach einem bescheidenen Pfarrdörflein, Klein-Ochsenfurt genannt, von dem wir nichts weiter zu berichten wissen, als dass es Wein- und Obstbau wie alle andern hat. Etwas zurückgezogen vom Fluss hat sich auf

der Ebene des linken Ufers der Pfarrort Gosmannsdorf angebaut. Beinahe 800 Menschen wohnen in demselben, die Wein- und Getraidebau, aber auch Schifffahrt treiben. Unter den adeligen Geschlechtern, die Besitzungen hier hatten, sind die Zobel v. Gibelstadt zu nennen. Ganerbschaftlich besassen diese den Ort mit Ansbach und Würzburg. Auf demselben Ufer fortpilgernd, erreichen wir in einer Viertelstunde die beiden ansehnlichen Flecken Winter- und Sommerhausen. Bis zum Jahre 1411 waren sie dem Grafen von Hohenlohe-Speckfeld zu eigen. Als der Letzte des Geschlechts kinderlos starb, erwarben sie die Dynasten v. Limburg; beide gehören in die Herrschaft Rechtern-Limburg-Speckfeld, die jetzt im Besitz des Grafen v. Rechtern ist. Das erlauchte Grafenhaus Limburg zählt seine Ahnen in der grauesten Vorzeit und gab den heil. Stiftern manchen Bischof; namhaft zeichnete es sich auch im Felde aus. Mehr als 600 Jahre lang verwaltete es das Erb-Schenkenamt des heil. röm. Reichs. Seit beinahe einem halben Jahrtausend hat es sich auch im Besitz unserer beiden Mainorte zu behaupten gewusst. Eine Fürstenkrone würde jetzt das Haupt des Stammhalters schmücken, hätte es nicht frühzeitig seine Macht durch Theilungen und Erbschaften zersplittert. Seit dem Jahr 1713 ist das Grafengeschlecht Rechtern mit dem Hause Limburg durch Heirath verwandt und besitzt seit 1770 die Herrschaft Speckfeld ungetheilt. — Winterhausen ist ein stattlicher Ort mit beinahe 1000 Einwohnern, die wöchentlich zweimal ein Marktschiff nach Würzburg senden. Die drei Jahrmärkte sind sehr besucht und Wein- und Getraidebau ansehnlich; doch kann der erstere keinen Vergleich mit dem gegenüber liegenden Sommerhausen aushalten, das in der That einen ganz vortrefflichen Wein producirt. Hier befindet sich auch ein schönes gräfliches Schloss und der Sitz des Herrschaftsgerichts. — In den Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts kannte man diese Flecken nur unter der Benennung die beiden Ahhausen *), und in dem Verpfändungsdokument des Bischofs Manegold von 1297 ward das

*) Aha, ahva kontrahirt in ach und a *(aqua, augia, eau)* ist die altdeutsche Endung ausserordentlich vieler Fluss- und Städtenamen und deutet immer auf ein in der Nähe befindliches Wasser: Ahahusen, Wasserhausen.

eine Ahhusen zu St. Nikolaus, das andere Ahhusen zu St. Bartholomäus genannt.

Der neckische Strom ist bereits unterhalb Ochsenfurt seiner westlichen Richtung wieder untreu geworden und strebt in mehrfach gekrümmtem Lauf hinauf nach Norden. Eine kleine halbe Stunde unterhalb Sommerhausen streift er wiederum an einem freundlichen alterthümlichen Städtchen mit Ringmauern und Thürmen vorbei. Das ist das dem fröhlichen Würzburger so wohl bekannte Eibelstadt, das schon im 8. Jahrhundert bestand und vor 406 Jahren „williger und trewer Dienste wegen" vom Kaiser Sigmund zur Stadt erhoben ward und das Recht erhielt, sich mit Mauern und Gräben zu umgeben. Schon als Dorf war es verschiedenen Herrschaftswechseln unterworfen; die fränkischen Grafen Manto und Megingoz waren im 9. Jahrhundert seine ersten Herren, dann kam es an Stift Fuld; auch die Grafen v. Rothenburg hatten vogteiliche Gerichtsbarkeit im 13. und 14. Jahrhundert und verschiedene Herren und Stifter Besitzungen daselbst. An sehenswerthen Gebäuden hebe ich nur die Pfarrkirche heraus, welche immerhin eines Besuches würdig ist. Sie ist vielleicht schon im 14. Jahrhundert gebaut, musste aber oft restaurirt werden. Ausserhalb der Stadt mainaufwärts befindet sich die Kreuzkapelle, welche in der Mitte des 17. Jahrhunderts gestiftet ward. Das Städtchen, das jetzt wieder in die Klasse der Landgemeinden getreten ist, zählt in 277 Häusern circa 1600 Seelen. An schönen Sonn- und Festtagen sieht es viele vergnügungslustige Würzburger, welche zu Ross und Wagen kommen, um zu tanzen und zu springen, und weinumnebelten Kopfes spät Abends nach Hause zu pilgern.

Wir befinden uns jetzt in dem eigentlichen Herzen des fränkischen Weinlandes. Das rechte Ufer prangt besonders in üppiger Rebenfülle. Jeder Fussbreit Landes ward sorgfältig benutzt und in fast schwindelnder Höhe setzt der Winzer seine Stöcke. Die Weinberge an den Ufern des Mains unterscheiden sich hauptsächlich von denen des Rheins und der Mosel dadurch, dass sie nicht in steiler Absenkung die Bebauung so ausserordentlich schwierig machen. Dort sind Terrassen über Terrassen, oft kaum drei Fuss breit, aufgeführt, um dem harten Schieferfelsen Boden abzugewinnen. Hier ist der Boden Mergel, dem der thonige Kalkstein als Grundbasis zu dienen scheint und die

Abdachung der Höhen ist nicht allzu schroff. Erst weiter hinab unterhalb Wertheim gewinnt der Weinbau ein ganz rheinisches Ansehen. Randersacker (Ramftgernesachar in den ältesten Urkunden), der reiche und gesegnete Marktflecken mit seinem köstlichen Wein *), der unbestreitbar zum Würzburger Gebiet gehört, lagert dicht an der Landstrasse, die auf dem rechten Ufer nach Würzburg führt. Eine Reihe eleganter städtischer Gebäude kündigt den Ort an; es sind meist öffentliche Vergnügungsorte, die an schönen Tagen immer von Würzburgern gefüllt sind. Beinahe 1300 Einwohner finden sich hier, die, meist vom Ertrag ihrer Weinberge lebend, nebenbei auch von den bedeutenden Steinbrüchen eine halbe Stunde vom Ort auf der Platte der beiden Berge, Gewinn ziehen. Diese scheinen in der That unerschöpflich; denn fast ganz Würzburg, die Festung nicht ausgeschlossen, soll von ihrem Material erbaut sein und selbst Holland alljährlich ansehnliche Quantitäten beziehen. Mineraliensammler machen wir aufmerksam, dass hier häufig Klüfte von Kalkspat, in welchen krystallisirtes Kupfer *(Malachit)* in Körnern eingesäet ist, vorkommen. Nicht minder finden sich auch hier sehr oft Ueberreste der antidiluvianischen Vorzeit, als Ammoniten, Belemniten u. s. w. Gegen 100 Menschen finden Beschäftigung in diesen Steinbrüchen, ungerechnet diejenigen, welche aus dem sogenannten „Kernstein“ Farbenmörser, Tischplatten etc. bereiten. Von dem Ort leitet ein eignes Rittergeschlecht, die *milites de Randersacker,* seine Benennung her. Es starb 1523 aus, nachdem es urkundlich circa 400 Jahre bestanden hatte. Der domkapitel'sche Centhof hatte ehedem das Recht eines Zufluchtsortes für Angeklagte *(Friedhus, asylum)* **). Randersacker scheint einer der älteren Orte am Main zu sein. In Urkunden Randeresachere genannt, empfing es schon 1119 Marktgerechtigkeit.

Unmittelbar vor dem Flecken hat man im Main bedeutende

---

*) In dem gesegneten Jahr 1332 wurden allein 260 Fuder Zehntwein an das Domkapital nach Würzburg geliefert.

**) In einem Akt vom Jahr 1610 heisst es: Wenn ein Uebelthäter in unsers gnädigen Herrn Hof flieht, so hat er dort 3 Tage Fried und Geleit. Wenn er aber verhindert sein sollte, in das Innere des Hofes zu gelangen und nur den Ring am Thor allein angreift, so hat er ebenfalls Fried etc.

Correktionen vorgenommen. Wir werfen noch einen Blick auf jene stolzen rebenbedeckten Höhen, und lassen uns dann auf das linke Ufer übersetzen. Hier entfernen sich die Berge mehr von dem Flussrand und lassen einer üppigen Gemarkung Raum. Eine freundliche Stadt erhebt sich in jener Biegung des Thals; es ist Heidingsfeld. Wir treten durch seine noch ziemlich gut erhaltenen mittelalterlichen Befestigungswerke in die Strassen, und gewahren sogleich, dass der Geist des Handels, repräsentirt durch die Kinder Israels, hier ein Asyl gefunden hat. In der That finden sich unter den 3000 Einwohnern über 500 Juden, die eine eigne Synagoge und Schule hier haben. Als Fabrik- und Handelsort behauptet Heidingsfeld unter den Städten dritter Klasse keinen unbedeutenden Rang. Wir finden eine ansehnliche Messerfabrik, Wollenspinnerei, mehrere Oel- und andere Mühlen. Von den Jahrmärkten, hoch berühmt durch ihr fröhliches Treiben, will ich schweigen; jeder lebenslustige Würzburger kennt sie. Heidingsfeld leitet seinen Namen von Hetan, dem thüringisch fränk. Herzog, ab und bestand bereits am Ausgang des 7. Jahrhunderts. In Urkunden des Jahrs 779 wird es Hettingesfeld genannt. Um das Jahr 900 tauschte es ein gewisser Ditmar aus der thüringischen Provinz gegen andere Güter an das Stift Fuld um, und später trugen es die Grafen von Rothenburg von demselben als Lehen. 1125 kam es in Besitz des Hohenstaufischen Hauses und ward nach dessen Aussterben Reichsdorf. Allein das glänzende Wort trug dem Ort schlechte Früchte. Die deutschen Kaiser entblödeten sich nicht in ihrer oft gar argen Geldnoth, Reichsgefälle, ja ganze Städte und Distrikte zu verpfänden; so geschah die erste Verpfändung Heidingsfelds im Jahr 1297 durch König Adolph an Bischof Manegold zu Würzburg. 20 Jahre lang blieb das Stift im Besitz des Dorfes; da gab Kaiser Karl IV. seinem Sohne Wenzel die Erlaubniss, dasselbe vom Hochstift für die Krone Böhmen um 6334 Pfd. einzulösen. Und es geschah also; nicht genug aber erhob der Kaiser (wahrscheinlich um 1347), um eine eigenthümliche Herberge und Nachtlager zu Heidingsfeld zu haben, das bisherige Dorf zur Stadt und zeigte sich ihr besonders gnädig. Auch jetzt ging es ihr nicht besser: Wenzels lüderliche Staatshaushaltung ist bekannt; die neu gebackene Reichsstadt ging in einem Zeitraum von mehr als 100 Jahren von Hand zu Hand, bis sie um 1500 dem Hochstift von Würzburg als Afterlehen

anheim fiel und 1628 Kaiser Ferdinand II., in Ansehen der vom Bischof geleisteten Dienste, in einem besondern Lehnbrief die Stadt gegen eine Summe Geldes als rechtes böhmisches Lehen überliess. Von nun an ward die Stadt nicht mehr von demselben getrennt, bis das Hochstift selbst aufgehoben wurde und Heidingsfeld das Schicksal aller fränkischen Ortschaften theilte. Interessant ist es, dass das Städtchen ehedem unter seinen Privilegien auch das einer eignen Münzstätte hatte. Auch zwei Freihöfe sind zu erwähnen, welche das Hochstift vor Alters da hatte, der eine hiess die Kemnat, der andere die alte Burg. Die letztere erhielt der berühmte Götz von Berlichingen von Bischof Lorenz für die geleisteten Dienste zum Rittermannlehen und noch 1609 besass eine Rufina v. Berlichingen ein Haus in dem Städtchen. Das Beguinenkloster, das um 1237 hier bestand und später an eine Congregation Benedictiner übergehend, den Namen „Paradies“ erhielt, wurde noch in demselben Jahrhundert aufgehoben.

Hasselbach del. Tanner sc.

WÜRZBURG.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt.

Der Mittel - Main von Würzburg bis Wertheim.

Durch reizende Thäler sind wir gepilgert, Berge haben wir bestiegen und in dem Anschauen malerischer Fernsichten geschwelgt; oft mögen wir vergessen haben, dass die Natur den Umgebungen unseres Stromes noch höhere Reize verliehen hat. Wir stehen in diesem Augenblick an den Pforten eines kleinen Erdenparadieses *), in welchem zwar weder Nektar noch Ambrosia fleusst, über das aber doch in jeder Beziehung der Allgütige das ganze Füllhorn seines Segens ausgeschüttet hat. Wer kennt Dich nicht, schönes herrliches Würzburg, und Deine nächste Umgebung? Wer kennt nicht den Boden, der die Stein- und Leistenrebe hervorbringt? Mildere Strahlen scheint die deutsche Sonne auf diese üppigen Gauen herabzusenden, dankbarer spenden die Fluren ihre Früchte. Ja, wenn Franken der perlenbesäete kostbare Gürtel des deutschen Vaterlandes ist, so behauptet die Landschaft, welche sich jetzt vor uns ausbreitet, den Rang des edelsten unter diesen werthvollen Steinen. Das eben ist der

*) Der alte Gau Gottesfeld *(pagus Dei)*, dessen Hauptstädte-Lob, als Mainbernheim, Kitzingen, Dettelbach etc. bereits im sechszehnten Jahrhundert in lateinischen Gedichten norddeutscher Panegyriker, als Meder, Heffer, Wermerskirch, Bulæus etc. verherrlicht wurde.

beglückende Vorzug, dessen sich die Ufer unseres schönen Stromes erfreuen, dass sie in seltener Harmonie dem Menschen alle Gaben bieten, deren er zum Lebens- und Leibesunterhalt bedarf. Wie viele schöne Stromgebiete gibt es, deren Bewohner bei einem Ueberfluss an Wein zu verhungern drohen. Der Mainaner dagegen besitzt alles, was ihm nöthig ist. Seine Berge, seine Fluren erzeugen die Rebe mit derselben Bereitwilligkeit wie die Aehre oder den fruchttragenden Obstbaum. Deshalb herrscht fast am ganzen Mainstrom jene getheilte Wohlhabenheit, die Jedem das Seine zukommen lässt und dem Staate immer die nützlichsten Unterthanen gewährt. Die Lebensweise auf dem flachen Lande und in den kleinern Städten hat schon von Schweinfurt an einen andern Charakter angenommen. Vermehrter Wohlstand bringt andere Sitten mit sich; der Landbewohner beginnt Bedürfnisse zu fühlen, die der Obermainaner nicht kennt, da es über seine Kräfte geht, sie zu befriedigen. Ohne es gerade verschwenderisch nennen zu wollen, leben doch die meisten recht gut. Eine gewisse Intelligenz macht sich, besonders bei dem bemittelten Weinbauer, bemerkbar; die Nähe der grossen Städte benimmt ihm jene ängstliche Schüchternheit, die dem Kleinstädter und Landmann eigen zu sein pflegt. Es gibt helle Köpfe unter ihnen, und wer die Leute am Mittelmain Obscuranten oder bigott nennt, hat sie schlecht kennen gelernt. — Wir brechen ab von diesen Bemerkungen, die Jedermann bestätigt finden wird, sobald er sie erprobt. Andere höhere Bestimmungen haben wir noch zu erfüllen, und gleich Wieland möchte ich die neun Musen anflehen:

„Noch einmal sattelt mir den Hyppogryphen zum Ritt
In's alte romantische Land."

Wir stehn vor Deinen Thoren ehrwürdiges, prächtiges Würzburg. Deine Dome und Thürme schauen so stolz auf uns und die ganze Generation herab, als wollten sie unser pygmäenartiges Leben und Treiben verspotten. Wie stolz spiegelt unser Fluss Deine Häusermassen in seinen Wellen; wie majestätisch thront das alte fränkische Herzogsschloss auf seinem 400 Fuss hohen Felsen. Von welcher Seite man der Stadt auch nahen mag, immer liegt etwas Ehrfurchtgebietendes in ihrem ersten Erscheinen. Sie entwickelt sich nicht gleich den meisten grössern Städten nach und nach, sondern tritt auf einmal in ihrer ganzen Erhabenheit vor das Auge des Beschauers.

Hinsichtlich ihrer Lage hat sie einige Aehnlichkeit mit Trier, der uralten *Augusta Trevirorum*, und seltsam genug, auch ihre historische Wichtigkeit theilt sie mit jener ehrwürdigen Bischofsstadt. Die ganze deutsche Geschichte, von ihren ersten Anfängen bis zu uns herab, schreitet gleichsam wie in den Bildern der Laterna magica an uns vorüber. Kein Jahrhundert, keine hervorragende Erscheinung ist vergessen, alle kamen, wenn auch nur flüchtig, mit unserer Stadt in Berührung. Wie ein ernster Koloss ballt sich die Häusermasse in dem tiefen Thalkessel, den die hohen Berge ringsum bilden, zusammen. Es ist ein erhabenes Schauspiel für Gemüth und Herz, wenn bei der untergehenden Sonne an hohen Festtagen die Glocken der zahllosen Kirchen zusammenschlagen. Selbst das Gemüth des Rohen muss sich zur Andacht hingezogen fühlen. In solchen Momenten erwachen all' die Erinnerungen an die entschwundene Periode der Herrlichkeit, des Glanzes, welchen die ehrwürdige Bischofsstadt einst um sich her verbreitete. Das Gedächtniss seines hohen Alters wird rege in uns und fürwahr, wir können mit ziemlicher Gewissheit beinahe zwei Jahrtausende hinaufsteigen, wenn wir mit der Urgeschichte unserer Stadt beginnen wollen. Schon Tacitus spricht *(Germania c. XXVIII.)* von gallischen Völkerschaften, die sich zwischen Rhein und Main angesiedelt haben. Livius nennt zwei Fürstensöhne, Bellovesus und Sigovesus, von denen der eine mit seinem Heer diese Gegenden in Besitz nahm und dessen Nachkommen sich bis zu der Marcomannen Zeiten darin behaupteten. Hochgelahrte Alterthumsforscher wollen sogar aus der ältesten Urkundenbenennung des Schlosses: „Virteburg“ schliessen, dasselbe sei celtischen Ursprunges *). Höher hinauf wird sich Niemand versteigen. Ob Drusus auf seinem Germanierzug, der ihn bis an die Elbe führte, den Mittelmain berührte, kann historisch nicht erwiesen werden. Wahrscheinlicher ist es, dass jene Völkerschaften, die aus Nordalbingien, dem heutigen Hollstein, herkamen und später den Kern des Frankenbundes bildeten, sich hier niederliessen. Entweder fanden sie auf dieser Stätte bereits Spuren

---

*) Virteburch in einer Urkunde vom J. 704. Man will diese Benennung mit dem celtischen Eigennamen „Viridomar“ in Verbindung bringen.

einer befestigten Niederlassung, oder Virzo, einer ihrer Häuptlinge, erhob auf dem heutigen Liebfrauenberg ein Castell nach Sitte der damaligen Zeit. Wer wird es wagen, die Hypothese von Würzburgs Entstehung zur diplomatischen Gewissheit zu erheben. Das Jahrhundert scharfer und unsinniger Aufstellungen ist vorüber. Die würzburgische Geschichte hat lang genug geduldig gelitten, was die Etymologen des 16. und 17. Jahrh. über sie verhängten.

Keine deutsche Stadt ist wohl so vielfach getauft worden, keine hat so viele Her- und Ableitungen ihrer Benennung als die unsrige erfahren. Wir wollen unsern Raum mit Aufführung all dieser, oft recht lächerlichen Untersuchungen nicht verschwenden, da sie nur dazu dienen, Verwirrung in die Würzburgische Geschichte zu bringen. Nacht und Ungewissheit bedecken ohnedies die ersten Keime derselben. Aus dem Chaos der Völkerwanderungen blitzt kein leitender Stern auf den dunklen Pfad, den wir schreiten, hernieder. Erst als im Jahr 641 das ostfränkisch-thüringische Reich mehr und mehr Unabhängigkeit von dem grossen fränkischen Staatskörper zu erringen begann, trat unsere Stadt handelnd in der Reihe politischer Begebenheiten auf. Sie war der Sitz der Herzoge von *Francia orientalis,* und berühmt als Geburtsort des heil. Aquilin, der hier 584 das Licht der Welt erblickte. Vermuthen lässt sich, dass Würzburg in seinem damaligen Umfang noch gering und die Häuser schlecht und recht von Lehm oder Brettern zusammengefügt, sich längst dem Ufer des Mains hinzogen. Mit dem Erscheinen der drei ersten Religionslehrer in Franken, jener frommen Schotten: Kilian, Kolonat und Totnan, ward im J. 686 auf kurze Zeit einiges Licht in die geschichtlichen Verhältnisse unserer Stadt gebracht. Jene drei Männer starben, wie die Legende berichtet, durch die Hinterlist eines Weibes den Märtyrertod für ihren Glauben, und die Lehre Christi artete in dem rauhen Land in argen Götzendienst aus. Da erschien Bonifaz, der Apostel der Deutschen, ein Gottgesandter, der mit kräftiger Hand Religion und Kultur ins Leben rief. In prophetischer Begeisterung brach er, als er unserer Stadt zum Erstenmal ansichtig wurde, in die Worte aus: Herrlich wirst Du fortan bestehn, o Würzburg, kein Alltagsbild unter den Städten Germaniens! Seinem frommen Eifer verdankt das mittlere Deutschland die erste Gründung der geistlichen Staaten, die Errichtung der zahlreichen

Klöster, die damals Bedürfniss für die beginnende Kulturentwicklung Deutschlands waren. So entstand im Jahr 741 das Bisthum Würzburg unter der geistlichen Aufsicht des Erzbischofs von Mainz. Es umfasste bei seinem ersten Entstehn den ganzen Landstrich zwischen Neckar und der Regnitz, vom Oden- bis zum Böhmerwald. Burkard, der erste Bischof, baute 746 den Dom (das Salvatormünster genannt) und sammelte eine Congregation gelehrter Männer hohen Standes, aus denen die Bischöfe gewählt wurden, um sich. Wenn wir uns das würzburgische Land vor tausend Jahren bedeckt mit Wäldern und Sümpfen denken, so kann der Geschichtsforscher dies nur zum Theil billigen. Schon damals finden wir zahlreiche Flecken, Dörfer und Städte, der Boden war bebaut, auf den Höhen gedieh die Rebe; die Wissenschaft begann sich zu regen und in der Bischofsstadt verbreiteten Lehranstalten und geistliche Pflanzschulen Licht und Aufklärung. Würzburg scheint schon vor den Kreuzzügen eine Lieblingsstadt der deutschen Kaiser gewesen zu sein: Mehrere Concilien und Reichstage wurden hier gehalten und Friedrich Barbarossa feierte im Katzen-ficker (1156) sein Beilager mit Beatrix, der schönen Erbin von Burgund. Würzburg, als Bisthum und Stadt, gewann in demselben Maass, wie seine geistlichen Stiftungen an Reichthum und Ansehn zunahmen. Wir haben der Prachtliebe des Katholicism im Allgemeinen und dem Klosterwesen ins Besondere, nicht allein die ersten Keime unserer Kultur, sondern auch die Fortbildung der Künste und Wissenschaften zu danken. Würzburg mit seinen Prachtbauten ist ein sprechender Zeuge für diese historisch begründete Behauptung. Unstreitig hätte es aber noch herrlicher erblühen müssen, wenn nicht der Uebermuth der Geistlichkeit den Hass der Bürger so oft gereizt. Die Empörungen der Letztern gegen Jene in dem 12-15. Jahrhundert konnten nur nachtheilig der emporstrebenden Aufklärung entgegentreten. Doch äusserten sie auch gute Wirkungen, indem die Geistlichkeit oft genöthigt war, nachzugeben und aus ihren enggezogenen Schranken herauszuschreiten. Das Bisthum, durch die Länderabtretung der fränkischen Könige Karlmann und Pipin gegründet, konnte seine ursprünglichen Gränzen nicht lange behaupten. 4 Jahre nach seiner Errichtung verlor es seine südlichen Provinzen an das eben ins Leben gerufene Bisthum Eichstädt. Empfindlicher war der Verlust,

den es durch die Gründung des Hochstifts Bamberg von Kaiser Heinrich I. 1006, erlitt. Die Entschädigung war im Verhältniss unbedeutend. Am schmerzlichsten empfand es aber die Reformation jenes allzukühnen Wittenberger Augustinermönchs. Dadurch wurden nach und nach die schönsten Länder: Henneberg, Coburg, die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, die Grafschaften Castel und Wertheim, so wie die fränk. freien Reichsstädte der Oberaufsicht der Würzburger Kirche entzogen. Schon im 9. Jahrh. war Würzburg in 12 Archidiaconate eingetheilt; kurz vor der Säcularisation umfasste sein Gebiet 94 □ Meilen mit 265,000 Seelen. Der ganze Ländercomplex war in 54 unmittelbare, d. h. dem Bischof, und 24 mittelbare, dem Domkapitel und den Klöstern zustehende Aemter getheilt. Die Einkünfte beliefen sich jährlich auf eine halbe Million Gulden.

Von dem Jahr 741—1795 haben 80 Bischöfe auf dem bischöflichen Thron gesessen. Unter der grossen Reihe war mancher vortreffliche Mann, aber auch mancher Nichtswürdige. Gewählt aus und von einem Domkapitel, das aus 24 Domherren und 30 Domicellaren bestand, regierte er ziemlich unumschränkt, nur beengt durch seine früheren Kollegen. Man erzählt sogar, dass jeder der Domherren, ehe er Kapitular ward, mit entblösstem Rücken durch die Reihe seiner geistlichen Genossen laufen und Ruthenschläge aushalten musste. Man hat dadurch die Herren vom höchsten Adel abschrecken wollen, scheint dies aber doch nicht erreicht zu haben, denn Herzöge, Fürsten und Grafen sassen auf dem bischöflichen Thron. Ihre Würde als weltlicher Fürst wurde ihnen oftmals zuerst von Kaiser Heinrich und dann von Albrecht Achilles Markgraf v. Brandenburg, der sich Herzog v. Franken nannte, streitig gemacht. Der damalige Bischof Gottfried IV. von Würzburg glaubte diesen Titel weit eher für sich fordern zu dürfen und ein Streit um „Kaisers Bart" entstand, der erst mit der Säcularisation beendet wurde. Indess behauptete die ganze Reihe der nachfolgenden geistlichen Herren den Herzogstitel, sich stützend auf die ursprüngliche Schenkung Karlmann's und Pipin's, die dem neuen geistlichen Staat allerdings bei der Stiftung fast ganz Franken überlassen hatten *). Bis zum Jahr 1573 konnte

*) Dennoch stand Frankonien noch im 11. Jahrh. in weltlicher Beziehung unter der Botmässigkeit des deutschen Königs und die *Missi*

man von der Priesterherrschaft in dem ehemaligen Ostfranken wenig Rühmliches berichten. Die fortwährenden Streitigkeiten zwischen Volk und Geistlichkeit, der Uebermuth mächtiger Vasallen, worunter hauptsächlich der berüchtigte Grumbach, konnte keine Ordnung in den Staatshaushalt bringen. Da bestieg Julius v. Mespelbrunn den bischöflichen Thron und ein kräftigeres Leben erblühte dem Würzburger Land. Hier ist nicht an der Zeit, seine Verdienste einzeln aufzuzählen, aber jeder Franke feiert das Andenken des hochherzigen Wiederherstellers der Universität, des Erbauers der Juliusheilanstalt. Seine Regierung ist nur befleckt durch die Verfolgung und den Hass gegen die Anhänger der neuen Lehre; sonst bildet sie unstreitig die hervorragendste Epoche in der Geschichte des Würzburger Staates. Das 17. und 18. Jahrhundert äusserte sich überhaupt am bedeutungsvollsten für denselben. Durch die Reformation, den Bauern- und 30jährigen Krieg war der Volksgeist geweckt; die Nachgiebigkeit beider Parteien bereitete die kommenden Generationen auf die grosse Entwickelungsperiode unserer Zeit vor, langsam gewann Duldsamkeit und mithin auch ein regeres, geistiges Treiben, dem sich Handel und Industrie anschlossen, die Oberhand. Als im Jahr 1803 die Herrschaft der geistlichen Fürsten ihr Ende erreichte, da ward das Gesetz der Zeit erfüllt. Sie traten 1803 ab vom Schauplatz, nicht allein, weil es die Politik erheischte, sondern weil sie ihrem Zweck, den ihnen die Geschichte angewiesen, genügt hatten. Die Einwirkung einer höheren Macht ist nicht zu läugnen! Der letzte Fürst-Bischof hiess Georg Karl von

---

oder *Nuncii camerae* zogen die Gefälle und Einkünfte für die königl. Kammer. Ein Graf Adalbert wird damals noch königlicher Statthalter genannt und es wird wahrscheinlich, dass die würzb. Geschichtschreiber, worunter auch Eccard, ihren Herren zu schmeicheln suchten, indem sie schon ihre Vorfahren als unumschränkt gebietende Herren darzustellen suchten. Wir verdanken diese Ansicht einer Nachricht des *Eckehard jun. de Cas. Mon. S. Galli, C. I. apud Goldast. T. I, pag. 40.* In dem wichtigen Freiheitsbrief, den Kaiser Friedrich Barbarossa dem Bischof Erhold (1168) ausstellte, wird unter Anderm gesagt, dass „in obgedachten Bisthum und Herzogthum Niemand einen Zehend machen dürfe, es sei denn mit Zulassung des Bischofs als würzb. Herzoge." Damals (1168) errang das Bisthum erst Befreiung vom Gerichtszwang der deutschen Kaiser und völlige Immunität.

Fechenbach, war zugleich Coadjutor v. Bamberg und erhielt für den Verlust seiner Stellen eine jährliche Pension von 90,000 Gulden. Damals fielen die Besitzungen des alten Stifts Würzburg mit Ausnahme einiger Aemter an das Kurhaus Baiern, welches dieselben 1805 zur Bildung eines neuen Staates an den ehemaligen Grossherzog von Toscana abtreten musste. Die Ereignisse v. 1813 veränderten diese Verhältnisse auf's Neue. Der „Grossherzog v. Würzburg" erhielt seine alten Staaten zurück und die Provinzen fielen wieder an Baiern. Gegenwärtig bildet Würzburg als Kreis- und Stadtgericht einen Theil des Untermainkreises, jetzt Unterfranken genannt, wo auf 170 □ Meilen circa 580,000 Einw. wohnen. Die Stadt selbst zählt in 2070 Häusern circa 27,000 Einw. Das sind die hervorragendsten Schicksale und Ereignisse des einst so angesehenen Kirchenstaates. Man wird mich keiner Planlosigkeit zeihen, dass ich die Geschichte der Stadt und die des Staates in eine verschmolz. Dass sich beide nicht von einander trennen lassen, muss einleuchten; mit einer chronologischen Reihenfolge aller wichtigen Vorfälle würde ich dem Publikum keinen absonderlichen Dienst geleistet haben. Ich will meinem Leser keinen Wust von Jahreszahlen aufdrängen, die ebenso leicht vergessen, als betrachtet werden. Willkommener dürften immer die Umrisse einer Bildungsgeschichte scheinen, deshalb knüpfe ich an dieselben meine

Wanderungen durch die Stadt,

(v. das Register am Schluss des Werks)

welche sich mit alledem beschäftigen sollen, was ich oben übergehen musste. Bemüht werde ich sein, die interessantesten Sagen, an denen Würzburg so reich ist, bei dieser Gelegenheit einzuflechten.

Ich habe bereits von der Lage der Stadt, von dem fast grandiosen Eindruck, den sie auf den Fremden machen muss, gesprochen. Würzburg ist keine schöne Stadt im modernen Sinn, wohl aber eine prächtige. Unsere Altvordern bauten sich in der Thalebene, in der sich Würzburg ausbreitet, meist nach Willkür und ohne Geschmack an. Das macht die Stadt historisch interessant, aber jenes labyrinthische Gewirr ineinander laufender Gäss'chen stört den Eindruck, den die schönen, grossen

Plätze und Strassen, die majestätischen Gebäude auf den Fremden machen. Das Klima ist gesunder als man bei der ersten Schlussfolgerung glauben mag. Gewöhnlich sind die tiefliegenden Städte der Sitz endemischer Krankheiten, in Würzburg kennt man diese aber nicht einmal dem Namen nach. Das kommt daher, weil das Thal durch seine Höhen gegen die rauhen Nord- und Ostwinde geschützt ist, gegen Süden hingegen den wärmeren Winden freieren Durchzug gestattet. Die Hitze im Sommer ist eine Beschwerde, welche die Würzburger in grösserm Maasse, als ihre Nachbarn zu erdulden haben. Die Berge werfen nämlich die aufgefangenen Sonnenstrahlen auf die Stadt zurück und dadurch entsteht oft eine Hitze, die schon auf 25 Grad gestiegen ist. Die Höhe der Stadt über der Meeresfläche hat man auf 656,1076 paris. Fuss berechnet.

Die Würzburger sind ein hübscher Schlag Menschen, wie alle Franken, stark, meist korpulent, doch weniger durch den Ausdruck ihrer Gesichtszüge auffallend, der nicht immer auf die geistigen Fähigkeiten des Inhabers schliessen lässt. Von dem schönen Geschlecht möchte ich lieber schweigen, um nicht Erinnerungen in meinem sonst etwas schwer entzündbaren Herzen wach werden zu lassen; Erinnerungen, die jedem Fremden, der gleich mir Sinn für Schönheit und Grazie besitzt, theuer aber auch schmerzlich sein müssen. Ja ihr holden Würzburger Frauen und Mädchen, Ihr habt Euch einen neuen glühenden Verehrer Eurer Reize in mir erworben, und wenn ich Dichter genug wäre, so würde ich Euch in Sonnetten und Oden verherrlichen, so kann ich aber nur in begeisterter Prosa sprechen: dass Ihr Venus Aphrodite, die Grazien und alle schönen mythologischen Göttinnen auf das Würdigste repräsentirt. Selbst die weniger Begabten besitzen ein Auge, einen Blick! O Ihr Würzburgerinnen, mit welcher feinen Coquetterie wisst Ihr diesen Blick zu gebrauchen! Er verleiht Euch ein Interesse, das Euch wenig deutsche Frauen zu rauben vermögen.

Der Fremde wird sich in den geselligen Kreisen unserer Städter leicht heimisch fühlen. Der Zutritt in Familien wird nicht allzu schwer gemacht, doch herrscht namentlich in diesen, wie auch in den Centralisationspunkten der Gesellschaft nicht derselbe herzliche, freie Ton wie zu Bamberg. Ich möchte Würzburg eine aristokratische, Bamberg eine demokratische Stadt nennen. Wessen geistige Konstitution von etwas massiverm

Korn geformt ist, wird sich dort besser als hier befinden. Der Ton der Würzburger ist ceremonieller und verlangt ein genaueres Studium, ja ich möchte beinahe behaupten, Würzburg sei vornehmer und das kommt bestimmt von nichts anderm, als der blühenden, reichen Weingegend her. Die Weintrinker sind immer vornehmer als die Biertrinker, das soll eine alte Wahrheit sein. Indess wollen wir dem grossen Ruhm des Würzburger Biers dadurch keinen Eintrag thun. Welcher Einheimische oder Fremde erinnert sich nicht mit Entzücken der schönen Stunden, in welchen er auf dem hochbeliebten „letzten Hieb" seinen Krug *cerevisia* hinuntergoss, im Vordergrund von der stolzen Höhe herab das prächtige Würzburg, die majestätische Marienburg, das fromme „Käppele" vor sich liegen sah. Das sind Augenblicke, die ewig unvergesslich bleiben müssen!

An geselligen Vereinen ist Würzburg reich. Die „Harmonie", seit 1812 unter diesem Namen bestehend, zählt über 700 ordentliche und ausserordentliche Mitglieder. In ihrer Art und Weise darf sie zu den ersten Anstalten dieser Gattung gezählt werden. Ball- und Speisesäle, Salons und Lesezimmer sind mit einer wahren orientalischen Pracht ausgestattet und lassen auf die Opulenz der Städter schliessen. Mit Geschmack und Geist ist der Journalzirkel, der gegen 160 Blätter in deutscher und fremder Sprache in sich fasst, ausgewählt. Fremden wird der Zutritt auf einige Wochen gestattet, wenn sie durch ein Mitglied eingeführt werden.

Würzburg ist überhaupt die in geistiger Hinsicht am begabteste Stadt Franken's. Während die Gelehrtenwelt anderwärts sich schroff und stolz in das enggezogene Bereich der Fachwissenschaft bannt und *de haut en bas* auf die Bestrebungen unserer schönwissenschaftlichen Literatur herabsieht, nimmt man hier Interesse an allen, nur einigermassen hervorragenden Erscheinungen in diesem Gebiete und das gibt dem Ton in den Salons und der Gesellschaft im Allgemeinen, den Anstrich des Grossstädtischen.

Das Resumé, das wir aus all den Ansichten, die wir oben entwickelt, ziehen können, dürfte ungefähr dahin lauten, dass Würzburg eine Stadt ist, ganz geschaffen zum Aufenthalt für Menschen, die auf einige Zeit herausschreiten wollen aus dem Strudel eines mühevollen Lebens. Die Billigkeit aller Bedürfnisse dürfte diesen Aufenthalt sehr unterstützen und wer ein-

mal unter dem fränkischen Himmel weilte, der trennt sich nur schwer von Verhältnissen, die ihm bald theuer werden müssen.

Wenn wir uns auf den Standpunkt, den uns dieses Werk eigentlich anweist, zurückbegeben: Würzburg nämlich den Main herabkommend zu betrachten, so fällt Jedem zuerst ein freundliches Kirchlein mit zwei spitzen Thürmen auf der Höhe des linken Ufers auf. Kirchen und Würzburg sind zwei so unzertrennliche Gegenstände, dass wir den ersteren stets besondere Aufmerksamkeit widmen müssen. Diese heisst die Marienkapelle auf dem Nikolausberg, in der Volkssprache gewöhnlich das „Käppele" genannt. Wen nicht Andacht zu dem ehrwürdigen Gottestempel hinaufzieht, der versäume wenigstens nicht, den Bergwegen der entzückend schönen Ansicht von Würzburg und seiner Umgebung zu besteigen. Freunde der Sculptur finden ausserdem in den meisterhaften Stationsgruppen aus dem Atelier des Hofbildhauers Peter Wagner eine Entschädigung für die geringe Mühe. Sehenswerth ist auch die Kirche der ernsten, aber stets freundlichen Kapuziner mit den trefflichen Frescogemälden und Altarblättern, erstere von dem Augsburger Günther, letztere von Huber, Treu und J. Zick Schon im Jahr 1650 stand hier eine Kapelle, die wegen der starken Wallfahrten bald vergrössert werden musste, bis man sich endlich 1747 genöthigt sah, den jetzigen ansehnlichen Kirchenbau zu erheben, der 45 Jahre darauf noch sehr verschönert ward. In Belagerungszeiten diente der Nikolausberg mit seiner Kapelle dem Feind stets zum Angriffspunkt gegen die Festung und die armen Kapuziner waren argen Drangsalen ausgesetzt.

Vom Käppele herabsteigend wird man am besten thun, die zunächst liegende Festung zu besuchen, jedoch muss man sich vom Stadtkommandanten dazu eine Karte einlösen, die nicht schwer zu erhalten ist. Mit dieser versehen passirt man den steilen Felsenpfad hinauf Thor an Thor, Bastion an Bastion, bis man endlich die Schlosswache erreicht hat, wo uns in der Gestalt eines bärtigen bairischen Unteroffizier's der Engel des Tobias als Cicerone entgegentritt. Da dieser Engel indess nicht immer zu den unterrichtetsten gehört, so wollen wir uns des Wissbegierigen freundlichst annehmen.

Wer die stolze Feste bereits gesehen hat, dem brauchen wir nicht zu sagen, dass sie nicht allein zu den schönsten

in Franken, sondern auch in ganz Deutschland gehört. Nicht nur, dass Wälle, Mauern und Gräben, kurz das ganze Befestigungssystem die Aufmerksamkeit jedes Strategikers auf sich ziehen müssen, auch die grossartigen, mit verschwenderischer Pracht aufgeführten Wohngebäude, Zeughäuser, Magazine, vor Allen der in seiner Art einzige Keller sind bewundernswürdig. Der letztere fasst gegen 1536 Fuder Wein und ist ganz in den Felsen eingehauen; seinen Boden bedecken jetzt Kanonen, Mörser, Kugelhaufen und all' jene furchtbaren Mordwerkzeuge, die der Erfindungsgeist des Menschen ins Dasein gerufen.

Dass wir eine historische Ahnung von der Entstehung des Schlosses schon zu den Zeiten der Celten haben, sagte ich bereits in der Einleitung. Die Heerführer der Franken sollen schon im 4. Jahrhundert hier gehaust haben und als Ostfranken mit Thüringen vereinigt wurde, behauptete das Castell Virteburch bis zum Aussterben der Herzoge (719) den frühern Ehrenplatz. Der letzte derselben, Hetan genannt, bekannte sich wie seine Erbtochter Irmina zum Christenthum. Diese hatte bis zur Ankunft Burkhardts, des ersten Bischofs v. Würzburg, in klösterlicher Stille auf dem alten Schloss gelebt. Da erbot sie sich 753 ihren Wohnsitz sammt der Kirche, die erste Würzburgs, dem frommen Bischof zu überlassen. Sie aber zog nach Karlstadt in die Burg Martell's. Es kann mit Bestimmtheit nicht nachgewiesen werden, obschon vor dem 12. Jahrh. die Bischöfe hier ihren Sitz hatten; damals mussten sie vor den eigenen Bürgern hierher flüchten. Denn in so stolzer Ruhe die alte Bischofsstadt auch heutzutag da unten liegt und so friedlich sie auch ihre Thürme gen Himmel emporstreckt, so glaubt man doch gar nicht, welch unruhiger Geist schon vor Alters in ihr obwaltete. Ja die grösste und getreuste Schwätzerin aller Zeiten, die Geschichte, flüstert uns ein Mährlein über dies Thema ins Ohr, das um so trauriger klingt, weil es ganz wahr und noch ziemlich neu ist. Doch wir wollen davon schweigen und lieber berichten, dass unser Schloss dem Bischof Rudolph seine erste und eigentliche Verschönerung verdankt; der ehrwürdige Herr baute und befestigte von 1468-95 daran. Das war sehr weise gehandelt, denn als 1525 der Bauernaufruhr in dem Würzburger Land ausbrach, zogen wohl 20,000 Mann vor das Schloss und bestürmten es. Da oben aber waren viel

tapfere Ritter und Herren, die wussten nicht allein mit Worten zu fechten *), sondern schlugen die Bauern ab. Seitdem das Schloss verschönert worden war, hatte es das Schicksal zu wiederholtenmalen von Feuersbrünsten heimgesucht zu werden, so dass von Gebäuden aus der damaligen Zeit wohl wenig mehr vorhanden sein wird. Eine der ärgsten brach am Grünendonnerstag des Jahrs 1600 aus; fast das ganze Schloss loderte in Flammen auf, erstand aber wenig Jahre darauf wieder aus seiner Asche. Kaum war der Bau beendet, so erschienen die Schweden vor Würzburg und da das Schloss nicht gleich übergeben wurde, erstürmten sie es (1631) und massacrirten in der Erbitterung Alles was ihnen vor die Klinge kam. Noch heutzutag zeigt man in der Kirche eine Steinplatte mit dem Blut eines enthaupteten Kapuziners befleckt, das durch kein Wasser abgewaschen werden kann **). Der Festungskommandant, der durch seinen unzeitigen Muth das Leben so vieler Menschen geopfert hatte, sollte auf Befehl Gustav Adolphs erschossen werden; die Musquetiere waren jedoch alle mit der Plünderung beschäftigt und so kam er davon. Von diesem glücklichen Zufall soll sich die Redensart herschreiben: „er ist mit einem blauen Auge davon gekommen“, wie wir gleich sehen werden:

Die Schweden richten ihr Geschütz:
„Herr Kommandant der Feste,
„Macht auf und zögert nicht so lang,
„Dann sind wir gute Gäste.“

Der oben war kein feiger Mann,
Stellt' tapfer sich zur Wehre:
„Nicht ohne Kampf geb' ich das Schloss
„Bei meiner Ritterehre.“

---

*) Die Empörer hatten den Grafen Georg v. Wertheim zu ihrem Anführer gewonnen und als dieser an das Fallgatter trat, um das Schloss zur Uebergabe aufzufordern, erblickte er seinen Schwager, den Grafen Wolf v. Castel. Dieser rief alsbald: „Lieber, Du willst unser Feind sein und ich soll doch bei Deiner Schwester schlafen?“ Dennoch blieb der Wertheimer auf der Seite der Bauern.

**) Wenn man die Platte näher in Augenschein nimmt, so wird das Wunder erklärbar. Der Stein gehört zu den porösen Sandsteinen, die farbige Flüssigkeiten der Art absorbiren, dass diese durch nichts mehr herausgewaschen werden können.

Der Tanz begann mit grimmer Wuth,
Die Erde thät erbeben;
O weh Du tapfrer Kommandant,
Es kostet Dich Dein Leben.

Der Schwedenkönig nahm das Schloss,
Gefangen ward der Ritter,
Ein Musketier sollt auf der Stell
Erschiessen den treuen Hüter.

Die Musketier sind kluge Leut',
Nicht einer war zu finden.
„Beim Plündern wären sie zerstreut,"
Thut man dem König verkünden.

So ward mit manchem argen Puff
Der Held in's Loch spediret,
Und einer dieser Püffe hat
Sein linkes Aug schimpfiret.

Von dieser Zeit schreibt sich der Brauch:
„Der ist der Noth entronnen
Und nur „mit einem blauen Aug'"
Ist er davon gekommen."

Die Schweden hatten übel gehaust, und es bedurfte nach ihrem Abzug einer durchgreifenden Wiederherstellung, die 1650 ins Werk gesetzt wurde. Damals wurde sie für eine Reichsfestung erklärt und galt für eins der stärksten deutschen Schlösser. Selbst Turenne, der grösste Feldherr seiner Zeit, wagte 1688 keine Belagerung, sondern streifte lang in der Umgegend umher, einen sichern Angriffspunkt erspähend. Das Schwert des Damocles schwebte dabei eines Tages über ihm; denn ein Constabler, der ihn auf seinem weissen Rosse herumsprengen sah, erbat sich vom Bischof die Erlaubniss, „ihn mit einer Kanonenkugel herunterheben zu dürfen, als ob er nie darauf gesessen." Der Mann war seiner Sache so gewiss, dass er hoch betheuerte, man dürfe ihn auf einer Bombe hinüberwerfen, falls er nicht träfe. Bischof Johann Gottfried aber gab die hochherzige Antwort: „Lasset ihn mit Frieden, er kann seinem grossen König noch wichtige Dienste thun; denn er ist ein junger tapferer Held." Der Bau der Festungswerke währte bis 1756 und die Bauten wären vielleicht noch länger fortgesetzt worden, wenn nicht seit 1720 Marienburg aufgehört hätte, den Fürstbischöfen zur Residenz zu dienen.

Die beiden letzten Belagerungen hielt die Festung 1800 und 1813 aus. Bei der erstern durch die gallo-batavischen Truppen geschahen über 10,000 Kanonenschüsse. Das erstere Mal hielten sie die Oesterreicher besetzt und vertheidigten sie sehr tapfer. Das zweite Mal (1813) hatte sie französische Besatzung und ward von dem österr.-baier. Armeekorps beschossen und blokirt. Unter der baierischen Regierung ward sie von der erlittenen grossen Beschädigung wieder hergestellt.

Auf die entzückend schöne Aussicht brauche ich Niemand aufmerksam zu machen; es versteht sich von selbst, dass Würzburg von so erhabenem Standpunkt aus mit seiner reizenden Umgegend eins der herrlichsten Landschaftsbilder gewähren muss. Dagegen wollen wir dem Weinbau, der an diesen Abhängen mit dem grössten Fleiss betrieben wird, einige Aufmerksamkeit schenken. Wessen Brust hebt sich nicht freudig, wenn der Oenolog begeistert von dem edelsten Weine spricht, den nächst dem Johannisberger die deutsche Sonne kocht. Auf jenen steilen Abhängen, die Leiste genannt, grünt die Rebe, die so Köstliches spendet. Nur klein ist der Bezirk, kaum 84 Würzburger Morgen gross, aber würde auch die Strecke mit Kronenthalern bedeckt, so wäre doch ihr Werth noch nicht bezahlt. Der hochberühmte Leistenwein nimmt nach dem Johannisberger die erste Stelle ein, ja er ist schon oft siegreich mit ihm in die Schranken getreten. „Er hat“: sagte der kenntnissreiche Bronner, „eine Blume, eine Zartheit und Feuer dabei, die vereint das Köstlichste bilden, was man sich nur denken kann.“ Leider kommt uns armen Schluckern nur selten etwas davon in den Becher, da die Leiste königl. Kammergut ist und die wenigen Flaschen, die zuweilen ins Publikum gelangen, ausserordentlich hoch im Preise stehen.

Der eigentliche Leistenwein wächst auf der südlichen Abdachung des Schlosses. Sein Ruf ist kaum 150 Jahre alt; denn erst um diese Zeit wurden die ersten Anlagen gemacht. Mehr noch fast die Kunst als die Natur haben der Leiste ihre so schätzbare Produktivität verliehen. Ein italisches Klima scheint an seinen Abhängen vorzuherrschen. Wenn ringsum Sturm und Winde tosen, so herrscht hier Stille und die Sonne sendet warme Strahlen herab. Wenn aller Orten die Rebe noch grün ist, so hat sie hier schon die Sonne reif gekocht, ihre Süsse ist dann oft widerstehend.

Das ganze Weingelände ist durch ungeheure 50—60 Fuss hohe Mauern eingeschlossen, die mit ihren Flügeln förmliche Sonnenfänge bilden. Dadurch wird hauptsächlich jene wunderbare Frühreife bewirkt. Die Lese und Verpflegung überhaupt geschieht mit einer Sorgfalt, von der man sich keine genügende Vorstellung machen kann. Grosse Verdienste hat sich um den Weinbau der Rentbeamte Ungemach erworben. Mit Beharrlichkeit setzte er zweckmässige Verbesserungen durch und deshalb sei sein Name gefeiert.

Würzburgs stolzem Schloss den Rücken kehrend, treten wir unmittelbar in die eigentliche alte Stadt, denn unbezweifelt finden wir die ersten Spuren derselben in den Ansiedlungen um das Kastell der Frankenherzoge. In den Urkunden gewöhnlich das Main- oder Burkhardtsviertel genannt, bildet sie heutzutag den sogenannten V. Stadtdistrikt. Unmittelbar am Fuss der Feste hat der erste Bischof von Würzburg, Burkhardt, sich durch den Bau eines Klosters, dem heil. Andreas gewidmet, verherrlicht. Die Stiftung, interessant als die erste in dem Weichbild Würzburgs, fristete jedoch keine allzu glänzende Existenz; die Kirche ward 980 neu erbaut und dem heilig gesprochenen Erbauer zu Ehren St. Burkhardtsstift genannt. Nur wenig ist von dem Bau der damaligen Zeit übrig geblieben. Gegen das Ende des 15. Jahrh. ward eine durchgreifende Verbesserung nöthig und nach den Verwüstungen im Bauern- und 30jährigen Krieg eine nochmalige. Auf einige schöne Gemälde von Onghers und die Hauptthüre im byzantinischen Styl mache ich aufmerksam. Als Wahrzeichen der Kirche dürfte gelten, dass unter dem Hochaltar ein Frachtwagen durchfahren kann. Dieser ist nämlich auf einem Gewölbe errichtet, unter welchem sich die Strasse hinzieht. Gegenüber der Kirche hören wir am Ufer des Mains, das Brausen und Toben gewichtiger Räder, sie treiben jene schon vor Alters berühmte Mainmühle, die 1656 erbaut, damals als eine Art Wunderwerk angestaunt wurde. Sehenswerth ist besonders ein Pumpenwerk, das das Trinkwasser gegen 500 F. hoch auf die Festung treibt. Ein herrliches Werk der Wasserbaukunst ist auch der Kanal, durch welchen die Schiffe und kleineren Flösse gehen. Diesen Weg wird auch das Dampfschiff seiner Zeit einschlagen, doch muss dann die Brücke am Burkhardtsthor erhöht werden.

In der schönen Burkhardtsstrasse weiterschreitend, treten wir über die überbaute Kanalbrücke in die Saalgasse. Das erste öffentliche Gebäude, das uns in die Augen fällt, ist die Frohnfeste. Einst die Wohnung der Vicare vom adeligen St. Burkhardtsstift, haben die geistlichen Herren eine ziemlich unwürdige Nachkommenschaft gefunden. Es dient gegenwärtig zum Gefängniss für verdächtiges Gesindel. Links kreuzen sich mehrere kleine Gässchen, die wir liegen lassen und uns auf den freien Platz vor der herrlichen Brücke begeben wollen. Das ehemalige Hospital-Gebäude fällt vor allen andern in die Augen. Es ward sammt der Kirche von dem ersten Probst des Ritterstifts zu St. Burkhardt 1496 erbaut. 1794 wurden beide trefflich restaurirt. Unmittelbar hinter den Gebäuden liegt die königl. Bierbrauerei, vielleicht eine der grossartigsten Anstalten zur Bereitung des edlen Gerstensaftes; sie ist verpachtet. Durch ein ziemliches Labyrinth von Gassen und Gässchen winden wir uns nach dem Zellerthor durch. Unterwegs ist uns eine stattliche Denksäule, bedeckt mit einer Inschrift aus dem Mittelalter, aufgefallen. Die soll das Gedächtniss einer grauenvollen That der Nachwelt aufbewahren und fürwahr nicht leicht tauchen blutigere Erinnerungen aus jener rauhen Zeit in uns auf, als an dieser Stätte. Wer mit der fränkischen Geschichte des 16. Jahrh. vertraut ist, kennt auch die Grumbachischen Händel mit dem Bischof Melchior. Grumbach war ein Ritter, der bei dem Vorgänger Melchiors in grossem Ansehn gestanden hatte. Die Zwistigkeiten begannen sogleich nach dem Tode Bischof Konrads IV. Melchior weigerte sich als Testamentsexecutor ungerechterweise, die Legate an den Ritter auszuzahlen, brach treulos Verträge und Gelöbnisse und Grumbach war nicht der Mann, der solch' unerhörte Handlungen ungerächt liess. An seinem Freund und Waffenbruder, dem wilden Albrecht v. Brandenburg-Culmbach, fand er einen bereitwilligen Vollstrecker seiner Pläne. Mit Heeresmacht fielen Beide ins Land, sengten und brennten gräulich und unschuldige Unterthanen mussten für die Treulosigkeit ihres geistlichen Oberherrn büssen. Bei Kloster Schwarzach aber ward 1554 ein Kampf der Entscheidung gekämpft und Albrecht geschlagen. Grumbach, dem beinahe all seine reichen Besitzungen entzogen worden waren, brütete Rache. Vier Jahre verstrichen, da ereignete sich jene Gräuelthat, die mit blutigen Zügen in die

Bücher fränkischer Geschichte eingetragen ist. Es war am 15. April des Jahrs 1558, da ritt Bischof Melchior Vormittags von der Kanzelei in der Stadt auf das Schloss. Als er auf die Schwelle trat, grinzte ihm ein blendend weisser Todtenkopf, der, wer weiss durch welchen Zufall hierher gekommen war, entgegen. Der Bischof erschrack, bestieg aber gefasst sein Pferd und ritt, gefolgt von mehreren Herren vom Adel, auf die Brücke. Als er durch den Schwibbogen kam, gewahrte er einen Trupp Reiter, Leute wilden und trotzigen Ansehens. Einer von ihnen ritt vor, grüsste den Bischof freundlich und zog in demselben Augenblick sein Schiessgewehr unter dem Mantel hervor — „Pfaff Du musst sterben!“ schrie er und der Schuss brannte los. Das war das Signal; die Meuchelmörder sprengten mordlustig heran, Schüsse krachten, Schwertergeklirr, Hülferufen durchzitterte die Frühluft. Es war eine entsetzliche Verwirrung. Die Pferde wurden scheu und des Bischofs Ross jagte unaufhaltsam durch die Gassen, seinen Herrn nachschleppend. Besinnungslos erreichte dieser den Schlossberg und starb, ohne die hohen Hallen des alten Bischofssitzes wiedergesehen zu haben. Die Mörder aber entrannen und der Schleier, der den fluchwürdigen Urheber dieser Schandthat umhüllte, konnte nimmer gelüftet werden. Selbst da, als die Vollstrecker des Mordes später eingefangen wurden, konnte nicht mit Gewissheit ermittelt werden, wer sie gedungen. Deutschland aber nannte den Ritter Wilhelm v. Grumbach und die Geschichte hat sich vergebens bemüht ihn von dem Verdacht zu reinigen.

Reissen wir uns los von diesen Bildern einer hassenswerthen Vergangenheit und wandern nach dem nahen Zellerthor zu, um ein interessantes kirchliches Denkmal des 13. Jahrh. in Augenschein zu nehmen! Der deutsche Orden, im Jahr 1190 während der Belagerung von Akkon im gelobten Land gestiftet, hat es 1288 errichtet. Die Geschichte erzählt die Grossthaten jener geistlichen Ritter, die siegreich an der Ostsee, wie am Mittelmeer, das fromme Werk der Heidenbekehrung übten. Auch im Frankenland waren sie mächtig, ja ihr Ansehn war auf eine so ausserordentliche Höhe im 15. Jahrh. gestiegen, dass 1440 das Domkapitel den Bischof Sigismund entsetzen und das ganze Stift dem Orden gegen ein Leibgeding übergeben wollte. So arg war durch die üble Haushaltung das ehrwürdige Bisthum herabgekommen, doch rettete es die

kühne Entschlossenheit eines Mannes. Gregorius **Heimburg** heisst der Biedere, der so hochwichtig für die würzburgische Geschichte ist. Er stürzt in den Saal, als er hört, was das Domkapitel berathet: „Seid ihr Männer!“ ruft er entrüstet. „Bedenket was eure Vorfahren erduldet, bedenkt, dass ihr euren Nachkommen das anvertraute Gut überantworten müsst. Wollt ihr aber als Weiber handeln, so thut es, damit die Nachwelt erfahre, es habe Männer mit weibischen Seelen zu unserer Zeit gegeben!“ Durch solche Rede wurden die Domherren bewegt und standen von ihrem Vorhaben ab.

Die „Deutsch-Hauskirche“, wie sie gewöhnlich genannt wird, steht noch in ihrer ursprünglichen Gestalt mit dem schönen Thurm vorgothischen Styls und der interessanten Hauptthüre. Sie ist gegenwärtig der Garnison eingeräumt. Ihre Gemälde verdienen keine Beachtung, wohl aber die zahlreichen Epitaphien.

Die nächste Strasse zur Rechten müssen wir durchschneiden, wenn wir zu dem einst so hochberühmten Kloster der Schotten, jetzt die St. Jakobskirche, gelangen wollen. Die Kirche liegt auf einer Anhöhe, die einen bezaubernd schönen Anblick über die Stadt gewährt. Die Gebäude stammen in ihren Hauptsubstruktionen aus dem 15. Jahrh. und empfingen 1717 eine gänzliche Umwandlung. Nach der Säcularisation wurde sie 1819 der gottesdienstlichen Bestimmung wieder eingeräumt und die Klostergebäude in ein Militärspital umgewandelt. Ueber die Congregationen jener Schotten in Deutschland seien uns einige Worte vergönnt. Wir wissen welch' hohe Verdienste jene Fremdlinge sich um die Ausbreitung der christlichen Religion in Deutschland erwarben. Die drei Apostel der Franken, Kilian, Colonat und Totnan, selbst Winfrid (Bonifaz) stammten von der caledonischen Insel. Natürlich dürfte es daher erscheinen, dass sich die geistlichen, deutschen Oberherren bemühten, die Landsleute dieser frommen Männer für sich zu gewinnen. Bischof **Embrico** von Würzburg bewilligte ihnen 1139 eine Freistätte zu Würzburg. Was damals noch ein Akt der Dankbarkeit war, geschah später aus Politik. Grossbritannien riss sich los von der Botmässigkeit des Papstes und niemals konnte die römisch-katholische Kirche den Verlust des reichen Landes verschmerzen. Immer unterhielt sie geheime Agenten, aber alle Bemühungen blieben vergebens. Was die römische Kirche auf der einen Seite dadurch verlor, gewann

Deutschland auf der andern. Die Patres, stets Männer von hoher Bildung, weckten den Sinn für englische Sprache und Literatur in unserm Vaterland und wir können ihnen diese Bemühungen nicht Dank genug wissen. In Würzburg hielten die Herren jedoch schlechte Wirthschaft und das Kloster drohte 1497 einzugehn. Da gewann Bischof Laurentius den um die Wissenschaft so hochverdienten Trithemius *), ehedem Abt v. Spanheim, und rasch blühte unter dessen sorgsamer Obhut der Orden von Neuem auf. Als 1803 die Säcularisation erfolgte, fanden sich 8 Klosterherren und der letzte Prior hiess Placidus Geddes aus Edinburg.

In der vormaligen Burkhardtsvorstadt, jetzt der V. Distrikt genannt, finden wir kein Gebäude mehr, das näherer Beachtung werth wäre, deshalb wenden wir uns der Brücke zu. Es ist ein schöner herrlicher Bau, den unsere Vorfahren aufgerichtet, ein bleibendes Gedächtniss ihrer Beharrlichkeit. Schon im 12. Jahrh. wölbte eine Brücke ihre Bogen über den Fluss, 1343 riss sie das Wasser mit sich fort. Die jetzige ward 1607 vollendet, nachdem man weit über ein Jahrh. daran gearbeitet hatte. Die 14 kolossalen Heiligenbilder wurden 1725-46 darauf gesetzt und sind von verschiedenen Meistern. Sie ist 603 F. lang und ihrer Bogen sind 7. Vor Alters wurde hier nach löbl. Sitte unserer Vorfahren ein sogenanntes Brückengericht unter freiem Himmel gehalten. Da entschied man über Tod und Leben, Gut und Blut, nachdem man vorher ein gemeinschaftliches Mahl eingenommen, und wenn ein Verbrecher glücklich genug war, hierher zu entrinnen, so hatte er Asyl.

Sobald wir die Brücke verlassen, treten wir in eine schöne, schnurgrade Strasse, zu Ehren des St. Kiliansmünster, der am ihrem Ende seine 4 Thürme gen Himmel streckt, die Domgasse genannt. Was ist das für ein grosses Gebäude mit dem stattlichen, alterthümlichen Thurm, das links unsere Aufmerksamkeit erregt? Es ist das Rathhaus und Polizeigebäude, gewöhnlich der „Grafen Eckardt", ehedem auch „zum Grünbaum" genannt. Reiche historische Erinnerungen knüpfen sich an den

---

*) Das Leben dieses interessanten Mannes hat Stramberg in seiner histor. Beschreibung des Moselthals (1837. Koblenz) beschrieben.

stolzen Bau. Ein hochberühmtes Geschlecht, das mächtigste in Franken, die Grafen v. Henneberg, besassen ihn 3 Jahrh. hindurch und haben ihn wahrscheinlich auch aufgeführt. Sie waren seit 1045 mit dem Burggrafenamt *) v. Würzburg belehnt und verpfändeten ihr „eigen Haws“ erst 1316 um 370 Pfund Heller den Bürgermeistern, die das Rathhaus dahin verlegten. Es war nach dem letzten Besitzer, Grafen Eckardtshaus *(curia Eckardti)* genannt. Die Pfandschaft ward nicht wieder eingelöst und 1453 ward der jetzige stattliche Thurm aufgeführt; er empfing die erste Uhr sammt Glocke und Schlagwerk von dem ersten „Orleymeister“, der sich zu Würzburg niederliess. Oftmals hat sie die ruhigen Bürger vor Sturm und Feuersbrunst gewarnt, am 18. Oktober des Jahrs 1634 aber verkündete ihre eherne Zunge manchem Tapfern den Tod. Die Schweden hatten damals die Stadt noch inne und die Kaiserlichen überfielen sie am genannten Tag im Einverständniss mit den Bürgern, während eines grossen Banquetts. Nur wenige entkamen. Die Sage geht: die Tochter des Thürmers, welche einen schwedischen Offizier geliebt und den Anschlag kurz vor der Ausführung entdeckt, habe das Schlagwerk gehemmt, so dass die Glocke statt 11 Uhr nur ¾ schlug. Den Aufenthalt habe sie benutzt, mit dem Geliebten zu entfliehn. Historisch erwiesen ist nur, dass der Glöckner schon vor Alters verpflichtet war, von zehn Uhr an das Schlagwerk eine Viertelstunde früher als die Uhren auf andern Thürmen auszuheben. Im Jahr 1822 wurden die Karmeliter-Klostergebäude angekauft und das Rathhaus empfing eine grossartige Erweiterung.

Wir schreiten die Domstrasse hinan, links an den Gebäuden des Kreis- und Stadtgerichts vorbei. Von dem heiligen Gebäude,

---

*) Das Burggrafenamt soll so alt als das Bisthum sein, doch wird erst 1057 *Eberhardus comes nostræque Advocatus ecclesiæ* in Urkunden genannt. Die Grafen v. Henneberg waren immer damit belehnt, ernannten jedoch ihrer Seits wieder besondere Stellvertreter, wie aus einer Urkunde v. J. 1456 hervorgeht: „Im genannten Jahr hat von uns zu Lehen empfangen Caspar v. Stein sambt seinen Vettern das Burggravenambt ze Wirtzburg, das man itzund nennt das Centgravenambt, mit aller seiner Zu- und Ingehörung in und vor der Stat Wirtzburg in alle Rechten und Herrlichkeiten.“ Wahrscheinlich stammen von solchen Afterlehnsmännern die heutigen Freiherren von Würzburg ab.

das ihr den Namen gegeben, sehn wir vorläufig nur zwei Thürme, deren oberste Luken recht hässlich mit Brettern verbaut sind. Eine grossartige Ansicht vom Dom gewinnen wir von der Nordostseite, jedoch wollen wir unsere Erwartungen nicht allzuhoch spannen. Der Gesammteindruck des Ganzen ist weit weniger imposant als das Innere. Die Ursache liegt vielleicht in einer gewissen Unregelmässigkeit, in dem Mangel eines vorherrschenden Geschmackes, kurz Jeder wird sich nicht so recht erhoben und begeistert fühlen. Erhabnere Regungen erfüllen dagegen unser Inneres, sobald wir das hohe Schiff der Kirche betreten. Ueber 358 F. beträgt die Länge desselben und 78 Fuss hoch steigt das pfeilergetragene Gewölbe empor. Die Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen weht uns hier so heilig, so erhebend an, dass auch eine rohe Natur ergriffen werden muss. Kirchen, namentlich alte, haben immer etwas ungemein Interessantes. Der Fremde sucht sie zuerst auf und mit Recht, denn es sind die Zeugen des Geschmacks, des Reichthums, der Frömmigkeit längst vermoderter Generationen. Wie viele Jahrhunderte haben an diesem Würzburger Dome gebaut. Er entstand, wie der wackere Fries in seiner würzburger Chronik erzählt, dadurch, dass im Jahr 854 ein grausam Wetter das alte St. Salvatorhaus niederschmetterte. Da flüchteten sich die Mönche und aus den Steinen des zerstörten Gotteshauses ward auf dieser Stelle ein anderer Tempel aufgeführt. Bis zum Jahre 1042 mögen die gottesdienstlichen Häuser in ziemlich erbärmlichen Umständen gewesen sein, da erbarmte sich Bischof Bruno der Noth seines Domes und verschönerte ihn aus eignen Mitteln so, dass wir ihn für den eigentlichen Stifter erklären können. 200 Jahre darauf waren wieder grosse Bauten nöthig; in dieser Periode entstanden die beiden vordern Thürme, damals ward auch ein eignes Domstiftsbauamt gegründet und bis zum 16. Jahrh. fast ununterbrochen die Gebäude erweitert, verschönert oder neu aufgeführt. Dennoch war die Kathedrale zu den Zeiten des Bischofs Julius (1599) in einem so schmucklosen Zustand, dass sich der fromme, ehrliebende Herr in einem eignen Briefe an sein Domkapitel darüber beschwerte. Einiges geschah, das Meiste unterblieb, und eine durchgreifende Restauration wäre dem Innern wie Aeussern noch heutzutag nothwendig. Die Haupttheile des Ganzen bestehn aus 4 ziemlich dünnleibigen Thürmen, dem Langhause, vielen Hallen, Seiten-

kapellen, Kreuzgängen und dem sogenannten Bruderhofe. Das Schiff der Kirche, getragen von 9 grandiosen Pfeilern und 2 kleineren, ist mit seinen beiden Abseiten durch runde durchbrochene Bogen vereinigt. Ich mache zuvörderst auf den Taufstein am Haupteingang links aufmerksam, er ist von Kupfer und stammt aus dem 13. Jahrh. Der Altäre sind unzählige, die meisten sind mit Bildern deutsch-fränkischer Meister, oder Sculpturwerken geziert. Fast alle Gemälde sind in den Jahren 1640-1700 angefertigt. Raphaele, Correggios oder Michel Angelo's finden sich freilich nicht, das reiche Stift hätte aber seine Kathedrale wenigstens von einem Dürer oder Cranach schmücken lassen können. Doch sind die Arbeiten von Onghers, Sandrart und Merian interessant. Sehenswerth dürften auch die prächtigen eisernen Gitter vor den Chören sein; indess beeile man sich vor allen andern die Epitaphien der würzburger Bischöfe in Augenschein zu nehmen. Das älteste derselben ist von 1190; bis zum Jahr 1466 wurden sie von gewöhnlichen Steinmetzen, dann aber von Bildhauern aufgeführt. Da ruhen sie, die einst in kirchlicher Pracht und Herrlichkeit ein schönes Land regierten. Der Tod hat sie ausgesöhnt mit dem Urtheil, das die Geschichte über ihre Thaten gefällt. Sie hören es nicht, ob die Nachwelt ihrem Andenken flucht, oder sie aus dem Grabe zurückwünscht. Die ganze würzburgische Geschichte haftet an diesen Monumenten, wer mit ihr vertraut ist, findet all die Namen Derer wieder, die sie verherrlicht oder geschändet haben. Auch die Domherren hatten einst ihr eignes Begräbnisskirchlein, welches, wie auch die sogenannte Schönborns-Todtenkapelle zu besuchen ist.

Somit verlassen wir denn die ehrwürdige Kathedrale und lenken unsere Schritte nach der zunächst gelegenen Neumünster-Kirche. Ehrfurcht gebietet die Stätte. Hier hat Burkhardt, der erste Bischof Würzburg's, den ersten Gottestempel errichtet. Hier ist ferner der Ort, wo jene drei irischen Märtyrer für die Reinheit der christlichen Lehre ihr Leben aushauchten. Als Kilian, Colonat und Totnan, so hiessen sie, im J. 686 in Würzburg ankamen, fanden sie das Christenthum in argem Verfall. Gosbert, der fränkische Herzog, kannte es zwar, wie viele seines Volkes, doch übte er schlecht die Vorschriften und hing dem Heidenthum an. Er lebte selbst mit Gailanen, der Gattin seines Bruders, in blutschänderischer

Ehe. Das jammerte die frommen Männer und sie sprachen Worte der Ueberredung zu dem Herzog, und dieser nahm das Christenthum an. Die Gattin aber, die ihren Herrn unsäglich liebte, musste jetzt Alles fürchten. Da trat der Diener einer zu ihr und sprach: Sieh, was jene Fremdlinge angestiftet! Dein Herr ist fortgezogen in den Krieg und wenn er wiederkehrt, so wird er Dich verstossen und Du wirst verlassen in der Fremde umherirren. Solche Rede nahm sich die betrübte Frau zu Herzen und der Diener ging hin und erschlug die drei frommen Männer. Als nun der Herzog wiederkehrte, galt seine erste Frage den Heidenbekehrern, Gailane aber umfing ihn und sprach: „Lieber, sie sind fortgezogen, um den Samen des göttlichen Wortes in anderen Ländern auszustreuen.“ An der Stätte, in jenem elenden Stalle, wo die Leiber der 3 Erschlagenen ruhten, geschahen aber seitdem Zeichen und Wunder und dadurch ward die entsetzliche Schandthat enthüllt. Gailane und der Diener endeten in Raserei, der Herzog ward vom Volk erschlagen. Als aber Burkhardt Bischof ward, erhob er die Reliquien der Märtyrer in die Kirche auf dem Schloss und baute endlich 752 einen eignen Gottestempel, das Salvatorhaus genannt. Hundert Jahre stand der Bau, da, berichtet uns Fries in seiner Chronik: „seynd im Brachmonat 854 erschröckliche Wetter kommen und hat sich ein feuriger Strahl in den Stift zum heil. Salvator genannt, als die Väter Nona-Zeit sungen, begeben und Alles angezündt sambt Schätzen und vielen Briefen. Und geschah solches so schnell, dass viele Mönch erschlagen worden seynd. Da nahm man die Stein und baute nebenan ein Domhaus, auf dass der Gottesdienst nicht unterbrochen werden möge.“

Die alte Stätte, durch die 3 Märtyrer geheiligt, sollte indess nicht der Vergessenheit anheimfallen. Aus einem kleinen Bethaus zum St. Kiliansgrab entstand im J. 1000 eine Kirche und ein Kloster, das neue Münster zu St. Johannes genannt. Henricus de Rotenburg, einer der vortrefflichsten Bischöfe Würzburgs, hat dies Werk aufgerichtet, das in seinen Haupttheilen uns noch jetzt mit Bewunderung erfüllt *). Für Männer

*) Aussen an der Chornische findet sich ein kleiner runder Stein mit der Inschrift: *Henricus me fecit.*

vom Fach ist diese Kirche vielleicht die interessanteste der alten Bischofsstadt. Die Fortschritte, welche die deutsche Baukunst im Lauf der Jahrhunderte machte, sind hier mehr oder weniger bezeichnet. Der altrömische Styl, der damals noch in schwachen Ueberresten vorhanden war, tritt in der Hauptform der Kirche, die eine Basilica mit einer Tribüne darstellt, hervor. Die Anbauten stammen aus einer spätern Zeit, wo der Geschmack sich zu veredeln begann. Die neuesten Veränderungen erhielt die Kirche im Jahr 1711. Damals wurde die Façade mit den Statuen durch Pezani und Auwerra erbaut, die Kuppel aber erst 1731 errichtet und das Innere al Fresco gemalt. An Gemälden ist die Kirche ziemlich reich, die zwei im Chor hängenden, von M. Wohlgemuth, dem Lehrer Dürers, verfertigten, dürften den Vorrang behaupten. Unter den Epitaphien ist das, aus der Schottenklosterkirche hieher versetzte des berühmten Trithenius am interessantesten. Das Collegiatstift zum Neumünster, dem auch einst der berühmte Walter von der Vogelweide angehört haben soll, entging 1804 der Auflösung nicht. Als Wahrzeichen des Neumünsters dürfte das Christusbild in der vordern Gruft gelten. Es hält die Arme unter der Brust übereinander und soll auf diese Weise, frommer Sage zufolge, einen Kirchenräuber fest gehalten haben, der ihm seine güldne Krone rauben wollte.

Die Gebäude des Kreis- und Stadtgerichts stossen an die Kirche; sie sind älter als sie scheinen. Schon im 15. Jahrh. stand hier der sogenannte „Bischofspalast“, dessen unteres Geschoss zu Kramladen eingerichtet war. Es wurde 1691 beinahe ganz neu aufgeführt und damals auch die St. Briktiuskapelle, die hier stand, abgebrochen.

Wir schreiten nunmehr über den Leichhof und den Paradeplatz nach der schönen Hofstrasse. Das grosse Gebäude, welches uns an der ersten Ecke links in die Augen fällt, trägt seine Bestimmung an der Stirne: es ist die Harmonie. Wir haben bereits oben dieser Gesellschaft gedacht. Sie erwarb es 1813 um 25,375 fl. vom Staats-Aerar. Ehedem war es ein Domherrenhof, zum Rennenberg genannt.

Am Ausgang der schönen Hofstrasse erhebt sich links ein alterthümliches Gebäude, zum Theil noch umgeben mit seinen ehemaligen Befestigungsmauern. Das ist der Hof, der Katzenwicker genannt, an dessen etymologischer Erklärung sich

schon so mancher hochgelehrte Forscher den Kopf zerbrochen hat *). Er bietet jetzt, nachdem im Lauf der Jahrhunderte die ursprüngliche Form so ziemlich verunstaltet wurde, gerade nicht so viel Interessantes mehr, doch verdient er noch immer gesehen zu werden. Das Vorhaus mit seinem ungeheuer weiten runden Thürbogen und grossen Saale, dürfte am Beachtungswerthesten erscheinen. Die Hintergebäude charakterisiren ganz den wunderlichen, confusen Geschmack der Altvordern. In dem Jahr 1156, wo dieser Hof zuerst in Urkunden genannt wird, feiert er durch das glänzende Beilager des Kaisers Friedrich Barbarossa mit Beatrix, der Erbin von Burgund, das in seinen Räumen gehalten wurde, sein erstes Auftreten in der Geschichte. Wir erfahren, dass schon vor Alters die Gass und der Platz die Rulandtswardt geheissen waren und in genanntem Jahr (1156) ein Domprobst Burkardt „Häuslein und Wohnungen darein gebaut und den Bürgern zu wohnen geben.“ Diese hat Bischof Erholt (1172) darnach abgebrochen und einen Hof daraus gemacht, zu dem Katzenwickhaus genannt. Kaiser Friedrich aber erbat sich nicht diesen, sondern einen nebenan gelegenen Hof und schenkte dafür dem Bischof Reinhardt und dem Domkapitel 6 Morgen Weingarten und 20 Mark Silber, auch noch sonstige „herrliche Privilegia.“ Den Katzenwicker selbst besassen 1401 die Grafen v. Schwarzburg und W. v. Herbelstadt zum Theil. Bischof Johann I. beschloss damals eine Hochschule darin zu errichten, die sich jedoch schon 1410 wieder auflöste. Dass der Hof im 16. Jahrh. noch stark be-

---

*) Wo so viele Ansichten Platz gefunden haben, dürfte man auch die Meinige hören. Der Katzenwicker bildete ehedem in den Befestigungswerken der Stadt ein eignes, starkes Fort. In Urkunden *Catzenwikols*, *Catzenweikard*, am häufigsten *Catzenwicker* genannt, dürfen wir in der ersten Sylbe nicht jenes nützliche Hausthier mit den scharfen Krallen suchen und demnach gar wähnen, hier sei vor Alters, wie noch jetzt im Orient, ein Katzenhaus gewesen. Das Wort Katze (celtisch *cath*) entstand wahrscheinlich aus dem Mittellateinischen *cattus*, und bedeutet nicht allein Katze *(felis)*, sondern auch sehr oft eine grossartige Wurfmaschine, die wie der Widder (Mauerbock) vor Erfindung des Schiesspulvers gebraucht wurde. *Wicker*, *Wickols*, *Weikard* ist das verdorbene lat. *vicus*, Ort, und das ganze Wort bedeutet demnach einen (befestigten) Ort, wo die Kriegswerkzeuge aufbewahrt wurden, demnach ein Arsenal.

festigt gewesen sein muss, beweist die Belagerung, die er 1525 von den Bauern aushalten musste. Bis zur Säcularisation war er im Besitz des Domstiftes, das Staatsärar hat ihn verschiedenen Besitzern eingeräumt. In dem einen Flügel hat der historische Verein für Unterfranken und Aschaffenburg seine Sammlungen aufgestellt. Erst seit 10 Jahren bestehend, erfreut sich derselbe schon der regsten Theilnahme. Eine eigne Zeitschrift, von der schon 6 Bände erschienen sind, hat schon viel dazu beigetragen, die vaterländische Geschichte aufzuhellen und fortwährend widmen die tüchtigsten Gelehrten ihre Kräfte jenem ehrenwerthen Verein, der schon so manche Reliquie der Vorzeit vom Untergang gerettet hat. Möge der Geist des hochverehrten Stifters *) immer segnend auf sein Werk herabblicken!

Wir stehn auf jenem herrlichen Platz, dessen Umgebungen Zeugniss von der Prachtliebe und dem Kunstsinn jener geistlichen Reichsfürsten geben, die mit ziemlich geringen Staatseinkünften wahrhafte Feenpaläste hervorzauberten. Welch' ein Gebäude diese Residenz! Wohl kann man es sich erklären, dass Maria Theresia und drei deutsche Kaiser, ja Napoleon selbst bekannten, solch' hehre Pracht sei ihren Schlössern fremd. Fürst Bischof Johann Philipp Franz v. Schönborn legte im Jahr 1720 den Grundstein zu dem majestätischen Gebäude. Der Artilleriehauptmann Neumann, der sich aus niederm Stand so hoch emporgeschwungen hatte, bereiste vorher auf Befehl seines Herrn das In- und Ausland, auf dass er die Muster sehe zu einer Wohnung, „würdig eines ansehnlichen deutschen Reichsfürsten." In der That will man auch in der hiesigen Residenz als Grundgedanken den Palast zu Versailles erkennen. Die berühmtesten Künstler wurden von nah und fern herbeigerufen und zu Leistungen bestimmt, doch konnte trotz des Zusammenwirkens der rüstigsten Kräfte der grosse Bau erst 1744 unter der Regierung des Fürstbischofs Fried. Carl v. Schönborn vollendet werden. An den inneren Verzierungen, Gemälden und dergl. wurde indess noch 1760 gearbeitet und die Kosten des Ganzen mögen sich mit Inbegriff des Bauholzes wohl auf 1½ Millionen fränk. Gulden **) belaufen haben. Imponirt schon

*) Des damal. königl. Generalkommandanten und Reg.-Präs. Max. Jos. Freiherr v. Zu-Rhein.

**) Ein alter fränk. Gulden = 1 fl. 15 kr. rhein.

das Aeussere des Schlosses durch die Eleganz und den Reichthum des neu-römischen Styles, so überrascht uns das Innere noch mehr durch den überall herrschenden Pomp und die Grossartigkeit aller Verhältnisse. Wir treten zuvörderst durch das Hauptthor in eine Halle von 56 Schuh Länge, circa 66 Schuh Breite und 29 Schuh Höhe. Die Haupttreppe, ein Meisterwerk der Baukunst, gestattet uns eine freie Uebersicht auf das herrliche Deckengemälde Tiepolo's, den Olympus und die vier Welttheile vorstellend. Durch den Garten- und weissen Saal und die Appartements, die ehemals von dem jetzigen König von Baiern und seiner Gattin bewohnt wurden, begeben wir uns nach dem Kaisersaal. Seine Grösse und ganze Ausschmükkung muss Jedem imponiren, wenn er auch das Schönste dieser Gattung schon gesehen hätte. Das ist wahrhaft solide Pracht und der oft so eitle Flitterflimmer unserer Generation muss beschämend davor zurücktreten! Von 20 canelirten, röthlichen Gipsmarmor-Säulen getragen, zieren die Frescogemälde des grossen Tiepolo die ungeheure Decke. Friedrich Barbarossa's Vermählung ist darauf verewigt. Wir sehn, wie Apollo die schöne Beatrix dem Kaiser, der von den Grosswürdenträgern seines Reiches umgeben ist, zuführt. Doch rathe ich dem schönen Geschlecht die Augen ob einer etwas handgreiflichen Liebesscene des alten Hagestolzen *Moenus* mit einer Nymphe zuzudrücken. Auch die herrlichen Oelgemälde sind von jenem Meister, der innerhalb drei Jahren gegen 24,000 fl. venetianisch aus der bischöfl. Cassa zog. Für die Frescomalerei des Stiegenplafonds empfing er allein 12,000 fl., für den Kaisersaal die Hälfte dieser Summe.

Spezieller die Pracht der einzelnen Gemächer zu schildern, ist uns nicht vergönnt; so können wir nur sagen, dass das ganze Gebäude 5 Säle, 312 Zimmer, 25 Küchen und überhaupt 947 Fenster zählt. In der schönen Schlosskirche bewundern wir die Altarblätter von Tiepolo und die kunstreiche Orgel v. Seuffert. Die Fresken sind von mittelmässigen Künstlern. Hohen Genuss gewähren auch die herrlichen Gärten und Kunstanlagen, die sich in grosser Ausdehnung hinter dem Schloss erstrecken. Man dürfte sie füglich eine Musterkarte des Geschmackes nennen, denn wie seit einem Jahrhundert die eigensinnige Mode sich änderte, so finden sich auch hier gehorsam die Repräsentanten derselben. Da erblicken wir Bassins

Statuen, seltsam geformte Laubgänge, Treibhäuser in den verschiedenartigsten Stylen aufgeführt. Doch auch die Gegenwart verschönert durch ihre Gaben diese reizenden Anlagen. Wenn mancher begeisterte Sänger die Auserwählte seines Herzens mit den herrlichen, farbenprangenden Blumen des Feldes und Gartens verglichen hat, so dürfte an manchem Sonn- und Festtag die gute Mutter Natur in nicht geringe Eifersucht gerathen. Da sendet Würzburg seinen ganzen Blumenflor schöner Mädchen und Frauen unter diese schattigen Laubgänge und die Männerwelt jung und alt eilt herbei und umschwärmt gleich Bienen den prangenden Blüthenkranz. Manch' zärtliches Band ward hier schon gewunden, manch' liebender Bund geschlossen und diese himmelanstrebenden Pappeln, diese zarten Akazien mögen manch' schmachtenden Seufzer gehört haben, denn Würzburg theilt mit jeder grossen Stadt die Coquetterie, die Intrigue und leider auch die Medisance der *beau monde.*

Wir haben nunmehr nur noch auf den herrlichen Platz vor dem Schloss selbst einen Blick zu werfen. Hier stand ehedem eine Kirche zum heil. Michael und Weinberge und Gärten streckten ihre grünen Arme bis an die alte Stadtmauer. Das Alles wurde Anfangs des vorigen Jahrh. angelegt, so dass der ganze Platz jetzt einen Flächeninhalt von 209,811 □ Schuh hat. Die beiden grossen Säulen vor den Flügeln der Residenz wurden erst 1770 aufgeführt, sind 103 Fuss hoch und man kann vermittelst einer innern Wendeltreppe bis auf die obere Gallerie hinaufsteigen. Von den beiden Seitengebäuden dient das linke zur Wohnung des königl. Generalkommandanten und Regierungspräsidenten, das andere ist dem Hofpfarrer, der Oekonomie, Wache und dem Stadtrentamt eingeräumt. Unter dem Schlosse selbst wölben sich jene grossartigen Keller, die man die Schatzkammer des fränk. Weinbaues nennen dürfte. Dort lagert der edle Traubensaft in Tausenden von Eimern und wer das Blut der fränkischen Rebe rein und unverfälscht trinken will, der muss diese Quelle aufsuchen. Gegen 26000 Eimer können diese Keller bergen.

Wir verlassen nunmehr diesen opulenten Bau, den wir zur Genüge besprochen zu haben glauben und wenden uns die Kapuzinergasse aufwärts, bis ein stattliches Gebäude rechter Hand unsere Aufmerksamkeit fesselt. Ein schönes Steinbild, einen ehrwürdigen Herrn, umgeben von einer Menge alter ge-

brechlicher Frauenzimmer, darstellend, lässt irgend eine Wohlthätigkeitsanstalt vermuthen. Wirklich befinden wir uns vor einer solchen. Joseph Hueber, der treffliche Mann und Rath einer ehrbaren Stadt Würzburg, bestimmte 1794 den grössten Theil seines bedeutenden Vermögens, 250,000 fl., zu Errichtung eines Spitals für 12 alte Dienstmägde. Fürstbischof Georg Karl liess dem edlen Stifter obiges Denkmal von Nickel setzen. Die Anstalt hat sich seitdem bedeutend erweitert und das Kapital ist auf circa 400,000 fl. herangewachsen, dafür werden jetzt auch jährlich gegen 130 hülfsbedürftige Personen, theils innerhalb, theils ausserhalb des Spitals verpflegt und unterstüzt. Glückliches Jahrhundert, in welchem es noch Menschen gab, die Ruhm und Ehre in der Beglückung ihrer Mitbrüder suchten! In unserm Zeitalter des grassen Materialism können wir wirklich solchen Edelsinn kaum mehr begreifen. In derselben Strasse Nro. 21 liegt auch die orthopädische Heilanstalt des Dr. Mayer, mit welcher jene schönen Dampfbäder in Verbindung stehn, die vielleicht, wenigstens in solch' musterhafter Einrichtung, in ganz Baiern ihres Gleichen suchen dürften. Hinter dem Josephs-Spital liegt die Hofreitschule und am Ende der Strasse der sogenannte Gardistenbau. Wir wollen diese hier nicht spezieller berühren und uns rückwärts nach dem Rennweg wenden, wo uns auf der linken Seite ein ziemlich alterthümliches Gebäude in die Augen fällt. Das ist das Theater, ursprünglich ein Stift für adelige Damen und um 1750 von dem berühmten Neumann erbaut. Nach der Säcularisation kaufte es jener bekannte Kunstfreund, Graf v. Soden, der ihm seine jetzige Form gab. Es gewährt ungefähr 800 Zuschauern Raum. Schräg gegenüber breiten sich die weitläufigen Gebäude des Bürgerspitals aus. Es ist eine der ältesten Stiftungen, die wie jene obenbeschriebene ihre Entstehung einem Würzburger Bürger, J. v. Stern, um 1318 verdankt. Im Lauf der Jahrhunderte nahm die Anstalt bedeutend zu und es wurden mit ihr eine Menge Nebenpflegen vereinigt. Das Spital besitzt sehr schöne Weinberge und treibt mit Steinwein in jenen wohlbekannten Bocksbeuteln beträchtlichen Handel. Die Sorte wird gewöhnlich „heil. Geistwein“ genannt.

Die gegenüberliegende Seitenstrasse hinaufschreitend, stehn wir bald vor einem Gottestempel, der Jeden durch die Grossartigkeit der einzelnen Theile, die Massenhaftigkeit des ganzen

Bauwerkes mit Bewunderung erfüllt. Zwar stammt er nicht aus der klassischen Periode der Baukunst, aber dennoch verstand es der Meister das Herz zu erheben und Ehrfurcht zu erwecken.

Wie stolz und kühn wölbt sich jene riesige Kuppel, wie majestätisch recken diese beiden Thürme ihre Häupter zum blauen Himmelsdom empor. Ein schlummernder Gigant scheint der Bau, der erst Leben erhält, wenn die Glocken ihre ehernen Zungen erheben, wenn die Menge in seine Räume strömt und der Orgel sonore Klänge das weite Schiff der Kirche durchzittern. Die Hauger-Kirche ist es, der wir diese Betrachtungen widmen. Der Grundstein zu dem Bau, den wir sich hier erheben sehen, ward 1670 gelegt, Petrini heisst der Meister, der ihn 1691 vollendete. Das schöne Sculpturwerk über dem Portal, Johannes den Täufer vorstellend, hat Auwerra verfertigt, die meisten Gemälde sind von Onghers, jedoch schon aus der letzten Periode des Meisters. Wir dürfen indess nicht glauben, dass dieses Stift erst im 17. Jahrh. in's Leben gerufen wurde. Bischof Heinrich I. erbaute bereits 997 auf einer Anhöhe vor der Stadt eine Kirche zu Ehren des heil. Johannes und setzte Kanoniker hinein, welche im Lauf der Jahrh. grosse Reichthümer erwarben *). Eine Ansicht v. Würzburg aus dem Jahr 1633 zeigt uns die weitläufigen Gebäude dieser geistl. Herren. Sie erhoben sich nördlich auf einer Anhöhe ausserhalb der Ringmauern und wurden 1657, als eine neue Befestigung der Stadt dringend nöthig wurde, der Erde gleich gemacht. Im obengenannten Jahre erst erhielten die Kanoniker einen Platz zu einer neuen Kirche. An diese, oder vielmehr die grossartige Kuppel, knüpft sich eine Sage, deren Entstehung im Allgemeinen zur Charakteristik des Volksmährchens dienen dürfte. Wenn schon den Gebildeten Staunen ob der kühnen, freien Wölbung ergreift, so muss der gemeine Haufe bestimmt Wunderdinge und Hexerei vermuthen, da er die Gesetze des Schwerpunktes und der Bogenspannung

---

*) Haug, wie das Stift genannt wird, stammt nicht etwa von dem altd. Haig oder Heeg *(indago)*, sondern von *Houc*, hoch, und deutet auf die Anhöhe, auf welcher die Kirche lag. In der Würzburger Gemarkungsurkunde v. J. 779 heisst es . . . *donan in daz steinina houc.*"

nicht kennt. So stempelte man auch hier den Baumeister zu einem Zauberer, der mit dem Teufel einen Bund geschlossen. Die Kuppel senkte sich aber trotzdem, und im ersten Schrecken entfloh der Meister ohne nur seinen Lohn abzuwarten; dem Satan entging er aber nicht, denn dieser soll ihn noch auf der Höhe des Galgenberges eingeholt haben. Die ganze Nichtigkeit dieser Sage geht aus den sicheren histor. Nachrichten, die wir über den Erbauer der Kirche besitzen, hervor. Petrini, der fromme Italiäner, brauchte nicht die Hülfe des Teufels zu seinen Werken. Er entschlief 1701 den 8. April sanft und selig in seinem schönen Haus auf dem Markt Nro. 434 und die geistlichen Herren des Stiftes Haug sind ihm auch keinen Deut schuldig geblieben. Hier, wie oft anderwärts, begegnen wir der Volkssage als Erfindung eines müssigen Kopfes und man sollte ihr überhaupt lieber auf den Grund zu kommen suchen, als sie, wie es besonders in der jetzigen Zeit geschieht, übermässig zu verehren und ihrer Entstehung oft bei den altgerm. Gottheiten nachzuforschen. Der ganze hiesige Stadttheil scheint vor Alters überhaupt viel mit dem Teufel zu schaffen gehabt zu haben. Das Thor am Ende der Pfaffengasse heisst das Teufelsthor, und es geht davon die Sage, ein Student habe vor Zeiten die Schildwache dort zwischen 11 und 12 Uhr geängstigt und sei endlich erschossen worden. Nach seinem Tode musste er als schwarzer Pudel umgehn und den Gottseibeiuns sah man oft Wache halten, wobei er statt der Flinte eine Kanone auf der Achsel trug! Wir wollen diese Teufelsgeschichten vorläufig auf sich beruhen lassen und unsern Weg nach der schönen, mit herrlichen Bäumen bepflanzten Promenade fortsetzen. Dort auf der rechten Seite dehnt ein gegen 700 Fuss langes Gebäude seine fast unabsehbare Fronte die Allee abwärts. Grossartige Erinnerungen, der Segen vieler Tausenden knüpfen sich an den stolzen Bau und an den Namen des hochherzigen Mannes, der ihn in's Leben rief. Welcher Mediciner, welcher Menschenfreund überhaupt, hätte nicht mit wahrer Begeisterung von dem Julienhospital sprechen hören. Es ist vielleicht, was innere Einrichtung, Verwaltung und Mittel betrifft, eine der grossartigsten Anstalten Deutschlands, ja Europas. Würzburg und seine Universität sind stolz darauf und namentlich die letztere darf es wohl sein, denn ihr ganzes Wesen, ich möchte sagen, ihre Existenz steht im engsten

Verband mit der frommen Stiftung des Bischofs **Julius**. In der Entstehungsgeschichte dieser grossartigen Anstalt, tritt uns in schönstem Glanze die Ausdauer und Beharrlichkeit des deutschen Charakters entgegen. Julius hatte erkannt, dass trotz so vieler Spitäler und Waisenhäuser seinem Lande doch noch ein allgemeines Pfleghaus fehle. Sein Entschluss gedieh bald zur Reife und am 12. März 1576 schon legte er den Grundstein zu einem Bau, der seinen Namen unsterblich macht. Von vielen Seiten her hatte Julius mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Domkapitel machte ihm Vorwürfe, selbst die Juden verklagten ihn beim Kaiser, da der Platz, auf welchem sich das Spital erhob, ihnen zu eigen war. Der Bischof liess sich durch Nichts irre machen Binnen vier Jahren war das Werk beendet, doch belief sich damals der Stiftungsfond nur auf 52,275 fl. Was er indess in dem grossen Fundationsbrief ausgesprochen hatte, scheint sich noch bei seinen Lebzeiten verwirklicht zu haben, es heisst dort: „Sie (die Nachkommen) wollen dies unser Fürnehmen und gethane, wohlmeynende Verordnung nach Vermögen mehren und bessern und an dieser Stiftung nichts ändern.“ Als der erhabene Stifter (1617) das Zeitliche segnete, belief sich der Kapitalstock bereits auf 600,000 fl. und selbst Schwedens König, Gustav Adolph, ehrte das Eigenthum des Spitals und liess es unangetastet. Den Zweck der ganzen Stiftung deutet der Fundationsbrief an: „Es sollen alte, schwache und schadhafte Manns- und Weibspersonen, in unserm Stift gebürtig, ihre Unterhaltung und Pfleg haben, bis sie genesen; auch die verlassenen Waysen bis sie sich ernähren mögen, erhalten werden. Pilgrim und durchziehende arme Leut soll man indess nur Speis geben.“

Von den schönen Gebäuden, die Julius errichtet, sehen wir jetzt wenig mehr. Eine Feuersbrunst zerstörte 1699 den Hinterbau, der nach Petrini's Riss endlich neu aufgeführt wurde. Der imposante Vorderbau wurde indess erst 1791 begonnen, doch steht er noch immer dem erstern nach. Das schöne Hautrelief in Stein über dem Eingang ist von **Nickel**, der auch ein ähnliches für das Hueber'sche Spital anfertigte.

Durchschreiten wir nunmehr diese Räume, so weht uns dennoch, trotz des menschlichen Elends, das hier überall herrscht, ein gewisses Gefühl der Behaglichkeit an. Der Geist des erhabenen Stifters überwacht segnend sein Werk; denn

die Nachwelt hat es nicht allein beschützt und geehrt, sondern sie ist auch bemüht es zu erhalten und zu verbessern. Wie vielen Tausenden von Unglücklichen ward hier Pflege und Wartung; wer zählt die Kranken, die gesundet und segnend von hier schieden! Wie mancher Arzt, der jetzt im In- und Ausland zum Wohl der leidenden Menschheit wirkt, schöpfte hier sein Wissen, studirte unter Leitung tüchtiger Männer an diesen Krankenbetten! Und fürwahr, ich brauche nur die Namen Schönlein und d'Outrepont zu nennen, um den Beweis zu führen, dass auch in dieser Beziehung die Gegenwart überreich der Vergangenheit gegenübersteht.

Jährlich werden hier gegen 170 Pfründepersonen verpflegt, ungerechnet natürlich die temporären Kranken. Sehr bedeutend sind die Ausgaben, die Einkünfte aber auch grösser als die manches Fürstenthums. Zu fünf Millionen Gulden ist das Vermögen des Juliushospitals herangewachsen, welches vortrefflich verwaltet wird. Die Masse der einzelnen Zimmer, Krankensäle, Wohnungen etc. speziell zu beschreiben, dürfte überflüssig erscheinen. Von der Grossartigkeit des Baues und der Einrichtung überhaupt mögen nur allein die Küchen im Hinterbau einen Beleg liefern, worin täglich für 4-500 Menschen gekocht wird. Im Ganzen zählen wir 34 grössere und kleinere Krankensäle und ausserdem 12 andere Säle; über 100 Zimmer und unzählige Kammern und dergl., eine grosse Apotheke mit Laboratorium, ein eignes Schlachthaus — kurz die Stiftung Julius ist in ihrer jetzigen Gestalt eine kleine Welt. Die Spitalkirche ist mehr eine Hauskapelle zu nennen, doch bewundern wir ihren schönen, einfachen Styl und die trefflichen Sculpturarbeiten von Nickel und Bossi. In enger Verbindung mit dem grossen Spital stehn die beiden daran stossenden Gebäude. Das eine enthält die königl. öffentliche Entbindungsanstalt, das andere ist das Epileptiker-Haus. Die erstere, unter Leitung des berühmten Medizinalraths Prof. Dr. v. d'Outrepont, hat einen doppelten Zweck: Schutz für uneheliche Schwangere und Unterricht für junge Aerzte und Hebammen. Die Sammlung weibl. Becken (circa 900 Exempl.) des Herrn Direktors, welche in solcher Vollständigkeit vielleicht einzig in ihrer Art ist, sowie die Masse anderer Präparate und Phantome, unterstützen natürlich die Vorlesungen bedeutend. Unbemittelte Schwangere werden unentgeltlich

verpflegt und entbunden; doch werden auch gegen Vergütung die Bemittelten aufgenommen. Den bestehenden Hausgesetzen zufolge, wird die grösste Verschwiegenheit beobachtet.

Wir scheiden hiermit von diesen Wohlthätigkeitsanstalten, die zum Heil und Segen der leidenden Menschheit von den Schlägen des Schicksals verschont bleiben mögen. Julius der Grosse wird auch fürderhin segnend sein Werk überwachen und mit Horaz rufen wir, sein Andenken feiernd, aus:

. . . . Micat inter omnes
Julium sidus, velut inter ignes
Luna minores.

Gegenüber dem Spital mündet eine kleine Strasse in die Allee aus; wenn wir sie durchschritten haben, stehn wir auf dem Dominikanerplatz und vor der Kirche, die ihm den Namen ertheilt. Dieser Orden erscheint in Würzburg bereits im Jahr 1228, doch baute er sich erst 1274 hier an. Die Geschichte seines Aufenthalts zu Würzburg ist arm an hervorragenden Punkten. Als die Kirche 1656 mit Einsturz drohte, wurde sie einstweilen gestützt, doch erst 1741 eine durchgreifende Herstellung begonnen. Die 13 Deckengemälde im Langhaus sind von Ermeltraut (1748), die im Chor von Urlaub. Nach der Aufhebung des Klosters wurden die Gebäude zu verschiedenen Zwecken verwandt; ein Theil derselben dient seit 1813 den wenigen Mitgliedern eines Augustinerhospitiums zur Wohnung. Die gegenüberliegende Strasse gerade aufwärts schreitend, gelangen wir auf den Markt und erblicken dort eines der herrlichsten Baudenkmäler des 14. Jahrhunderts, das noch immer, trotz der abscheulichen, theilweisen Verunstaltung, den Kenner wie Layen entzückt. Es ist die Liebfrauenkapelle, die 1377 begonnen, 1451 vollendet, uns ein Bild altdeutscher Baupoesie darbietet. In diesen gottgeheiligten Räumen herrscht jenes ehrwürdige, magische Halbdunkel, das die älteren Kirchen in ihrem erhabenen Styl so vortheilhaft vor den im neueren Geschmack aufgeführten auszeichnet. In einen wahren Gottestempel, der Herz und Gemüth zu dem Allbarmherzigen erheben soll, taugt meiner Ansicht nach unnöthiger Flitter nur schlecht; deshalb sind die schönen Verzierungen des gothischen Styls kein zufälliger Schmuck. Es ist eine religiöse Bildersprache und ein Heiligthum, die Poesie der christlichen Religion verkörpert sich gleichsam in jenen himmelanstrebenden Bau-

werken. Leider hat unsere Liebfrauenkirche durch die grasse Geschmacklosigkeit des 17. und 18 Jahrhunderts Umänderungen erlitten, deren abscheuliche Verunstaltung leider noch immer nicht beseitigt worden ist. Eine wahre Blasphemie dürfte man besonders jene barocke Haube und Laterne des schönen Thurmes nennen, die man ihm 1713 aufsetzte. Eine italiänische Kuppel, getragen von Säulen im neuröm. Geschmack, einem herrlichen, gothischen Thurme aufgesetzt?! Ist das nicht ein Herkules mit der Allongenperrücke? Wäre ich ein reicher Mann, noch heute müsste dies Ungethüm herunter, so aber muss es stehn bleiben, auf dass es Zeugniss gebe von der Bornirtheit des vorigen Jahrhunderts. An der ursprünglichen Ausschmückung hat sich manch' tüchtiger Meister verewigt; besonders sind es die Sculpturwerke, welche Beachtung verdienen. Die Portale prangen in dem ganzen Reichthum des goth. Styles und sind mit sinnigen Hautreliefs geschmückt. Die Strebepfeiler des Langhauses mit den 12 Aposteln sind ein herrliches Werk von T. Riemenschneider. Den Thurm erbaute 1441 Meister Friedeberger von Frankfurt. In der Mitte des 14. Jahrh. stand hier eine Synagoge, die bei einer Judenverfolgung verbrannt ward. Zu dem damals errichteten Kirchlein wurde stark gewallfahrtet und deshalb erbaute man die jetzige Kapelle zu Unsern lieben Frauen. Noch sieht man einige schöne Epitaphien adeliger Herren, doch sind die Votivzeichen: Waffen, Paniere und Ketten, längst verschwunden.

Ueber den Markt nach dem Main zuschreitend, kommen wir an den schönen Polizeigebäuden vorbei, deren wir schon oben gedachten. Dem letzten Flügel gegenüber erstreckt sich ein ansehnliches altes Gebäude die Strasse hinab. Das ist die „*curia Rudwini*" in der jetzigen Form 1715 erbaut; doch stand schon im 16. Jahrh. ein Hof hier, der mancherlei Rechte besass, worunter auch eine dreitägige Accisefreiheit von ausgeschenktem Wein. Jetzt befinden sich in diesen Räumen die Büreaus der beiden königl. Landgerichte und Rentämter und der ganze Bau wird gewöhnlich „der Rückermain" genannt. Den einmal eingeschlagenen Weg fortsetzend, gelangen wir an den Fleischbänken vorbei auf den Ochsenplatz. Die schöne Allee, die wir bereits durchschritten, mündet hier aus, doch haben wir noch zweier Gebäude zu gedenken, die sich seitwärts von ihr erheben. Das zunächstliegende ist das Strafarbeitshaus,

welches schon 1695 errichtet wurde; ein sehr weitläufiger Bau. Unweit davon erhebt sich auf einem freien Platz die Pfarrkirche zu Pleichach. Es war schon 1133 ein eigner Gottestempel für die damalige Vorstadt errichtet worden, den man indess 1612 grosser Baufälligkeit halber einreissen musste. Die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt bietet nichts Aussergewöhnliches. Der nach Sitte des 16. Jahrh. vor derselben befindliche Oelberg ist ein vortreffliches Werk des wackern Meisters Riemenschneider.

Wir kehren wieder nach der Promenade zurück, schreiten über den Ochsenplatz und treten durch das Hallamt in den Hafen. Zwar herrscht hier kein hamburger oder frankfurter Treiben, doch freuen wir uns ob jener regen Geschäftigkeit, die dem Rheinländer freilich etwas *en miniature* erscheint. Würzburg konnte bis dato als Speditionsplatz nie einen bedeutenden Rang einnehmen; die Concurrenz der oberen Mainhäfen: Marktbreit, Marktsteft, Kitzingen und in der jüngst verflossenen Zeit auch indirekt Miltenberg, treten allzu hemmend seinem Emporstreben entgegen. Auch ist seine geogr. Lage nicht ganz dazu geeignet, wie ein Blick auf die Karte beweist. Deshalb beschränkt sich die Schifffahrt grossentheils auf den Transport der in loco zu consumirenden Güter und auf die Ausfuhr von Bier, Wein, Getraide und anderen Natur- und Kunstprodukten. Weit bedeutender ist dagegen der Holzhandel; schon vor vielen Jahrhunderten übte Würzburg hierin eine Art Stapelrecht, so dass Alles den Main herunterkommende Holz hier erst drei Tage feil geboten werden musste. Gegenwärtig wird die Schifffahrt von 7 Fahrzeugen mit 2000—2600 Ctr. Ladungsfähigkeit betrieben. Ueber die Geschichte derselben müssen wir Belehrung aus den uns gebliebenen Nachrichten von dem Zollwesen suchen. Würzburg scheint erst um das Jahr 1189 Zollplatz geworden zu sein, während in den meisten andern Mainstädten die bedrückenden Flusszölle um 1157 schon aufgehoben wurden. Seitdem ward der hiesige bald an Diesen, bald an Jenen verpfändet, bis er endlich im 15. Jahrh. an die Stadt selbst überging. Er wurde sehr löblich zum allgemeinen Besten verwandt *). Dass

*) Der Ertrag scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein, da 1700-1730 daran allein für Bauten circa 16,000 fl. aufgewendet werden konnten.

indess trotzdem Kitzingen stets den Vorrang in der Schifffahrt und dem Speditionswesen behauptete, geht aus der Verordnung des Fürstbischofs Friedrich Karl v. Schönborn (1746) hervor. Damals wurde mit Uebergehung Würzburg's dort eine allgemeine Niederlage für Güter und eine regelmässige Rangschifffahrt errichtet, mit welcher letzteren unsere Stadt im Verein mit Marktbreit erst 1833 concurriren konnte. Der schöne Schiffskranich ward 1773 nöthig, da sich durch einen Vertrag mit Chur-Mainz auch die hiesige Schifffahrt zu heben begann. Bei der ersten Versammlung der Aktionärs der Maindampfschifffahrt wollte man anfangs erst zu Kitzingen, dann zu Würzburg wegen der sich darbietenden Schwierigkeiten des Wassers eine Art Umschlag von grösseren auf kleinere Schiffe bewerkstelligen, was indess glücklicher Weise nicht zu Stande kam. Da Schifffahrt, Handel und Industrie zu eng verwandte Zweige sind, so sei es uns vergönnt, auch den beiden Letzteren einige Aufmerksamkeit zu widmen. Was den Erstern betrifft, so beschränkt sich die Ausfuhr meist auf Getraide, Bier, Wein, Bausteine und Holz. Der sogenannte Ochsenfurter Gau ist für das Erstere die eigentliche Bezugsquelle, doch liegen über den Betrag der mit diesem Artikel befrachteten Schiffe keine sichern Nachrichten vor. Was von Wein flussabwärts geht, ist nicht mehr der Rede werth. Seitdem die Pfälzer-, Rheingauer- und Moselweine so in Aufnahme gekommen sind, will man von Frankenweinen nichts mehr wissen. Selbst in den weiter abwärts gelegenen Mainstädten wird wenig mehr consumirt. Noch im Jahr 1731 weisen die Hanauer Zollrollen 2018 Fuder Wein nach, die aus Franken stromabwärts gingen; dazu mag Würzburg einen grossen Theil geliefert haben. Im Jahr 1831 dagegen stellt sich ein ganz anderes Verhältniss heraus; die Ausfuhr zu Thal scheint ganz aufgehört zu haben, wogegen zu Berg 858 Fuder gingen! Es dürfte im ersten Augenblick ganz unbegreiflich erscheinen, wer die trotzdem jährlich an den Mainufern erzeugte Weinmasse consumirt. Der Verbrauch beschränkt sich indess meist auf den Ort selbst, theils wird auch nach Sachsen ziemlich viel ausgeführt. Die Veranlassung, dass die Franken- und Mainweine überhaupt nicht die Concurrenz mit den Rheinweinen halten können, liegt wohl hauptsächlich in der Billigkeit dieser. Die besseren Sorten von jenen sind zu theuer, die geringern

stehen an Qualität zu sehr nach. Wir erwarten viel von dem Verein für die Veredlung des fränk. Weinbaues, der sich 1835 gebildet hat. Der Kleinhandel für Würzburg und seine nächsten Umgebungen hatte noch im 17. Jahrh. wenig zu bedeuten; zwar wurden von Jahrh. zu Jahrh. Verordnungen und Privilegien für „Handelsleute und Krämer" erlassen, doch konnten sie keinen grossen Nutzen stiften, da zum grossen Nachtheil der Bürgerschaft, die Klöster, öffentlichen Anstalten, ja der bischöfl. Hof selbst, seine Bedürfnisse von Frankfurt und Nürnberg direkt bezogen. In der That verdankt Würzburg erst der baierischen Regierung das Emporblühen dieses wichtigen Nahrungszweiges. Als Fabrikstadt beginnt sich Würzburg erst seit den letzten Decennien emporzuschwingen. Es finden sich einige Tabaks-, eine grosse Tuch-, wie eine Leder-, Messer-, Papierwaarenfabrik. Am bekanntesten ist die Pfister'sche Pianofortefabrik durch ihre Flügel, Piano's etc. geworden, welche fast nach ganz Baiern versendet werden. Nachdem ich nunmehr die ganzen industriellen und materiellen Interessen unserer Stadt besprochen habe, werden Viele erwarten, dass ich eine Art Gelehrtengeschichte hieran knüpfen werde. Da ich mir dieselbe jedoch nicht in Umrissen wiederzugeben erlaube, so ist es besser, sie bleibt ganz weg. Im Uebrigen ist es auch allbekannt, dass Würzburg schon durch seine Universität in geistiger Beziehung jede Rivalität der Schwesterstädte aushalten kann.

Wir wandern nunmehr den Hafen aufwärts nach der Brücke zu, lassen uns aber nur auf wenige Augenblicke durch das majestätische Rauschen der untern Mainmühle aufhalten und schreiten dann die erste Strasse, die sich rechts neben der Brücke mainaufwärts dehnt, hinan. So gelangen wir an die weitläufigen Gebäude des ehemal. Augustinerklosters. Bevor der Orden 1262 sich hier niederliess, stand auf dieser Stätte die St. Georgen- oder Ritterkapelle, von welcher auch die nahe Ritterstrasse ihren Namen hat. Die alte Kirche, die 1687 abgebrochen, wieder erbaut und 1824 nochmals gänzlich eingelegt wurde, soll eine der schönsten gewesen sein. Das Kloster zählte eine Menge hochberühmter Gelehrten unter seinen Brüdern *),

---

*) V. Höhn, *Chron. prov. Rhenosuev. ord. f. f. Eremit. S. P. Aug.*

auch Luther weilte auf seiner Reise hier. Nach der Säcularisation wurde im Jahr 1824 auf der Stätte der alten Kirche ein schönes Civilgebäude mit einer Hauskapelle errichtet und das Schullehrerseminar aus dem sog. Petersbau hierher verlegt. Ausserdem befinden sich in diesen weitläufigen Räumen das Gymnasium und seit 1834 auch die lat. Schulen. Ehe wir die schöne Neubaustrasse, die jetzt vor uns liegt, hinanschreiten, wollen wir dem links liegenden Erziehungsinstitut der Ursulinernonnen einen Besuch abstatten. Wenn man im Allgemeinen gar zu gern wider die Wiederherstellung der Klöster zu eifern geneigt ist, so hat man nicht bedacht, welch' segenvolles Wirken von jeher die Orden, welche sich mit dem Unterricht der Jugend, der freiwilligen Pflege der Kranken beschäftigten, entfalteten. Da wo nur der göttliche Zweck, die heil. Erfüllung der Gelöbnisse einwirken, muss die Ausübung der Pflichten wohl ganz andere Früchte tragen, als wenn das materielle Interesse ins Spiel kommt. Deshalb konnte Würzburg die Wiederherstellung dieses Klosters im Jahr 1808 nur willkommen heissen. Die Ursulinerinnen siedelten sich erst 1710 als Filialinstitut von Kitzingen hier an, erwarben die Kapelle der Antoniter *) und führten 1738 die weitläufigen Klostergebäude auf. Der Hochaltar des Kirchleins hat ein sehr schönes Gemälde von Stöhr aufzuweissen. Wir kehren auf die Neubaugasse zurück, biegen jedoch in die erste Gasse links ein und sehen die stattlichen Gebäude eines Franziskanerklosters sich erheben. Die Kirche stammt ihren Hauptsubstruktionen nach aus dem 13. Jahrh., wurde jedoch 1604-10 gänzlich verschönert. Sie besitzt einen Reichthum schöner Gemälde aus der Blüthezeit des berühmten Onghers, eines Schülers Rubens. Die schönen Gipsmarmorarbeiten sind von einem Laienbruder Stauffer. Interessant sind noch die zahlreichen Epitaphien und die angebaute Valentinskapelle wegen des altdeutschen Deckengemäldes.

Ueber den freien Platz hinter der Kirche, der ehedem ein Leichenhof war, begeben wir uns nach jener ansehnlichen Reihe öffentlicher Gebäude, welche den ganzen obern Theil der

---

*) Die Statue des heil. Antonius mit dem Schwein zu Füssen, erinnert an diese Eremiten und ihre Befugniss, 14 Schweine frei zur Mästung in der Stadt umherlaufen lassen zu dürfen.

Neubaugasse einnimmt. Zuvörderst fällt uns die herrliche ehemalige Universitätskirche in die Augen. Sie soll einst die prächtigste in ganz Würzburg gewesen sein und glaubwürdige Geschichtsschreiber berichten uns, dass jeder Stein einen Thaler gekostet habe. Fürstbischof Julius erbaute sie, als er 1582 die Universitätsgebäude aufführte, doch datirt sich ihre prächtige Ausschmückung erst aus den Jahren 1698—1701. Könntet ihr euer Werk jetzt schauen, ihr würdigen Männer, die ihr so uneigennützig für den Glanz euerer Residenz Sorge trugt — euch müsste gerechter Unwille über den Materialism unserer Zeit erfüllen. Wo ist Deine Pracht hingeschwunden, erhabenes Gotteshaus? Wo sind Deine Altäre, Deine Gemälde, Deine Epitaphien? — Alles verschwunden, nur die nakte Hülle ist geblieben, auf dass sie Zeugniss gebe von dem Geist unserer Zeit! Die erhabenen Klänge der Orgel tönen nicht mehr in Deinen Räumen und statt der betenden Menge erheben auf jenen Gallerien die riesigen Aktenstösse der königl. Kreisregierung ihre bestaubten Häupter! Erfreulichere Bilder treten uns entgegen, wenn wir uns nach dem linken Flügel des Gebäudes wenden. Auch hier begegnen wir einer Stiftung des unvergesslichen Julius, doch hat sich diese aus allen Stürmen der Zeit gerettet und blüht von Jahrhundert zu Jahrhundert immer herrlicher auf. Die Universität ist's, welche ich meine. In jener Zeit, wo die geistige Kultur sich allmählig zu entwickeln begann, waren Hochschulen das dringendste Bedürfniss zur raschern Förderung derselben. Das erkannten die geistlichen Oberherren gar wohl und so entstand schon 1402 in Würzburg eine solche, welche jedoch durch die Unruhen der Bürger nach 14jährigem Besteh'n sich auflöste. Bischof Julius erkannte, dass es seinem Staat an einem Concentrationspunkt der Gelehrsamkeit und des höhern Unterrichts fehle, da beschloss er die Wiederherstellung der Universität. Jene Gebäude, die uns noch heute durch ihre Opulenz in Erstaunen setzen, wurden 1584 vollendet. Mit grösserer Vorliebe ist wohl selten für das Gedeihen einer geistigen Anstalt gesorgt worden. Julius selbst übernahm mehrmals das Rectorat und nannte die Hochschule seine geliebte Tochter Julia. Dank sei es der Nachwelt, dass sie in dem Geiste fortwirkte, welcher den erhabenen Stifter beseelt hatte. Das Institut war bereits in den Jahren 1582—1617 von mehr als 15,000 Studenten besucht worden und stets ging es

aus den Kriegsstürmen mit erneutem Glanze hervor. Eine neue Umgestaltung erhielt es im Jahr 1803 durch den Kurfürst Maximilian, in deren Folge sie sich auch Julius-Maximilians-Universität nannte. Die Lehrstühle wurden mit den berühmtesten Lehrern des In- und Auslandes besetzt, und überhaupt darf sich die Stiftung des trefflichen Julius rühmen, immer mit dem Geiste der Zeit und der Wissenschaft fortgeschritten zu sein. Unter den „Attributen der Universität“, wie sie Scharold in seiner trefflichen Beschreibung von Würzburg nennt, gedenken wir vor Allem der Bibliothek, die vortrefflich verwaltet, eigentlich erst 1726 gegründet wurde. Durch Aufhebung der Klöster und die Grossmuth des Fürst-Primas v. Dalberg empfing sie ihre eigentlichen Schätze: jene seltenen Manuscripte, Evangelienbücher aus dem 7. und 8. Jahrh., die der verdienstvolle Oegg in seiner Corographie von Würzburg ausführlich beschrieben. Auch von Incunabeln finden sich seltene Exemplare. Die Anstalt ist mit Ausnahme der Feiertage, des Mittwochs und der Ferien, täglich geöffnet. Nächstdem verdient das naturhistorische Kabinet, das die Universität 1803 von dem Conventualen B. Blank gegen eine Leibrente von 1500 fl. erwarb, einen Besuch. In Verbindung damit steht das physicalische Kabinet und der botanische Garten. Mediziner brauche ich nicht erst auf die berühmte anthropotomische Anstalt aufmerksam zu machen. Sie ist nicht allein berühmt durch ihre treffliche Einrichtung, durch den Reichthum an Präparaten, sondern auch durch die um die Wissenschaft so hochverdienten Männer, welche hier lehrten. Mit grossem Aufwand ward sie 1700 errichtet. Eine besondere Zierde der Universität ist auch die zootomische Anstalt, welche erst 1824 der rühmlichst bekannte Professor Heusinger ins Leben rief. Sie ist besonders reich an Präparaten aus der Insektenwelt. Das musikalische Institut, welches mit der Universität vereinigt ist, entstand 1804. Vielleicht darf sich keine andere deutsche Universität einer solchen Anstalt rühmen. Unter der Leitung des berühmten Professors Fröhlich hat sie nunmehr schon 37 Jahre segensreich auf die musikalische Ausbildung der studirenden Jugend eingewirkt. Des glänzendsten Erfolges erfreuten sich bisher stets die jährlichen Produktionen der gesammten Schüler; sie lieferten den Beweis, in welch regem Fortschreiten das Institut immer begriffen ist. Der Zweck desselben ist unentgeltlicher Unter-

richt in der Musik und den damit verwandten Zweigen. Seit dem Jahr 1811 ward sie zur allgemeinen Landesanstalt erhoben und empfängt deshalb jährlich vom Staat 3600 fl., von der Universität 400 fl. zur Besoldung der Lehrer.

Die Hochschule zählt gegenwärtig 35 Professoren, 4 Privatdocenten, 2 Lehrer der bildenden Künste, 2 Exercitienmeister und 1 Pedell. Die medicinische Facultät dürfte die meisten Schüler zählen und überhaupt gegenwärtig das eigentliche Lebenselement der Universität bilden. Diese selbst besitzt an Gütern, Gefällen und Kapitalien ein reiches Einkommen, das von einem Ausschuss der ordentlichen Professoren verwaltet wird.

Mit dem Universitätsgebäude zusammenhängend ist das Klerikal-Seminar. In diesen Räumen walteten ehedem die Jesuiten, deren Andenken der Fürstbischof Franz Ludwig gänzlich verwischen liess. Der schöne Bau ward 1716 errichtet und 1789 den Alumnen des Seminars angewiesen. In Verbindung damit steht die schöne Michaelskirche, welche 1718 von den Jesuiten errichtet wurde. Ehedem stand auf diesem Platz die Agnesen-Klosterkirche. Der Gottestempel in seiner jetzigen Gestalt ist vielleicht einer der schönsten Würzburgs. Er hat sehr schöne Decken- und Altargemälde aufzuweisen; die reichen Stuccaturarbeiten sind von Bossi. Die letzte Fronte jenes ungeheuren Bauquadrats, das sich von der obern Promenade bis nahe an das Franziskaner-Kloster erstreckt, geht auf die Neubaugasse und in diesem Flügel waltet die königl. Kreisregierung mit der ganzen Menge ihrer Büreaus, Registraturen und Aktenstösse.

Wir wenden uns rechts von der Promenade ab und schreiten die Stephansgasse hinab, wo wir bald die Kirche, welche der Strasse den Namen gegeben, erblicken. Seit 1804 der protestantischen Gemeinde, welche circa 1300 Glieder zählt, eingeräumt, ist sie ihrer ursprünglichen Form nach eines der ältesten Gotteshäuser. Schon im Jahr 1013 rief Bischof Heinrich I. ein Kollegiatstift zum heil. Stephan ins Leben, das Bischof Adalbert 1057 in ein Benediktiner-Kloster umwandelte. Unter dem letzten Abt wurde 1789 eine durchgreifende Verschönerung der Kirche, wie der Klostergebäude unternommen; damals empfing jene ihre beiden schönen Thürme. Die guten Väter hatten wohl nicht geahnet, dass der Zeitpunkt der Auflösung so nahe war. Das Kloster entging 1803

der allgemeinen Säcularisation nicht. In den Klostergebäuden errichtete 1816 J. G. Heine jene berühmte orthopädische Anstalt, deren Ruf sich bald durch ganz Europa verbreitete. Der Gründer war eigentlich nur mechanischer Künstler, erwarb sich jedoch nach und nach durch eifriges Studium jene chirurgischen und anatomischen Kenntnisse, die ihm bald einen Namen machten. Trotz aller Unterstützungen, die ihm selbst die Regierung bewilligte, und trotz dem, dass seine Anstalt auch in pecuniärer Hinsicht nichts zu wünschen übrig liess, wollte er doch die Erfolge seiner Kuren in Verbindung mit Seebädern erproben; er überliess daher seinem Schüler Dr. B. Heine das Institut zu Würzburg und errichtete in Scheveningen an der holländischen Küste ein neues. Die allmählig eintretende Concurrenz wirkte nicht allzu vortheilhaft auf die hiesige Anstalt.

Auf dem nächsten grossen Platz, der an den obigen stösst, erhebt sich die Pfarrkirche zu St. Peter, ein reich geschmückter Gottestempel, der erst 1720 in so schönem Glanze erstand. In ihren Hauptsubstruktionen, Thürmen und Chor, mag die Kirche wohl aus dem 14. Jahrh. stammen, da sie schon im 16. baufällig war. Sie besitzt mehrere Gemälde, worunter das Altarblatt von O. Onghers das vorzüglichste ist. Die gegenüber liegenden Gebäude sind unter dem Namen Peters- oder Münzbau bekannt. Petrini hat sie 1669 erbaut. Das Klerikal-Seminar bewohnte sie eine Zeit lang, dann ward eine Münzstätte darin errichtet, die erst 1816 aufhörte. Die Universität, der diese Gebäulichkeiten gehören, hat sie theils einer Tabaksfabrik, theils verschiedenen öffentlichen Verpflegungs- und Strafanstalten überlassen.

Wandern wir eine der drei nach dem Main führenden Strassen hinab, so gelangen wir auf die Sandergasse, wo uns zuvörderst ein bescheidenes Kirchlein in die Augen fällt, das 1629 von den unbeschuhten Karmeliten erbaut, dennoch sehr gute Altarblätter besitzt. Das am Hochaltar ist ein Meisterwerk Diepenbecks, eines Schülers des grossen Rubens. Zu Ehren der heil. Maria Magdalena erbaute auf dieser Stätte schon 1254 ein weiblicher Bettelorden, der sich „die Reuerinnen“ nannte, ein Kirchlein. Jene Büsserinnen scheinen aber ihrer Heiligen schlechte Ehre gemacht zu haben, denn sie wurden übermüthig und ausschweifend trotz ihrer Armuth. Da wurde 1564 das Kloster geschlossen, doch 1627 von

Karmeliten wieder besetzt, welche sich auch noch heute darin behauptet haben.

Wir stehn am Schluss unserer Wanderungen. Was die ehrwürdige Bischofsstadt nur irgend Sehenswürdiges in ihren Ringmauern bewahrt, haben wir berührt. Kunstfreunde, Architekten und Alterthumsliebhaber werden in den 21 Kirchen und den andern öffentlichen Gebäuden, die wir besprochen, hinreichende Ausbeute und Befriedigung gefunden haben. Dennoch tritt der Mangel eines Concentrationspunktes für die artistischen Sammlungen recht fühlbar hervor. Nur Derjenige, dem es vergönnt ist, einige Zeit in unserer Stadt zu verweilen, wird sagen können, er habe Alles gesehn. Es war nämlich von jeher Sitte und eine besondere Vorliebe unserer Würzburger, Privatsammlungen anzulegen. Der Einzelne kauft und gibt sich Mühe, irgend ein Kabinet artistischer, archäologischer oder numismatischer Gegenstände anzulegen. Die Kunst oder Geschichte verliert mehr dabei als sie gewinnt; denn was sich aus dem Sturm der Zeiten gerettet, wird hier und dort zerstreut, und wer kennt nicht das Schicksal der meisten Privatsammlungen, wenn ihr Besitzer das Zeitliche gesegnet! Ist es kein patriotischer Mann, der das, was er zusammengebracht, irgend einer öffentlichen Anstalt vermacht, so wird es von habsüchtigen oder unwissenden Erben bald dahin, bald dorthin verschleudert. So leben auch in Würzburg wohl zwanzig wohlhabende Privatleute, deren Jeder oft mit grossem Fleiss Treffliches erworben und es nun ängstlich unter Schloss und Riegel hütet. Dem Fremden wie Einheimischen wird es oft schwer Zutritt zu erlangen; denn wie bereits oben gesagt, der Würzburger ist vornehmer als der Bamberger und mithin auch unfreundlicher. Könnten sich die Besitzer dieser Sammlungen dahin vereinigen, solche, unbeschadet ihres Eigenthumsrechtes, in einem passenden Lokal zu Nutz und Frommen der Wissenschaft aufzustellen, so würden sie sich bestimmt den Dank der Mit- und Nachwelt erwerben. Da diese *pia desideria* aber wohl ewig solche bleiben werden, so können wir den Reisenden, welcher Freund von Kunst und Alterthum ist, vorzüglich auf die höchst ausgezeichneten und reichen Sammlungen der mannichfaltigsten Gegenstände bei v. Martinengo, Klotz und Köchel aufmerksam machen.

Dem Gasthofswesen unserer Stadt widmen wir schliesslich noch einige Worte. Bei der zu erwartenden Dampfschifffahrt dürften sich natürlich diejenigen Gasthäuser des meisten Besuchs zu erfreuen haben, welche dem Mainufer zunächst liegen. Wir gedenken deshalb auch zuerst des „Schwan“, der bereits seit 1½ Jahrhunderten freundlich und gegen billige Vergütung die Fremden verpflegt. Schon Kaiser Joseph II. erkannte dies, als er auf seiner Reise nach den österreichischen Niederlanden durch Würzburg kam und in diesem Gasthof abstieg. Der „Schwan“ erhebt sich auf dem rechten Mainufer in der Buttnersgasse und man geniesst von den Fenstern aus eine wahrhaft entzückende Aussicht auf unsern Strom, die Marienburg und ganz Würzburg mit seinen Umgebungen überhaupt. Der vorzüglichste und von den höchsten Herrschaften besuchteste Gasthof ist indess das *Hôtel de Russie* in der Theaterstrasse. Auch der „deutsche Hof“ (Neubau-Gasse) verdient durch seine schöne Lage und zahlreichen Zuspruch erwähnt zu werden. Man findet daselbst, so wie auch im „Adler“ eine gute *table d'hôte.* Im „Kronprinzen von Baiern“ *vis-à-vis* der Post ist für jeden Durchreisenden gastlich gesorgt. Gasthöfe mittlern Ranges, die jedoch gleichfalls zu empfehlen, sind das „Gasthaus zum Mohren“ auf dem Kürschnerhof, und der „Kleebaum.“

Wir sind in diesem Augenblick im Begriff, unsere ehrwürdige Bischofsstadt zu verlassen. Wer einige Tage in ihr verweilte, um ihre Sehenswürdigkeiten zu schauen und im Kreise heiterer Menschen und in Mitten einer herrlichen Natur die Sorgen des Lebens zu vergessen, fragt sich wohl gern, wenn er den Wanderstab weiter setzt: ob das, was er gesehn, auch lohnend war. Ich glaube nicht, dass bei Würzburg diese Frage nothwendig sein wird. Unsere Stadt bietet in jeder Beziehung des Interessanten so viel, dass Niemand unbefriedigt scheiden wird. Wenn sich im Allgemeinen auch jetzt noch nicht jene Regsamkeit, jener ungeheuere Fremden-Andrang wie in den rheinischen Städten gezeigt hat, so übte doch Würzburg schon lange eine Attraktionskraft auf das reisende Publikum aus, deren Wirksamkeit sich bei der projektirten Dampfschifffahrt bald noch mehr bethätigen wird. Bildet auch unsere Stadt nicht wie Bamberg einen natürlichen Stapelplatz, so muss doch der Fremdenverkehr auf eine bedeutende Höhe steigen. Unterhalb Würzburg beginnt nämlich der Main

jene ungeheuere nördliche Krümmung, welche auf dem Wasserweg circa 25 Stunden umfasst, während man zu Land diesen Bogen in 4—5 Stunden abschneiden kann. Wen seine Bestimmung nicht nach Kissingen führt, wohin der Weg von der nördlichsten Spitze dieser Krümmung geht, der wird entweder zu Würzburg aussteigen, um dort die Schönheiten der Natur, die Sehenswürdigkeiten der alten Stadt zu bewundern, oder er wird sogleich nach Wertheim fahren, die freie Zeit zu Ausflügen in die herrliche Umgegend benutzen und dort das nächste Dampfboot erwarten. Beide Städte können durch solchen Aufenthalt nur gewinnen und es werden seiner Zeit bequeme Omnibus jene Verbindung sorgfältig unterhalten.

Auf unsern heimathlichen Strom zurückkehrend, richten wir den letzten Blick eines freundlichen Scheidens gen Würzburgs majestätische Häuser und Kirchenmasse. Jeder, der in seinen Mauern weilte, ruft wohl mit mir bedrängten Herzens: Leb' wohl Du alte Stadt mit Deinen Domen, Deinen Palästen, Deinem Reichthum und Deiner Armuth, Deinem köstlichen Bier, Deinem Leisten- und Steinwein und zuletzt auch Deinen schönen Mädchen und Frauen. Ist es zufällig an einem Sonntag, wo der fremde Wanderer seinen Thoren den Rücken kehrt, so kann er mit fröhlichen Menschen noch hinab gen Himmelspforten ziehn, wo sich ihm, ist er sonst kein Kostverächter, bei Leisten- oder Steinwein vielleicht auch die „Pforten des Himmels" bald eröffnen werden. Es ist wenigstens manchem fröhlichen Würzburger schon begegnet, dass er sich in der „Moschee" allzusehr erbaut und dann wohl auf dem Heimweg den Himmel, wenn auch nicht offen, doch voller Bassgeigen hat hängen sehn. Diese emphatische Bildersprache brauche ich dem Eingeborenen nicht zu commentiren: Himmelspforten ist wie die „Moschee" ein Erholungsort, nach dem vielleicht stärker gewallfahrtet wird, als es je die Gläubigen nach der heil. Stadt Mekka thun. Das erstere war einst ein Cisterz.-Nonnenkloster, bereits um das Jahr 1231 erbaut, doch nicht auf der Stätte, wo sich jetzt seine Räume erheben, sondern 5 Stunden weiter mainabwärts im Dorfe Himmelstadt: „Das ist aber über etzliche jahre hernach in vehden und Krigen verderbt und verhert und nachgebends am Mayn nicht fern von Würtzburg gebaut worden, wo man es noch anitzo liegen sieht." So berichtet die Chronik und weiter

erzählt sie, dass es im Bauernkrieg von „diesen bösen Leuten“ ruinirt, dann aber wieder schöner erbaut worden sei. Als die Schweden 1631 nach Würzburg zogen, flohen die Nönnlein von dannen und in den leeren Räumen brachten diese Söhne des Nordens die Nacht auf den 18. Oktober „gräulich mit Sauffen und Fressen zu, ehebevor sie das Schloss erstürmten.“ Gegenüber auf dem rechten Ufer am Fusse des Steinbergs liegt das Siechenhaus, zur Aufnahme der unheilbaren Kranken Würzburgs bestimmt, das Gebäude ward 1664 aufgeführt. Ein gewaltiger Felsen ragt hier in den Fluss; schneller taucht der Schiffer seine Ruder in die Fluth und wenn ein Wanderer sich zu nächtlicher Weile verspätet hat, so beflügelt er seine Schritte, auf dass er dieser Stelle schneller den Rücken kehre. In der Tiefe dieses Felsens haust der Gott des Flusses, so wähnt das Volk und glaubt seine Stimme zu vernehmen, wenn der Sturmwind durch die Wälder braust uud die Wasser schäumend an die Felsen schlagen. Er scheint dem Kühnen hold zu sein der gewaltige *Moenus*, davon weiss die Sage zu erzählen. Ein Kreuz auf der Höhe soll die Nachwelt an einen Mann aus jener alten Zeit rauher Kraft und Selbsthülfe erinnern. Als das Faustrecht noch in seiner ganzen Wildheit unser schönes Vaterland zerfleischte, da hauste zu Gailing bei Rottenburg ob der Tauber ein Mann, der war ein gewaltiger Raubritter und nannte sich Eppelein v. Gailingen. Und es ist derselbe, von dem die Nürnberger so viel zu erzählen wissen. Der lag Jahr aus Jahr ein bei Tag und Nacht auf den Wegen und überfiel mit seinen Knechten die Güterwagen der Kaufleute und hauste gräulich im ganzen Land. Da ergrimmten die Städter und es ward ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt. So trug es sich einstmals zu, dass der Eppelein auf der Veitshöchheimer Strasse, einem Transport Kaufmannsgüter auflauerte und mit seinen Knechten flugs aus dem Wald sprengte, als dieser herannahte. Das bekam ihm aber schlecht, die Würzburger hatten ihm eine Falle gelegt, erschlugen die Wegelagerer und der Ritter musste sein Heil in der Flucht suchen. Sein treues Ross trug ihn über Berg und Thal, durch Wälder und Felder — ihm nach auf seiner Spur sprengten die Würzburgischen Reiter. Hier stürzte einer und dort, doch unaufhaltsam ging es in rasendem Galopp vorwärts. Der Ritter schaute nicht rechts noch links, immer in grader Richtung

sprengte er vorwärts; da hörte er plötzlich hinter sich das Jubelgeschrei seiner Verfolger und erkannte, dass er verloren sei. Auf ein schroffes Felsenriff hatte er sich geflüchtet und tief unten brauste der Main und leckte begierig an den Fundamenten des riesigen Gesteins. Vor sich sah Eppelein sichern Tod und dort drohte ihm schmachvolle Gefangenschaft — da fasste er sich als Mann, empfahl seine Seele dem Herrn und stürzte sich mit seinem treuen Ross hinab in die schäumenden Fluthen. Zwar sank in die Tiefe das gewaltige Thier, doch raffte es sich wieder empor und erreichte bald das schützende Gestade.

Noch ein anderes Kreuz erhebt sich dort auf der Höhe und schaurige Mähr weiss das Volk davon zu berichten. Auf dieser Stätte ward eine Nonne aus dem Kloster Himmelspforten mit ihrem Buhlen ergriffen und lebendig eingemauert. Uns tröstet über das Schicksal der Unglücklichen nur die Geschichte, welche diesem Kreuz eine andere Bestimmung anweist.

Der Main der sich gleich unterhalb Würzburg nach Westen krümmt, verlässt plötzlich diese Richtung und wendet sich nach Norden. Wie durch einen Zauberschlag erhält die Gegend von diesem Augenblick an einen andern Charakter. Sie wird wilder, romantischer; höher thürmen sich die Berge empor und die fruchtbedeckte Ebene flieht vor diesen ernsten Kolossen. Grosse Waldungen münden an unsern Gestaden aus, selbst der Weinstock wird seltener. Dennoch bewahrt die Strecke bis Gemünden den Ausdruck der Idylle in der ganzen Landschaftsphysiognomie, noch finden sich liebliche Gärten und reiche Getraidefelder; hier und da nimmt die Gegend selbst den Charakter des obern Flussgebietes an. Anders gestaltet sie sich wiederum, wenn unser Fluss bei Gemünden der nördlichen Richtung untreu wird und nach Süden strebt — doch wollen wir jetzt noch davon schweigen und uns zurück nach Würzburgs nächsten Umgebungen wenden. Oberzell, des freundlichen und geschäftigen, haben wir zuvörderst zu gedenken. Es liegt an der äussersten Spitze jener westlichen Krümmung, welche der Main eben beendet, um nun in gestreckterem Laufe seine nördliche Richtung zu verfolgen. Dem heil. Nortbert verdankt der freundliche Ort seine Entstehung. Mit grossen Ehren ward 1128 jener fromme Mann, der den Orden der Prämonstratenser ins Leben gerufen, zu Würzburg empfangen.

Des Volkes Vertrauen zu ihm war unbegränzt; als er einstmals nach der Kirche zuschritt, schrie ihn ein elend blindes Weib an: O Du Heiliger, der Du Allen hilfst, erbarme Dich auch meiner Noth! Da ging Nortbertus hin, bliess das Weib unter die Augen und von Stund an ward es sehend. Das Volk aber schrie Mirakel und legte alsbald dem Heiligen sein überflüssig eitel Schmuckwerk zu Füssen. Nortbertus bestimmte den reichen Schatz zur Gründung einer Probstei und erbaute auf dieser Stätte das Kloster, welches 1150 zu einer Abtei erhoben wurde. Der Würgengel, der im J. 1525 in Gestalt der aufrührerischen Bauern die Klöster und Schlösser heimsuchte, ging auch nicht an Nortbert's Stiftung vorüber. Doch erhob sich das Kloster bald darauf wieder verschönert aus seinen Trümmern. Zur Zeit der Säcularisation gingen die Gebäude in verschiedene Hände über, bis 1817 König Maximilian dem talentvollen Mechaniker und Buchdrucker König aus Eisleben die ehemalige Abtei zur Anlegung einer grossartigen Werkstätte einräumte. Unter der Firma König und Bauer versorgt seitdem dieses herrliche Atelier die Buchdruckereien der halben civilisirten Welt mit jenen trefflichen Schnell- und eisernen Pressen, deren Erfinder König ist.

Mittelzell, der Hauptort der beiden anderen Zelle, liegt uns zunächst. In allen Urkunden wird er: Zelle in der Gassen genannt und die Einwohner besassen das würzburgische Bürgerrecht, stellten auch ihre Schöffen zum Brückengericht. Diese waren frei vom Brückenzoll, nicht aber die anderen Zeller. Die Grafen v. Rieneck verkauften 1376 und 80 die „eignen Leute ihrer Grafschaft" an Würzburg, in welcher auch unser Zelle war. Der Ort ist wohlhabend durch seinen Wein- und Obstbau, besitzt Marktgerechtigkeit und zählt gegen 1200 Einw.

Unterzell, ehedem Dorfzell genannt, heisst die letzte Abtheilung des gesammten Ortes, der seit 1803 in einen Marktflecken vereinigt wurde. Auch hier stand ehemals ein Prämonstratenser Nonnenkloster, das wenige Jahre nach Errichtung der Probstei zu Oberzell ins Leben trat. Auch diese Stiftung erfuhr zu wiederholtenmalen den Unbestand des Glückes. Nicht allein dass es in seiner Organisation mehreremals gänzlich umgeändert wurde, machten es auch die Bauern 1525 der Erde gleich. Kaum war es 1611 wieder erbaut, so kamen die Schweden und plünderten es gleich den anderen gänzlich aus.

Zur Kulturgeschichte der Aufklärung im Würzburger Bisthum liefert das Kloster einen interessanten Beitrag. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte zu Unterzell im Kloster Schwester Renata, eine fromme, ehrbare Frau aus dem Adelsgeschlecht von Singer. Sie hatte sich durch fleissiges Studium der Naturlehre und Chemie tüchtige Kenntnisse erworben und leuchtete in ihrer bigotten, engherzigen Umgebung gleich einem Meteor. So weckte sie unbewusst den Neid ihrer Schwestern und in abergläubiger Scheu begann allmählig das Volk von seiner früheren Wohlthäterin zurückzuweichen. Die Zeit des Hexenbrennens war zwar glücklicherweise vorüber, doch hatten Spee's und Schönborns Schriften wider die Gräuel der Hexenprozesse in Franken wenig Eingang gefunden. Das Volk war noch immer in Dummheit und Aberglauben versunken und von seinem damaligen geistlichen Beherrscher geschah wenig, um es aufzuklären. So geschah es, dass die Anklagen der Klosterfräulein geneigtes Ohr fanden und ehe Renata eine Ahnung davon hatte, wurde sie nach Würzburg geschleppt und sollte sich vor Gericht über ihr Thun und Treiben rechtfertigen. Die Unglückliche, sich keines Vergehens bewusst, rief den Himmel zum Zeugen ihrer Schuldlosigkeit an. Ihre Betheuerungen verhallten ungehört — wo Hass und Misgunst zu Gericht sitzen, ist das Urtheil schnell gesprochen. Maria Renata ward als Zauberin und Verbündete des Teufels am 21. Juni des Jahres 1749 enthauptet und dann verbrannt. Die Geschichte hat diesen entsetzlichen Justizmord mit blutigen Lettern in ihr Buch eingetragen und niemals wird das Andenken daran verwischt werden. — Die ehemalige Klosterkirche bewahrt die interessanten Epitaphien des Rittergeschlechts der Schenken von Rossberg, welche gerade gegenüber am linken Mainufer ihr Schloss hatten. Heutzutag steht von der stolzen Burg nur mehr ein hoher Thurm, der gleichsam verdrossen von der Höhe in die heitre Landschaft und das geschäftige Würzburg hineinschaut. Die Urkunden über das Geschlecht, das ehedem hier hauste, reichen nur bis zu dem Jahre 1293 *), es waltet jedoch kein Zweifel vor,

*) *V. Schöpf de fratribus domus S. Chr.;* als Zeuge erscheint, in einer mitgetheilten Urkunde, der Domherr *Heinricus pincerna de Rossberg ministerialis imperii.*

dass Burg und Geschlecht schon im 11. Jahrhundert bestanden. 1303 belehnt Bischof Andreas den *Henricus pincerna de Rossberg* mit der Burg Rossberg und daraus geht hervor, dass schon weit früher dieses Geschlecht das Schloss besessen haben muss und diese Belehnung nur gleichsam eine Erneuerung zu sein scheint. Schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts war das Schloss von beträchtlichem Umfang, da selbst viele eigne Leute mit ihren Familien darin wohnten. *) Die Burg blieb in Besitz der Schenken und nur auf kurze Zeit erhielten die v. Grumbach die Hälfte davon. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts konnten sie sogar dem Bischof 1000 Pfd. Heller leihen, doch begann nach einem grossen Brande im Schloss das Geschlecht schon zu sinken. Im Bauernkriege ward die Burg „gänzlich zerrissen, verbrannt und verwüstet" und seitdem nicht wieder aufgebaut, da das Bisthum die Besitzungen an sich zog und die Erben mit einer Rente abfand. Seitdem jene stolzen Ritter aus der Burg gewichen sind, hat die Volkssage sich der verödeten Räume bemächtigt. Sie belebt sich die einsame Stätte mit umherirrenden Rittergestalten, neckischen Kobolden; berichtet von Schätzen, die zu nächtlicher Stunde gehoben werden können und deren Dasein blaue Flämmlein ankünden. So, erzählt uns die Tradition, lebte einstmals zu Unterdürrbach ein altes Weib, die hatte um Gottes Barmherzigkeit willen ein verwais'tes Mägdelein aufgenommen, auf dass es von ihm in seinen alten Tagen gepflegt würde. Mutter Lene aber war ein leibhaftiger Teufel, die dem armen Kind die Hölle auf Erden bereitete, dabei war sie auch dem Trunke arg ergeben. Einstmals gab sie dem Mädchen unwirsch den Krug in die Hand und hiess es Wein holen. Gretchen hatte aber kein Geld und wagte schüchtern zu fragen, wer ihm das Gefäss füllen sollte. Da brauste die Alte auf, stiess das Kind hinaus vor die Thür und schrie: Lauf hin, wo Du wilt, hol ihn wo Du ihn bekömmst, meinet-

*) Es gab auch ein Dorf Rosseberg, wie aus einer Urkunde vom J. 1383 hervorgeht, in welcher „Eberhardt Schencke v. Rosberg seine eygnen Lute, sie sint frawen oder man oder Kint dem Bischofe und sinem Stifft vmb 300 Pfd. Häller überträgt" und davon nur ausnimmt „unsre Armenlute die zu Rosseberg in der Vesten und Dorffe gesessen sind."

wegen auf'm Schenkenschloss. Und **Gretchen** stieg in seiner Unschuld den steilen Berg hinan und als es in den innern Hofraum der Burg kam, schritt ihm ein klein eisgrau Männlein entgegen und fragte das Mädchen freundlich, was es wolle. **Gretchen** erzählte unerschrocken und des Zwergen Angesicht verklärte sich immer mehr und mehr. Endlich nahm er den Krug, verschwand auf kurze Zeit und brachte ihn dann gefüllt mit dem köstlichsten Traubenblut wieder. Als er ihn dem erstaunten Kinde übergab, sprach er lange davon, wie er jetzt durch seine Unschuld und Reinheit erlöst sei, weil es ihm etwas von dem unrecht geraubten Gut abverlangt habe. Zuletzt empfahl er dem Mädchen, nichts aus dem Kruge zu trinken, es sei denn im Thale angelangt. Gehorsam stieg **Gretchen** wieder den Berg hinab, unterwegs aber ward die Last schwer und immer schwerer und als es endlich den Fuss des Berges erreicht hatte, sank es erschöpft nieder. Der Wein war freilich im Kruge verschwunden, denn er hatte sich in eitel Gold verwandelt. Seitdem ward das Schenkenschloss das Eldorado aller Schatzgräber und Vagabunden, doch berichtet die Sage nur einmal das Wiedererscheinen des Zwerges. Es wagte sich einstmals ein Mädchen auf das Schloss, um ein Hühnernest auszunehmen; beim Heraufsteigen warnte ein altes Weib die kecke Dirne und rieth ihr, wenigstens „ein Stück Schwarzbrod, einen Wetzstein und einen schwarzen Kater mitzunehmen.“ Die Gewarnte befolgte den Rath und nahm das Nest aus, als sie sich aber zur Rückkehr wandte, trat ihr plötzlich ein Männlein entgegen, hob drohend den Finger und rief: „Hättest Du Deinen rinkenden Rank, Deinen wetzenden Wetz und Deinen schwarzen Kater nicht, so wollte ich Dir den Hals umdrehen.“ Halbtodt erreichte die Dirne ihr Dorf wieder und soll bald darauf gestorben sein. In unserer Zeit der Aufklärung scheint sich die Scheu vor dem verrufenen Schloss verloren zu haben, ja man erzählt sich, dass ganz kürzlich einige Falschmünzer ihr Wesen in der Tiefe des Thurmes getrieben haben sollen. Eine freundlichere Gegenwart lacht uns in dem nächsten Ort entgegen. **Veitshöchheim** *(Hochhemium s. Viti)* das schöne, in der Würzburger Wirthshaus- und Vergnügungsgeschichte so hochberühmte, ist es. Wenn wir den fränk. Geschichtsschreibern trauen dürfen, so fänden wir in Höchheim einen der ältesten Orte am Main. Ein mäch-

tiges fränkisches Grafengeschlecht soll hier schon im 6. Jahrh. gehaust haben. Iberus wird der Graf genannt, dessen schöne Tochter Bilhilde sollte des fränkischen Herzogs Hetan Gemahlin werden, um als solche den Fürsten und sein Volk dem finstern Heidenthum zu entreissen. Hetan aber blieb verstockt und „fuhr dahin in seinen Sünden.“ Das Volk der Franken kränkte seitdem die Christusbekennerin durch Spott und Schmähungen und die Dulderin musste endlich fliehn. Zu nächtlicher Weile entrann sie ihren Verfolgern auf einem gebrechlichen Nachen und begrüsste, wie die Legende ausdrücklich berichtet, schon mit dem kommenden Frühroth die goldene Moguntia. Mit hohen Ehren ward sie dort empfangen, widmete all ihr Hab und Gut der Kirche und ward Stifterin des Altmünsterklosters *(Altum Monasterium Gloriosæ V. Mariæ.)*. *) Das Bisthum Würzburg erwarb erst 1722 die Reliquien der Heiligen, welche mit grossen Feierlichkeiten in der Kapelle St. Martin von Veitshöchheim aufgestellt wurden. Doch nicht allein Sagen und Legenden verherrlichen unsern freundlichen Ort, auch die Geschichte gönnt ihm einen Ehrenplatz. Hier versammelten sich im Mai des J. 1246 die Bischöfe von Mainz, Köln und Speier, entsetzten Kaiser Friedrich II. des Thrones und erhoben den Landgraf Heinrich von Thüringen darauf. Der neue Herrscher ward in freiem Felde auf den Heeresschild erhoben und stellte noch am nämlichen Tage dem Bischof von Würzburg eine Urkunde aus, nach welcher kein Graf oder Ritter es wagen durfte, ohne Erlaubniss des Stiftes einen burglichen Bau in dessen Gebiet aufzuführen.

Veitshöchheim verdankt seine schönen Gartenanlagen und den ganzen Reichthum jener steifen Wasserwerke, Lustschlösser im Rococostyl, dem Fürstbischof Adam Friedrich, der die ganze Herrlichkeit in der Mitte des vorigen Jahrh. ins Leben rief. Der Ort zählt jetzt circa 1400 Einw., treibt Wein- und Obstbau und ist, wie fast alle in der Gegend wohlhabend. Gleich unterhalb Veitshöchheim liegt zwischen Strasse und Fluss ein einzelnes Gebäude, das noch 1683 eine Mühle war. Im 7jährigen Krieg lag hier ein sächsischer Offizier, der kam

*) V. Gropp's christl. Frühlingsblume fränkischer Heiligkeit: Die heil. Bilhildis. Würzburg 1727.

einstmals im Gefecht arg ins Gedränge und gelobte Einsiedler zu werden, wenn er errettet würde. Es geschah also und Heurteus, so hiess er, kaufte das Gebäude und reiste nach Rom, um vom Papst selbst die Bestätigung zu empfangen. Dort starb er, doch besteht die Stiftung noch unter seinem Namen. Unterhalb Veitshöchheim, nahe an Thungersheim, erhebt ein stattlicher Berg sein rebenbesetztes grünes Haupt, der könnte, wäre ihm Sprache gegeben, manches erzählen aus jener alten Zeit der Kraft und Rohheit, wo sich Jeder nach eignem Gutdünken Recht verschaffte und den Schwächern drückte. Bereits im 11. Jahrh., vielleicht noch früher stand auf jener Höhe ein stattliches Ritterschloss, in dem die Herren von Ravensburg hausten. Dietho heisst der erste des Geschlechts, der war ein feiner, kluger Mann und durfte sich sogar rühmen, Friedrich Barbarossa's Gattin die Seine nennen zu können. Der Kaiser hatte nämlich des Markgrafen v. Vohburg Tochter Adelheid geehelicht und trennte sich später wieder von ihr, wegen allzunaher Blut„sipp." Da gab er sie dem Herrn Diether, der ihm viele Jahre treu und zu Gefallen gedient hatte. Aus dieser Ehe ging Conradus, der 36. Bischof von Würzburg, hervor, der war ein gar strenger und weiser Herr, säuberte das Bisthum von Räubern und Frauenschändern und machte sich die übermüthige fränkische Ritterschaft arg gram. Zu Würzburg lebten aber um diese Zeit zwei junge Edelherren, Bod v. Ravensburg und Hund v. Falkenberg, die waren Vettern des Bischofs und im Vertrauen auf ihre Verwandtschaft übten sie mit ihren Knechten allerlei tolle Streiche; überfielen bei nächtlicher Weile die Schaarwächter, brachen in die Häuser der Bürger ein, raubten und schändeten die Frauen und Mädchen. Der Bischof ermahnte sie väterlich, solch' gottlos Treiben abzustellen, als sie aber nicht hörten, erliess er ein scharfes Gesetz, dass Der dem Henker verfallen sei, der wiederum eine Jungfrau schände. Am nächsten Morgen aber schon trat ein ehrsamer Bürger vor den Bischof, thränenden Auges über die Gewalt klagend, die Herr Bod an seiner Tochter verübt. Da ergrimmte Conradus, liess den Wüstling greifen und der Henker schlug ihm das Haupt ab nach Urthel und Recht. Als der Herr v. Falkenberg die traurige Botschaft vernommen, fiel er in unsägliche Raserei, schwur und vermass sich, blutige Rache zu nehmen. Also verband er sich mit den

Vettern des Gerichteten und zween Knechten, die überfielen den Bischof, als er allein durch den Bruderhof nach dem Dom schritt, hieben ihm erst den Arm ab und tödteten ihn (1201). In scheuer Hast warfen sie sich dann auf ihre Pferde und flohen weit fort. Die Nemesis erreichte sie zwar nicht, doch waren sie vogelfrei erklärt und jeder Lotterbube konnte sie gefährden. In Höhlen und Wildnissen lebten sie und um ihr elend Leben zu fristen, pilgerten sie endlich nach Rom. Papst Innocenz III. legte ihnen schwere Busse auf, doch durften sie, auf den Schutzbrief *) bauend, es wohl wagen, in die Heimath zurückzukehren. Die Bürger zu Würzburg hatten gleich nach der Mordthat mit gewaffneter Hand die Schlösser jener Adeligen, worunter auch Ravensburg „zerstört, verbrannt und zerrissen.“ Solche Gewalt übte aber des Papstes Absolution, dass den Ravensburgen alsbald ihre Güter wieder zurückgegeben wurden und sie die Erlaubniss erhielten, ihr Schloss wieder aufzubauen. Die Höchheimer waren verpflichtet, Frohndienste zu leisten, doch unterblieb der Bau. 1446 noch bekennt Herr Michael v. Gemünden als Zinslehen eines Morgen Weinberg „zu 3 Theilen an der Ravensburg gelegen“ jährlich 3 Gulden und einen Eimer Wein auf Schloss Frauenberg geben zu wollen. Den Platz erwarb darnach der Abt des Klosters St. Stephan.**) Jenseits auf dem linken Ufer breitet sich längs des Gestades das freundliche Pfarrdorf Margareten, gewöhnlich Margetshöchheim genannt, aus. In Urkunden wenig genannt, wissen wir nur, dass die Grafen von Rieneck auch hier „eigne Leute“ hatten, welche sie 1376 käuflich dem Stift Würzburg abtraten. Gegenwärtig ist der Ort von circa 700 Einw. bevölkert.

---

*) Dieser ist in der Fries'schen Chronik wörtlich abgedruckt und höchst wichtig für die Sittengeschichte des 13. Jahrhunderts. Darin wird den Verbrechern unter Anderm aufgelegt: „Hinfüro ihre Waffen nur gegen die Türken zu gebrauchen und überhaupt sobald als möglich wider dieselben zu kämpfen, keine farbigen Tücher zu tragen; dreimal in der Woche streng zu fasten; täglich 100 Vaterunser zu beten; in jede deutsche Stadt blos nur mit einer Hose begleitet einzugehen, u. a. m.

**) Es scheint, als haben die Ravensburger, welche schon früher mit denen v. Reinstein genau verwandt waren, ihren Namen in den Letztgenannten umgeändert. Noch 1446 wird ein Hans v. Reinstein zu Höchheim genannt.

Eine kleine Stunde stromabwärts liegt Erlabrunn, ein Pfarrdorf mit 800 Einw. Schon 1209 überträgt Gerhard Graf von Rieneck all seine hiesigen Güter dem Bischof Otto v. Würzburg, doch lässt der Ort seinem Namen nach auf eine weit ältere deutsche Niederlassung schliessen. *) Erlabrunn hat in dem Bauernkrieg die traurige Berühmtheit erlangt, den ersten Impuls zum Aufstand in der Umgegend gegeben zu haben. Das „Gesindel“, berichtet ein Zeitgenosse, „thät sich hier sammeln und gen Karlstadt ziehen; dort schrien sie, man solle gemeine Sache mit ihnen machen, um das heilig Evangelium mit der Hilf Gottes helfen an das Licht bringen.“ Auch zwischen Erlabrunn und dem auf dem rechten Ufer weiter abwärts gelegenen Tüngersheim lag in der Mitte des 13. Jahrh. ein burglicher Bau, von dem jedoch schon seit Jahrhunderten keine Spur mehr vorhanden ist. Die Löwenburg war er genannt und Herr Löw zu Würzburg, ein bischöfl. Kämmerling, Ritter und Beisitzer des Landgerichts, hatte ihn 1243 aufgeführt „auf einem Berglein oder pühel.“ Dorf Tüngersheim, vor welchem wir uns jetzt befinden, ist eine der wohlhabendsten Ortschaften in der ganzen Gegend. Blühend ist hier der Weinbau und in guten Jahren wird das Gewächs am Ravensberg, Scharlach und Freiberg dem Besten, was Franken hervorbringt, gleichgeachtet. **) Ausserdem befinden sich einige Fabriken hier und in den rothen Sandsteinbrüchen findet mancher Nahrung. Gegen 1½ Tausend Menschen bevölkern den Ort, in welchem ausser dem Kloster St. Stephan die Grafen v. Rieneck schon 1100 Besitzungen hatten. Die letzteren traten indess ihr Lehnrecht 1380 an den Bischof v. Würzburg ab. Eine halbe Stunde stromabwärts treten die Berge etwas mehr zurück und ein starker Bach stürzt sich in den Main. Das ist der Retzbach, der mühlenreiche, der den Marktflecken, dem er den Namen gegeben, fast in 2 gleiche Theile scheidet. Schon 815 wird in der Villa (Hof) Reccibach ein feierlicher Vertrag zwischen Bischof Wolfgar v. Würzburg und Abt Rutgar v. Fuld

*) Brunn, Ndeutsch. Born, purn in Comp. Brunnen, analog mit Quell. Erlabrunn demnach ein mit Erlen umgebener Quell.

**) Schon im 10. Jahrh. ward der Weinbau hier eifrig betrieben, da Graf Otto v. Lambach durch einen Schenkungsbrief mehrere Weingärten zu Thungersheim dem Domstift zuwandte.

wegen streitiger Zehnten abgeschlossen. Die Grafen v. Rieneck hatten hier um 1158 Besitzungen und erst 1376 und 80 erlangte das Hochstift Würzburg die Abtretung ihrer Güter daselbst von ihnen. Der Ort war wahrscheinlich damals schon mit Mauern und Thoren umgeben, von welchen aber jetzt wenig mehr vorhanden ist. Im 16. Jahrh. erlangte er die Rechte eines Marktfleckens. Der Weinbau ist die vorzüglichste Nahrungsquelle der Einw., ausserdem wird auch Feldbau betrieben. Gegenwärtig leben in 230 Häusern 1100 Seelen. Berühmt ist die Wallfahrtskapelle ausserhalb des Orts. Frommer Tradition zufolge jagten einst Ritter in der Umgegend, da sprang ein Häslein auf und von der gespannten Armbrust flogen die tödtlichen Bolzen; wohl war das flüchtige Wild getroffen, aber es sank nicht. In unaufhaltsamem Laufe rannte es weiter über Berg und Flur und die Ritter auf flüchtigen Rossen dahinter; endlich verschwand das Thier in einer Erdhöhle und als die Jäger nachgruben, da brachten die Knechte ein steinernes Muttergottesbild hervor. Die rauhen Männer sanken in ihre Kniee und beteten an; auf der Stelle aber erhob sich ein Kirchlein und der Wunder geschahen viele und immer mehr. *) Oefters wallfahrteten auch die Bischöfe v. Würzburg dahin und hielten in eigener Person das Hochamt. Die prächtige Pfarrkirche ward 1736 von dem berühmten Balth. Neumann erbaut und verdient gesehn zu werden.

Gerade gegenüber dem Marktflecken erhebt sich das grosse Pfarrdorf Zellingen mit circa 2000 Einw., das bis 1325 dem Stift Fuld gehörte und erst damals von Würzburg erkauft wurde. Auf das hohe Alter des Ortes lässt ein Nonnenkloster, welches schon im J. 838 hier stand, schliessen. Im genannten Jahre wurden die Reliquien von Holzkirchen nach Fulda übertragen und übernachteten hier. Die würdigen Klosterfrauen zogen dem kostbaren Schatz mit Kreuzen und Fackeln entgegen, doch nur Mechtilde, die Magd der

---

*) An die Ritter v. Thüngen, welche in der Regel für die Erbauer derselben gehalten werden, erinnerten früher schön gemalte Glasfenster mit ihren Wappen; roher Barbarismus entfernte diese. Das Muttergottesbild ist schön gearbeitet, 4½ Fuss hoch, und hat in der rechten Backe eine Schramme, die noch von der Ausgrabung herrühren soll.

Aebtissin, musste daheim bleiben; denn an einem argen Gebreste lag sie darnieder. Ihr Glaube und Gebet aber half ihr und, o Mirakel! am andern Morgen, als die Reliquien wieder fortgeschafft werden sollten, erhob sie sich gesundet von ihrem Lager und lobte den Herrn. Die Congregation scheint sich schon lange vor dem Bauernkrieg aufgelöst zu haben und mag wohl immer eine kümmerliche Existenz gefristet haben, da ihrer so wenig gedacht wird. Die Zellinger Pfarrkirche war früher ein Schloss für die würzburger Fürsten, wenn in dem nahen, 2 Stunden langen sogenannten Grafenhag gejagt wurde. Es standen 2 Schlösser allda, das sogenannte rothe und weisse; Chor, Sakristei und Kirchenthurm sind 1787 aus dem weissen Schlosse eingerichtet. Zu Zellingen waren sehr viele Adeligen begütert, z. B. die Grafen und Voite v. Rieneck, die v. Thüngen, die v. Herbilstadt und besonders die v. Dottenheim. Gleich unterhalb Zellingen liegt eine Wallfahrtskapelle, 1677 erbaut. Unser Strom durchfliesst hier eines seiner schönsten Landschaftsbilder. Kühn und stolz steigen die Berge auf beiden Seiten empor, bepflanzt an ihren Abhängen mit dem freundlichen Rebstock, den Scheitel bedeckt mit düsterm Waldesgrün. Romantische Seitenthäler öffnen sich rechts und links, hier und dort stürzt sich ein rauschender Giesbach in den ernst daher wallenden Strom. Stille hat sich auf die Natur gelagert, nur das melancholische Klappern einer Mühle erinnert an den fleissigen Menschen, der in der ganzen Umgegend keine Niederlassung gegründet. Wie ernst schaut jener Forst von der Höhe des rechten Ufers auf uns nieder. Der Gramschatzer Wald ist er genannt und schon 1015 wird seiner urkundlich gedacht. Kaiser Heinrich II. schenkte damals seine königl. Wildbahn zu Gramschatz dem Stift Würzburg und auch später finden wir oft adelige Geschlechter mit den einzelnen Distrikten des grossen Forstes belehnt. Endlich erreichen wir Himmelstadt, das felsige Dorf, denn die meisten seiner Häuser sind auf Urgestein gebaut. Es liegt in dem alten Waldsassengau, der sich vom Spessart bis hierher zog und wird schon im J. 800 als Imminestatt dem Stift Fuld übertragen. Auch hier erhob sich noch 1231 ein Nonnenklösterlein, das im genannten Jahre nach Himmelspforten versetzt wurde; noch erinnert spärliches Mauerwerk an sein Bestehn. Die Einwohner, 750 an der Zahl, waren schon vor Alters ob ihrer Thätigkeit

berühmt und haben diesen Ruf noch immer bewährt. Trotz der grossen Ortsgemarkung sind sie aber doch nicht allzu wohlhabend. Der Hof auf der Höhe des Berges unterhalb des Dorfes heisst wie der Ort selbst. Der Main hat hier eine ziemlich beträchtliche, nordwestliche Krümmung beendet und läuft nun in gerader Richtung auf das alte Pfarrdorf Laudenbach *(Lutembach)*. Terrassenförmig steigt es am linken Ufer empor und die stattliche Ruine des ehemalig wertheimischen Grafenschlosses krönt den hohen Scheitel des Berges. Es stand schon vor mehr als 500 Jahren, doch fiel es nach dem Tode des letzten Grafen v. Wertheim an Würzburg, welches 1556 die v. Stollberg wiederum damit belehnte. Ein hartnäckiger Prozess entspann sich später darum, der jedoch für den Bischof günstig ausfiel. Auch die Grafen v. Rieneck hatten hier „eigne Leute“, welche sie 1376 an Würzburg abtraten. Nach dem Bauernkrieg, in welchem das alte Bergschloss zerstört wurde, erbauten sich die Herren Voit v. Rieneck am Fuss des Berges ein neues Schloss und nannten sich längere Zeit darnach. Gegenwärtig hausen über 900 Menschen hier, worunter viele Juden. Dem Dorf schräg gegenüber erhebt der Nickelsberg sein grünes Haupt, auf welches vielbesuchte Stationen den frommen Wanderer geleiten. Wir nahen jetzt einem freundlichen, jedoch sehr armen Provinzialstädtchen, das durch seine historischen Erinnerungen das Interesse jedes Geschichtsfreundes erregen wird. Zählt es auch nicht viel über 2000 Einwohner in seinem Innern, so ist es doch gegenwärtig der Sitz eines Landgerichts und Rentamts, Physikats und Postexpedition und prunkt mit einem Namen, der die glänzendsten in der Geschichte überstrahlt. Karlstadt ist es und in der That erinnert dieser Name mit historischem Grund an die Zeit der fränkischen Carolinger, deren einer, man weiss nicht ob Carl Martell oder Carl der Grosse, das auf der jenseitigen Höhe in seinen Trümmern liegende Schloss erbaut hat. Unsere Stadt soll bereits um diese Zeit Reichsdomäne gewesen sein und in der That besass sie schon im Jahre 1277 Stadtgerechtigkeit. *) Keine andere

---

*) Die Urkunde findet sich in den Archivalien des ehemal. Klosters Schönau; angehängt ist auch das Siegel der *civitas Karilstadt*, Karl den Grossen mit Krone, Schwert und Scepter darstellend. Die Umschrift

Stadt im ganzen Hochstift erfuhr vielleicht öfters das traurige Loos der Verpfändung und Uebertragung als die unsrige. Von Hand zu Hand wandernd liefern uns diese Diplome und Documente ein getreues Bild von der Willkür und Herrschereigenmächtigkeit jener Zeit. Wie viel unser wackeres Städtchen im 13. Jahrh. werth war, erfahren wir aus der Pfandschaft des Bischofs Mangold, welcher 1291 die früher auf Karlstadt geliehenen 600 Mark zurückzahlte. Auch in den folgenden Jahrh. kam es mehr als einmal vor, dass das Domkapitel zu Würzburg dem Bischof und dieser wieder jenem unsere Stadt verpfändete. Bei alledem scheint sie sich aber doch recht wohl befunden zu haben, da sie, ein seltener Fall, ihrem Landesherrn zu verschiedenenmalen aus der Klemme half. *) Dass unsere ehrbaren Bürger indess trotz ihres Wohlstandes nicht verweichlichten, beweist die Fehde, welche sich 1435 mit den Würzburgern entspann. Auf dem bischöfl. Stuhl sass nämlich um diese Zeit Johannes v. Brunn, ein vergnügungssüchtiger, verschwenderischer Herr, gegen den verschwor sich die Bürgerschaft und der grösste Theil des Domkapitels. Als nun aber die Herren wiederum unter sich selbst uneins wurden, da floh die eine Partei gen Karlstadt und glaubte sich dort gesichert. Das verdross die zu Würzburg und auf Freitag am 4. August 1435 erhoben sich bei 500 Gewaffnete, lauter Bürger, und fuhren herab die abtrünnige Stadt zu strafen. Obgleich sie nun mit „Armatur und Geschütz“ sehr wohl versehn waren, konnten sie doch nichts ausrichten und mussten in Regen und Ungewitter abziehen. Als das die Herren und Ritter, die zu Karlstadt lagen, gewahrten, fielen sie mit grosser Uebermacht den Würzburgern in den Rücken und mordeten jämmerlich unter den Wehrlosen. Zum Gedächtniss des Sieges aber liessen die Karlstadter einen Stein in ihre Mauer fügen mit der Inschrift: *„Anno Dom. 1435 sabbatho ante Nativ. Mar.*, schossen die von Würzburg diese mauren unbewahrt ihrer ehre.“ Die

---

lautet *sig. civ. de Karlestadt*, was einen Beweis dafür liefern mag, wie unbestimmt die Schreibart der Ortsnamen damals gehandhabt wurde, da hier nicht einmal das Wappen mit dem Diplom gleichlautet.

*) So empfing 1378 Bischof Gerhardt von den Bürgern 4200 ungar. und böhm. Gulden und 20000 Pfund Häller und 1394 nochmals 4000 Goldgulden.

letzten drei Worte aber sind mit Gewalt abgeschlagen und das hat seinen guten Grund. Es war nämlich 1444 Hans Beringer, ein Würzburger Kind, Pfortenschreiber zu Karlstadt, dem stach die schimpfirende Inschrift immer in die Augen und er glaubte seinen Aerger schier nicht mehr tragen zu können. Da nahm er eines Nachts Hammer und Meisel und schlug die letzten Worte weg. Die Karlstadter aber ertappten ihn *in flagrante* und warfen ihn in den Thurm; nur auf inständiges Bitten des Bischofs kam er los. Der Stein ist noch heut zu Tage sichtbar. — Im Bauernkrieg behauptete Karlstadt am längsten von allen würzb. Städten die Treue für den Bischof, doch konnte sie dem ungeheuren, allgemeinen Andrang nicht wehren; sie erklärte sich endlich für die Aufrührer und duldete die Zerstörung der ehrwürdigen Karlburg. Dafür büssten fünf der Bürger mit ihrem Leben, die anderen wurden wieder zu Gnaden aufgenommen. Mit der Säcularisation des Stiftes trat 1803 natürlich auch eine andere Organisation des Städtewesens ein; doch hat die unsrige nur dadurch gewonnen. Eine Wanderung durch unser Landstädtchen muss jedem interessant sein, es hat noch ganz die mittelalterliche Physionomie beibehalten. Hier und dort begegnen wir alten Thürmen, Warten und Burghäusern. In der That scheint sich auch vor Alters die Ritterschaft der Umgegend ganz besonders in diesen Ringmauern wohlbefunden zu haben. Die von Buchenau, Grumbach, Fuchs, Grafen und Voit von Rieneck, Bickenbach, Espelbach und Andere, besassen hier eigne Leute, Wein-, Ackerlehen und Burghäuser. Zu Karlstadt wurde auch in den siebziger Jahren des 15. Jahrh. Andreas Bodenstein, genannt Carolstadius, der anfängliche Anhänger Luthers, spätere Gegner und Bilderstürmer, geboren. Er hatte dem grossen Reformator 1512 die Doctorwürde ertheilt und war ein unruhiger Kopf, welcher der neuen Lehre mehr schadete als nützte. Auch sein Sohn Adam Bodenstein, ein seiner Zeit berühmter Arzt und Paracelsianer, erblickte 1528 hier das Licht der Welt. — Näherer Betrachtung dürfte die majestätische Pfarrkirche, gothischen Styles, würdig sein, sie ist für Jahrtausende gebaut. Ein ehrbarer Statistiker schildert uns zu Anfang dieses Jahrh. den Charakter der Einwohner mit folgenden Worten: „Die meisten Einwohner sind sehr arbeitsam und höflich, leben gering in der Kost, aber

desto üppiger in Kleidern. Der 8. Theil von ihnen ist sehr wohlhabend durch Weinhandel, doch gibt es auch sehr viele Arme und Armuth erzeugt Sittenverderbniss.“ Dies Urtheil hat durch ungünstige Zeitverhältnisse bedeutende Modificationen erfahren, doch wollen wir eine nähere Prüfung desselben Anderen überlassen und sagen hiermit unserm freundlichen Städtchen Valet. Zunächst fesselt auf der Höhe des jenseitigen Ufers die spärliche Ruine des einst so stolzen Kaiserschlosses: die Karlburg, unsre Aufmerksamkeit. Wo bist Du hinentschwunden, majestätischer Bau, wer hat Deine Zinnen, Deine Warten mit frevelnder Hand gebrochen? O dass wir uns mit dem Gedanken trösten dürften, die Zeit sei es gewesen, welche Dich in Trümmer gelegt, dann läge noch ein erhabener Gedanke in dieser Zerstörung. So aber begegnen wir auch in diesen Gräueln dem Uebermuth und dem Hass des Menschen gegen den Menschen! In den stürmischen Tagen des Bauernkriegs fiel auch diese stolze Feste, nachdem sie beinahe 8 Jahrhunderte hindurch allem Wechsel der Zeit getrotzt hatte. Das *castellum Carelberg* erscheint bereits in einem Diplom vom Jahre 754 und dadurch wird es beinahe gewiss, dass Karl Martell, der fränkische *major domus*, welcher die thüringischen mit den ostfränkischen Gauen vereinte und der *Francia orientalis* neue Gesetze gab, die Burg errichtet. Mit ihr stand ein Königshof in Verbindung, welchen Würzburgs erster Bischof, Burkhardt, von König Karlmann erhielt. Frommer Sage zufolge, lebte in klösterlicher Stille Immina, eine Tochter des fränkischen Herzogs Hetan II, noch im Jahr 742 zu Würzburg auf dem Schloss. Dasselbe übergab sie dem Bischof und erbat sich als Lehen dagegen das alte Karlburg, wo schon vor dem Gertraud, eine Schwester König Karlmanns, mit einer Congregation frommer Jungfrauen gewohnt hatte. Immina fand auf dem Schloss eine Kapelle zu Ehren der heil. Maria und im Dorf Karlenburg die Klause der würdigen Schwestern vor. Beide Zellen scheinen nach dem Tode der Herzogstochter wieder eingegangen zu sein. Das Stift zog die Feste wieder an sich und verkaufte 1232 einen grossen Theil der zu derselben gehörigen Güter für 1000 Mark an die Commende des deutschen Ordens. Die Karlburg war an Umfang eine der grössten Festen des ganzen Stiftes, sie war eignen Burgmannen übertragen. So setzt Bischof Manegold 1290 Herrn Ulrich von Hanau als

Voigt ein und weist ihm als Burgrecht 300 Pfd. Häller an. Im Lauf der Jahrhunderte scheint sie sich immer mehr verschönert und vergrössert zu haben, wenigstens war die alte Gertraudenkapelle weit und breit als einer der prächtigsten Gottestempel berühmt. In unruhigen Zeiten scheint die Burg immer mehr den Karlstadter Bürgern als dem Stift gedient und genützt zu haben, diese besetzten sie stets, sobald der Friede zwichen Bischof und Land gestört wurde. Sie waren es auch aller Wahrscheinlichkeit nach, welche im Bauernkrieg das herrliche Schloss zerstörten. Wir haben oben vernommen, dass Karlstadt lange dem Landesherrn die Treue erhalten hat, doch begann dieselbe schon zu wanken, als Bischof Konrad die Feste in Vertheidigungsstand setzen liess. Acht Ritter mit ihren Knechten zogen „am Charfreitag 1525“ oben ein, als aber die Bürger nichts zur Proviantirung hergeben, auch die Besatzung nicht verstärken wollten, zogen die Herren ab, erklärend: „das Schloss sei weitläufig, sie könnten sich nicht halten, wenn die Bauern davor zögen.“ Karlburg sah seiner Zerstörung entgegen und diese kam mit all ihren Gräueln. Beinahe wäre sie erhalten worden, denn bald befahlen die Aufrührer zu Würzburg sie zu schonen, bald kam die Weisung sie zu zerstören. Das letztere geschah endlich in den Tagen vom 15. Mai — 3. Juni, selbst die Kapelle stürzte in Trümmern. Noch im Jahr 1806 prangte der Scheitel des Berges mit einer grossen stattlichen Ruine; als indess das Schloss mit seinen Aeckern und Weinbergen verkauft ward, fand es der neue Besitzer für nöthig den Boden einzuebnen. Die Substructionen der Burg wurden dadurch verwischt und gegenwärtig erinnert nur mehr eine kahle Wand daran, dass Kaiser Karl der Grosse 793 und wohl auch noch öfters bei seinen Mainfahrten hier hauste, ja der Sage nach, in diesen Räumen seine Schätze verwahrt haben soll. Unten am Fuss des Berges liegt ein kleiner Ort mit kaum 350 Seelen. Mühlbach ist es, dessen Einwohner Bürgerrecht zu Karlstadt haben. Man baut hier ziemlich viel Wein, der, wie man sagt, dem Mosler an Geschmack gleich kommen soll. Im Oertchen ist ein Schlösslein, als dessen erste Besitzer die Ritter von Schneeberg genannt werden; es ging im Laufe der Jahrhunderte an verschiedene Herren über, jetzt besitzt es die Familie Broili. Ein halbes Stündchen flussabwärts liegt Karlenburg, das Dorf auf

dem linken Ufer. Es ist urkundlich eines der ältesten Dörfer am Main und darf sich mit wenig andern rühmen die erste Kirche in ganz Franken gehabt zu haben. Jedenfalls ist der Ort älter als Karlstadt, da dieses selbst die Sage nicht höher als bis zu Karl dem Grossen hinaufführt, zu Karlenburg jedoch schon 740 Gertrud, die Schwester Karlmanns bauste. Noch zeigt man das Haus, oder vielmehr die Stätte desselben, wo die Heilige gewohnt haben soll. Ehedem war unser Dorf auch weit bedeutender als jetzt, 800 Häuser zählte es einst und darin mehrere tausend Einwohner; bis an den Berg, worauf die Feste liegt, soll es sich erstreckt haben. Mehrere Feuersbrünste und namentlich die Pest entvölkerten es; diese brach im Anfang des 17. Jahrh. aus und die Tradition berichtet, der Ort sei bis auf eine Person ausgestorben, welche ihre Güter dem Juliusspital in Würzburg vermacht habe. Obgleich das Dorf jetzt nur 800 Einwohner zählt, so ist es doch sehr wohlhabend durch den Ertrag seiner reichen Gemarkung (circa 6000 Morgen), auf welcher alle Arten von Getraide und Obst, namentlich auch Kirschen gebaut werden. Gleich unterhalb Karlenburg beschreibt der Main eine westliche Krümmung und wendet sich dadurch von dem auf der Höhe des rechten Ufers sich erhebenden Pfarrdorf Gambach ab. Die Lage des Dorfes ist sehr romantisch; auf einer Anhöhe fast ringsum noch von höheren Bergen umgeben, glauben wir uns in eine Alpenlandschaft versetzt. Selbst die Lawinen fehlen nicht, fast alljährlich erscheinen sie aufgelösst in Schnee und Gebirgswassern und richten vielen Schaden an. Duidecha, eine Edle, schenkt 1057 ihre Besitzungen zu Scambach dem Stift Fuld. Ausser dieser Urkunde erwähnen wenig andere des Orts. Zwischen Karlenburg und Gambach lag hart am Maine auf der dortigen grossen Ebene, wie Sage geht, das Dörfchen Queinfurt, es soll versunken sein, die Stellen dort sind sumpfig etc. In Urkunden und Lagerbüchern wird die Gemarkung dieses Queinfurts gefunden und noch 1296 gibt Ludwig von Rieneck zu, dass Ritter Otto Honant einen halben Theil des Weilers Queinfurt dem Kloster Schönau vermacht, die andere Hälfte, welche er vom Ritter Heinrich v. Carlburg erkauft hatte, machte er lehnfrei. Wir kehren auf unsern Fluss zurück und gedenken des links liegenden Dörfchens Harbach nur, weil es schon in der Schenkungsakte Kaiser Heinrich II. (v. 1015) erwähnt

wird. Später besassen es die Herren v. Bickenbach. Klein- und Grosswerrnfeld fesseln zunächst unsere Aufmerksamkeit; beide bilden nur eine Gemeinde von kaum 700 Seelen, welche sich mühsam im Schweiss ihres Angesichts ernähren. Die älteste Ortsgeschichte ist mir unbekannt, als Besitzer erscheinen im 11. Jahrh. die Grafen v. Rieneck, drei Jahrhunderte später die Herren v. Bickenbach, welche 1469 ihre sämmtlichen Güter in der ganzen Gegend dem Stift Würzburg käuflich übertrugen. Das Wernflüsschen, das dem Ort und einst einem ganzen Gau den Namen ertheilte, ergiesst sich hier in den Main; es entspringt im Landgericht Schweinfurt. Eine stattliche Brücke geleitet uns über dasselbe nach dem nahen Zwing, wo sich, noch vor kurzer Zeit, eine Fabrik chemischer Produkte des Apothekers Kurz zu Lohr befand, nun aber nicht mehr betrieben wird. Hier stand ehedem ein Zollhaus, mit welchem bereits 1308 Kaiser Wenzel den edlen Herrn Dietrich v. Bickenbach belehnte. Diese Lehnschaft ward 1469 auf den Bischof v. Würzburg übertragen. Das Zwinger Zollhaus liegt unmittelbar am Fuss eines Berges, auf dessen halb bewaldetem Gipfel sich Schloss und Dorf Adelsberg, in Urkunden stets Allesberg genannt, erheben. Wir können nicht mit Bestimmtheit nachweisen, ob ein Rittergeschlecht gleichen Namens sich hier angesiedelt, gewiss ist nur, dass die Ritter von Hohenberg, genannt Tief, als älteste Besitzer vorkommen. 1357 übertrug Dietrich v. H. seinem Tochtermann Konrad von Bickenbach die Burg Allesberg und sie scheint schon damals von beträchtlichem Umfang gewesen zu sein. Ueber das Dorf übte jedoch Würzburg die Gerichtsbarkeit. Die Bickenbache hielten schlecht Haus und bald theilten sie das Loos aller alten Dynastengeschlechter: erst wurde verpfändet, dann veräussert. Die Ritter Voite v. Rieneck erwarben zuerst 1424 einen Drittheil an Schloss Adelsberg, 1469 aber mussten die Ritter von Bickenbach ihre ganze grosse Herrschaft dem Stift Würzburg käuflich abtreten, da sie sich vor ihren Gläubigern nicht mehr zu retten wussten. Auch Schloss Alesberg mit „Kempnaten, Türmen, Zwingern, Mewern, Gräben, Vorhöfen, Weingärten und Wiesen“ war in dem Kauf mit inbegriffen. Da der Stammhalter der Bickenbache „durch Verhengknys des almöchtigen Gotes an Glydern und Vernunft etwas mergklich gebrechenlich war“, so zog die ganze Familie an den Rhein und wird seit-

dem in der fränkischen Geschichte nicht mehr genannt. Würzburg übte nun freie Lehnschaft über Adelsberg und übertrug es zuerst 1482 dem Ritter Oswald v. Weyers „treuer Dienste halber.“ Im Lauf der Jahrhunderte begrüssten die alten Mauern wohl noch manchen andern edlen Herrn, bis es endlich die v. Mettin, welche ihrem Namen den des Schlosses beifügten, erwarben und 1753 den Herren v. Drachsdorf verkauften. Diese überliessen es an einen gewissen Peter Binder. Dorf Adelsberg zählt gegenwärtig gegen 350 Einwohner, welche Obst- und Weinbau treiben.

Immer romantischer, erhabener wird die Gegend, höher streben die Berge hinauf und senken sich schroff ab, dass kaum der Landstrasse dürftiger Platz gelassen wird. In stolzem Bogen strömt der Main durch die ernste Landschaft und bespült da, wo er sich von Norden auf kurze Zeit wieder nach Westen wendet, ein mittelalterliches Städtchen mit Thürmen und Ringmauern, überwacht von den Ruinen eines Ritterschlosses. Das ist Gemünden (Gamundum), ein kleines Städtchen von anderthalb tausend Einwohnern, die im Genuss einer reizenden Natur ein zufriedenes, stilles Leben führen. Wenn erst einmal ein Dampfschiff die ruhigen Wellen unseres Stromes aufregen und Einsicht die Herzen der Actionairs jenes grossartigen Unternehmens bewegen wird, dann kann auch für unser Gemünden eine neue Aera des Wohlstandes beginnen. Ich habe bereits oben die Nachtheile darzulegen gesucht, welche die Dampfschifffahrt durch jene bedeutende Krümmung des Mains von Würzburg nach Wertheim erleiden wird. Dem Uebel durch einen Kanal abzuhelfen ist unmöglich, deshalb muss man nur darauf bedacht sein, den Strom der Reisenden so lange als möglich auf den Fluss hinzulenken. Dies wird und muss geschehen, wenn man zu Gemünden eine Omnibusverbindung mit Kissingen und Brückenau errichtet und die Dampfschifffahrtsgesellschaft nicht nur Verbindungen in den Rhein- und Donaugegenden anknüpft, sondern auch im nördlichen Deutschland direkte Einschreibungen nach diesen Bädern annimmt. Wer z. B. vom Rhein aus Kissingen besuchen will, wird den Wasserweg unbedingt vorziehen. Wer desgleichen von der Donau kommt, zu Bamberg das Dampfschiff betritt und nicht schon in Schweinfurt aussteigt, auf den muss Würzburg eine Attractionskraft ausüben, der nur wenige

widerstehen werden. Die vortheilhafte Gelegenheit wird auch diese bestimmen, unserm Fluss bis Gemünden treu zu bleiben. Selbst die aus dem südlichen Baiern oder weiterher Kommenden, deren Bestimmung nach Cassel und weiter in das Herz Deutschlands ist, werden sich bewogen finden, das Dampfschiff zu benutzen. Unser Gemünden, an der nördlichsten Spitze dieser Generalkrümmung unseres Flusses liegend, bietet durch seine natürliche Lage den vortheilhaftesten Centralisationspunkt der Routen nach den Bädern und dem mittleren Deutschland überhaupt. Es bedarf zu dem nichts weiter als Verbesserung der Landstrasse über Seyfriedsburg nach Hammelburg. Ueber diese Projekte hätten wir beinahe die Beschreibung unseres Gemünden vergessen. Die Historiker lieben es gern, in Nacht und Nebel hinaufzusteigen und Aufschluss zu suchen, wo nur unsichere Sagen spärliches Licht verbreiten. Wir wollen uns über die Entstehung des Städtchens nicht in weitläufige etymologische Forschungen ergiessen. Vor dem 12. Jahrh. wird Gemünden in keiner Urkunde erwähnt; dass es, oder wenigstens die Burg schon früher gestanden, dürfen wir nicht bezweifeln, da seine natürliche Lage an der Mündung der hochberühmten fränk. Saale und dem Ausgang eines Thales wohl dafür sprechen dürften. Als älteste Besitzer erscheinen die mächtigen Grafen v. Rieneck, jene gewaltigen Dynasten, welche über einen Landstrich geboten, grösser als manches Fürstenthum und ihre Ahnen bis zu Karl d. Gr. hinaufführten *). Gemünden, mit seiner Burg, wird 1243 nur genannt, um das traurige Schicksal der Zerstörung dieser und Uebertragung der Hälfte jenes, an Würzburg zu erfahren. Die Söhne der Gräfin Adelheit,

*) Die Grafschaft Rieneck erstreckte sich von Gemünden bis an die Kahl (baier. Gränze gegen Kurhessen) und von Schlüchtern bis Grünsfeld. Im Erzstift Mainz besassen sie ausserdem 5 Städte und gegen 300 Flecken und Dörfer. Ihre Stammburg liegt nur 1½ Stunden v. G. an der Sinn. Die Linie der alten Grafen starb mit Gerhardt, dem Stadtpräfekten v. Mainz, aus und pflanzte sich mit Berta, seiner Tochter, die den Grafen Arnold v. Lone (Lar) geehlicht hatte, 1100 wieder fort. 1559 erlosch das ehrwürdige Dynastengeschlecht und seine Besitzungen erwarb theils Mainz, theils Würzburg, theils Pfalz.

Ludwig und Gerhard, hatten nämlich im genannten Jahre mit Feuer und Schwert des Stiftes Dorf Karlenburg verwüstet. Darob mussten sie Schlorberg, ihr Schloss, zu Gemünden schleifen und die Hälfte der Stadt dem Stift zu Mann- und Weiberlehen auftragen. Diese Lehnschaft wurde später noch bedeutend vergrössert und ging in verschiedene Hände über, bis Graf Thomas dem Bischof das ganze Amt Gemünden 1405 käuflich abtrat. 64 Jahre darauf zahlte Bischof Rud. v. Scherrenberg die Kaufsumme zurück und erwarb dadurch den Besitz wieder. Wir haben diesen Lehnschaften und Käufen nur deshalb einige Aufmerksamkeit geschenkt, weil sie uns ein getreues Bild von dem Treiben der damaligen Zeit geben. In solchen Urkunden treten unsere Väter mit ihren Sitten und Gewohnheiten, mit ihrer rohen Derbheit, aber auch ihrer Vorsicht und einer Klugheit auf, die wir oft nicht bei ihnen suchten. Das Sprüchwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen," bestätigte sich auch hier; was Gemünden ist, ward es unter der bischöfl. Regierung. Der wackere Bischof Rudolph liess nicht nur die steinerne Brücke, sondern auch die Pfarrkirche 1488 erbauen, die durch ihre schönen Verhältnisse des gothischen Styles uns noch heute erfreut. Das Städtchen scheint die Wohlthaten, die es durch das Stift genossen, dankbar anerkannt zu haben. Im Bauernkrieg blieb es, obgleich an allen Orten die Fackel des Aufruhrs glühte, dem angestammten Herrscher treu und deshalb zog auch der Henker im Mai des Jahrs 1525 unverrichteter Sache von hier ab. Trotzdem schlug die Reformation kräftige Wurzel in den Herzen. Der ehrwürdige Bischof Julius aber jagte die Abtrünnigen, nachdem er vergeblich Bitten und Drohungen verschwendet hatte, 1587 davon, da er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, nur über römisch-kathol. Christen herrschen zu wollen. Nach der Säcularisation fiel der Ort an Baiern und ward zu einer Stadt III. Klasse erhoben. Wenn wir sagen wollten, Gemündens Inneres verdiene Betreffs der Reinlichkeit und saubern Bauart anderen Landstädtchen als Muster aufgestellt zu werden, so müssten wir lügen. Selbst Master Geddes *) rügt diesen Schmutz zu *Gaudium mundi,* wie er unser

*) Verf. eines höchst mittelmässigen Gedichts: „Die Ufer des Mains" von Andreas Geddes. London b. Ch. Dilly. 1807.

Gemünden scherzhaft nennt. Von der Burg steht gegenwärtig nur mehr ein 100 Fuss hoher Thurm, nebst dem grössten Theil der Ringmauern, ein Theil des Portals vom Wohnbau und einige Gewölbe. Ihre erste Zerstörung fällt in das Jahr 1243, sie war unter dem Namen Burg Slorberg oder Slobe bekannt und bildete eine Grenzfeste der Rienecke gegen Würzburg. Später wurde sie wieder aufgebaut, doch nicht auf derselben Stelle, sondern mehr abwärts. Die Amtleute der Bischöfe hatten hier ihren Sitz noch im J. 1598. Die Burg zerfiel seitdem mehr und mehr, bis sie 1825 sammt dem innern Schlossgarten an einen Privaten vom Aerar verkauft wurde. In Urkunden des 14. Jahrh. findet sich ein Rittergeschlecht von Gemünden, welches bereits 1489 wieder verschwindet; diese Herren waren indess wahrscheinlich die Stammeltern der noch jetzt lebenden Voit Grafen v. Rieneck *). Die Entstehung und Fortbildung dieses Geschlechts dürfte einen interessanten Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters geben. Ursprünglich waren diese Grafen, dazu machte sie 1700 Kaiser Leopold, nichts anders als Vögte der Rienecke. Wie dieses ehrwürdige Geschlecht durch Zeitverhältnisse seinem Untergang entgegen eilte, so schwang sich dieses durch kluge Käufe und Verträge empor und hatte endlich seine ehemaligen Herren ganz in Händen. Jenseits der Saalbrücke liegt Klein- oder Wenig-Gemünden, welches wahrscheinlich zugleich mit der Stadt entstand. Im Vertrag von 1243 blieb dies den Rienecken und damals scheinen sie auch jenes stattliche Schlösschen gebaut zu haben, welches später die Voite v. Rienecke zu Lehen trugen und das jetzt unter dem „Stern'schen Gut" bekannt ist. Es ward 1711 ganz neu aufgeführt und dient gegenwärtig zum Rentamt.

Die Saale, ein nicht unbeträchtliches Flüsschen, stürzt sich hier, nachdem sie sich mit der Sinn vereinigt, in den Main. Aus dem Saalbrunnen bei Alsleben im bair. Landgericht Königshofen entspringt sie, begrüsst Kissingen, das herrliche Bad, das alte Hammelburg und durchströmt ein

---

*) In einer Urkunde v. J. 1473 verkauft Dietrich Vogt v. Rieneck, genannt v. Gemünden, verschiedene Güter an den Grafen Philipp v. Rieneck. Dadurch wird diese Identität beinahe zur Gewissheit erhoben.

reizendes Thal. Ihre Wasser waren schon den Germanen heilig und um ihre Salzquellen kämpften Katten und Hermunduren einen blutigen Entscheidungskampf. Auch die alten Franken hatten an den Ufern der Saale ihre Wohnsitze, doch konnte es bis jetzt nicht erwiesen werden, ob der edelste Kern dieses Völkerbundes, die Salier, hier oder an den Mündungen des Rheins im Saalland ihre Stammsitze hatten. Für die fränkische Saale sprechen viele Vermuthungen, namentlich bestimmen uns die vier Häuptlinge, welche die *lex salica* verfassten, zu der Ansicht: Hier sei die Entstehung des Gesetzbuches zu suchen. In ihren Namen: Bodogast, Salogast, Windogast und Wisogast finden wir vier Gaue der spätern *francia orientalis* wieder, nämlich den Bodogau (um Ochsenfurt), den Saalgau, den Windsheimer und Werragau. An unserm Fluss liegt auch der alte Königshof, die Salzburg von Karl Martell erbaut, später der Lieblingsaufenthalt Karls d. Gr., der hier unter Anderm die Gesandtschaft des oriental. Kaisers Nicephorus empfing. Zu seiner Zeit war auch die Saale noch bis Hamelburg schiffbar, jetzt ist sie es nur mehr bis Gräfendorf, drei Stunden aufwärts. Der dortige Schiffsherr Schleicher besitzt ein Fahrzeug von 1600 Ctr. Ladungsfähigkeit. Gemünden dürfte als Anhaltepunkt zu Ausflügen in dieses reizende Flussthal vorzugsweise zu empfehlen sein.

Gemündens Umgegend ist überreich an lieblichen Volkssagen und Traditionen, in welchen die ächt deutsche Abstammung nicht zu verkennen ist. Der Sagenforscher wird erstaunt sein, hier im Süden Deutschlands aus dem Munde des Volkes Anklänge der sämundischen Edda zu hören. Sigurd, der deutsche Sigfried tritt wie in den Nibelungen in seinem hörnernen Gewand auf; fehlt auch der kunstreiche Zwerg Regin und Hofar, der Riese, so lässt sich doch die Siegfriedssage trotz der Verstümmlung nicht verkennen. Heimisch ist sie zu Seifriedsburg, einem Dorf, das schon in Urkunden des 10. und 11. Jahrh. Sigifrides *) genannt wird. Es liegt nur 1¼ Stunden von Gemünden an einem Bächlein, das sich in die Saale ergiesst; „dort lebte vor undenklichen

---

*) *V. Schannat corp. Trad. fuld. N. DCVIII. Duidecha matrona nob. tradidit ad S. Bon. quidquid habet in locis Sigifrides etc.*

Zeiten ein junger Schweinhirt, gewöhnlich „der Säufritz“ genannt. Der fand einstmals etwas in der Saale, damit rieb er sich und wurde hieb- und stichfest. Nun ging er in den Krieg, wurde ein gewaltiger Held und kehrte endlich, beladen mit vielen Schätzen, wieder. In seinem Heimathdorf erbaute er sich ein stattliches Schloss und lebte herrlich und in Freuden. Einstmals aber zog zur Herbstzeit ein grosses Gewitter daher und die Arbeiter auf dem Felde tummelten sich, Heu und Früchte einzubringen. Eine Magd allein arbeitete ungestört fort, da rief der Säufritz hinab, sie solle sich sputen. Die war aber nicht also gesonnen, schrie keck hinauf: „es mag donnern oder blitzen, so muss ich meinen Heuhaufen spitzen.“ Urplötzlich fuhr ein Wetterstrahl herab, frass gierig Heuhaufen und Magd und schmetterte das Schloss mit Mann und Maus in den Grund des Erdbodens.“ — Ist aus dem ersten Theil der Sage Held Siegfried gar nicht zu verkennen, so erinnert selbst der tragische Schluss an der Nibelungen Not. Möchten Sagensammler stets Rücksicht auf die altnordische Abstammung der Traditionen nehmen. Es dürfte dies ebenso lehrreich als interessant sein. Der zweiten Sage, der wir begegnen, fehlt allerdings die Verwandtschaft mit den altnordischen Heldenliedern, doch dokumentirt sie die grosse Verehrung des Volkes für seinen Kaiser, Friedrich den Rothbart. „Im Guckenberg,“ so berichtet das Volksmährchen, „sitzt der grosse Kaiser und harrt auf die Erlösung. Einstmals zog ein Bäckerjunge singend und pfeifend an dem Berg vorüber, seine duftende Waare zum Verkauf zu tragen; da stand plötzlich ein kleines Männlein vor ihm und befahl ihm zu folgen. Zitternd gehorchte der Bursche und mitten hinein in den Berg ging der Weg. Drinnen herrschte reges Leben und Treiben, freundlich schaute die Sonne herab und in herrlichstem Grün standen Wiesen und Felder. Viele Menschen gingen zur Kirche, andere tanzten um einen grünen Baum herum, das Männlein aber schritt immer fürbass und trat endlich in einen Saal. Da sass der alte Kaiser an einem Tisch und der Bart war ihm zweimal um die Tafel gewachsen. Dort setzte der Bursche seine Semmeln nieder, empfing das Geld dafür, aber keinen Denar mehr oder weniger. Man hiess ihn täglich wieder kommen und täglich empfing er gegen Waare sein Geld; im Uebrigen blieb Alles beim Alten: die Kirchgänger, die Tanzenden, der Jahrmarkt trieben ihr

Wesen, auch der Kaiser sass am Tisch und harrte auf seine Erlösung, welche aber erst erfolgen sollte, wann der Bart dreimal um den Tisch gewachsen wäre. Bis jetzt ging Alles gut, da fiel es der Meisterin des Burschen auf, dass die Semmeln immer so schnell verkauft wurden, heftig und immer heftiger drang sie in ihn und endlich beichtete der Thörichte. Am nächsten Morgen aber war der Eingang zum Guckenberg verschwunden und nimmer kehrte das leitende Männlein wieder.“

Unser Main hat in seiner eigensinnigen Laune nur auf kurze Zeit die westliche Richtung eingeschlagen, kaum eine halbe Stunde unterhalb Gemünden beschreibt er einen Bogen und strebt dann wieder nach Süden, auf diese Art die Generalkrümmung, die er bei Oberzell begonnen, zu Wertheim vollendend. Die Gegend nimmt plötzlich einen andern Charakter an. Die herrlichsten, majestätischsten Waldlandschaften beginnen sich nunmehr zu entrollen. Rechts greift der Waldriese Spessart mit seinen grünen Armen bis beinahe auf den Wasserspiegel unseres Stromes und links ergötzt sich das Auge an der frischen, lebendigen Gestaltung der Berge, die bald vor, bald rückwärts tretend, durch stete Abwechslung den hohen Ernst des jenseitigen Ufers mildern. Nur zuweilen ballen sich die Waldkolosse hier wie dort zusammen und dann bilden sich Partieen, deren düsterromantischer Charakter selbst von den rheinischen, nackten Felsengegenden bestimmt nicht übertroffen wird. Die rheinische Majestät brüstet und sonnt sich gleich einem türkischen Pascha in dem Glanze eines modernen Ruhmes. In seiner Omnipotenz leidet er keinen Rival und natürlich kann da, wo keine Kenntniss ist, auch kein Urtheil sein. Wir wollen abwarten, ob man endlich einsehen wird, dass auch die andern Flüsse Deutschlands Schönheiten bewahren, die durch die Dampfschiffe endlich einer schmachvollen Vergessenheit entzogen werden. Eine halbe Stunde unterhalb Gemünden breitet sich auf einer kleinen Ebene des rechten Ufers das stattliche Pfarrdorf Langenprozelten mit 1066 Einw. aus. Hier beginnt jener bedeutende Holzhandel aus dem Spessart, der so viele Menschen nährt. Es dürfte nicht uninteressant erscheinen, demselben einige Aufmerksamkeit zu widmen, da auch daraus hervorgeht, welch' wohlthätigen Einfluss unser Strom auf den Lebensunterhalt so vieler tausend Menschen ausübt. Ohne den Main würde der grösste Theil des Spessarter Holzes aus Mangel

an Transportmitteln, den untern Main- und den Rheingegenden fast gänzlich verloren gehn; dadurch aber ein Feuerungsmangel entstehn, den besonders die ärmere Klasse kaum würde ertragen können. Höchst weise hat deshalb die Natur dem Fluss seinen Lauf an den Ausmündungen jenes Urwaldes angewiesen und sendet ausserdem noch zahlreiche Flossbäche aus dem Innern desselben in unsern Strom. Die Verfahrungsweise des Holztransportes ist einfach und beruht auf einem gewissen System. Wenn des Winters eisige Decke auf den Feldern ruht, dann macht sich der arbeitsame, zufriedene Spessarter auf und auch von den Ufern des Mains ziehn Tausende nach den Wäldern. Das Holz wird auf den höchsten Bergen gefällt und auf Handschlitten, die eine halbe Klafter fassen, geladen. Da wo der Abhang am steilsten ist, wird ein Steig zubereitet, ähnlich einer russischen Rutschbahn. Der kühne Fuhrmann befestigt nunmehr an dem hintern Ende seines Schlittens lose Scheite, die sogenannten Klöffel, um die Geschwindigkeit seines Fahrzeuges zu hemmen, stemmt sich dann mit der ganzen Kraft seiner mächtigen Schultern gegen den Schlitten und hinab in pfeilschnellem Galopp stürzt das gebrechliche Fahrzeug. Wehe dem kühnen Lenker, wenn er die Tramontane verliert oder die hemmenden Scheite sich loslösen — unaufhaltsam reisst ihn das entfesselte Werkzeug hinab in die Tiefe und von Glück mag er sagen, wenn er mit dem Leben davon kommt. Doch sind Unglücksfälle bei der ruhigen Besonnenheit der Holzfäller nur selten. An dem Flossbach angelangt, werden die Scheite kunstgerecht aufgeladen und nunmehr der Frühling erwartet. Sobald die Bäche schwellen und steigen, bürdet man ihnen die Last auf, welche sie geduldig dem fernen Strome zutragen. Dort harren ihrer theils Schiffe, theils Flösse und der Weitertransport auf den Letzteren ist namentlich bei hohem Wasserstand sehr vortheilhaft. Diese letztern kommen aus den oberen Maingegenden (v. Seite 19 und 81) und führen meist Nutzholz und Holländerstämme, die zum Schiffbau bestimmt sind. Der Spessart liefert dazu seine schönsten Eichen, doch ist der Transport bis an den Fluss weit mühsamer und kostspieliger. Dem Betrag der jährlichen Ausfuhr eine bestimmte Norm anweisen zu wollen, ist nicht leicht möglich. Nicht allein die ganze Flussstrecke von hier an bis an die Mündung, sondern auch der grösste Theil des Rheingaues empfängt sein Brenn-

und Nutzholz, wie seine Weinpfähle, Fassdauben etc. vom Spessart. Wenn die Ausfuhr der obern Maingegend in manchen Jahren schon oft den Betrag einer Million erreicht hat, so dürfte das Doppelte kaum für die untere Gegend allzuhoch erscheinen. Die Ausfuhr des Brennholzes allein beläuft sich jährlich auf 40,000 Klafter, ungerechnet das Reisig.

Langenprozelten, dessen wir bereits gedachten, nährt sich wie die meisten andern Mainorte von Holzhandel und Schifffahrt. 1317 bereits bestätigt Graf Ludwig v. Rieneck den Verkauf einiger Güter zu Brozelten, welche der Stiftsobere von Aschaffenburg von Gottfried Voit v. Rieneck erworben. 1478 verkauft indess Dietrich, Voigt v. Rieneck, genannt v. Gemünden, Prozelten sammt dem dortigen Wört im Main an seinen Herrn Grafen Philipp v. Rieneck — ein Beweis, wie mächtig diese Lehnsleute schon damals waren. Die Schreibart Brodselten rührt aus dem Jahr 1598; der damal. luth. Pfarrer hatte sehr oft mit Noth zu kämpfen und glaubte sich deshalb zu dieser Umänderung berechtigt. Prozelten als Ortsname kommt am Main dreimal vor und bedeutet ursprünglich wohl nichts als „schöne Halde.“ *) Das letztere Wort ist hie und da noch gebräuchlich und ist gleichbedeutend mit Bergseite oder Hügel überhaupt. — Wie bereits erwähnt, wendet sich jetzt der Main nach Süden und begrüsst auf dem linken Ufer Hofstetten, ein Pfarrdorf mit circa 300 Einw. Es ward im J. 1158 von dem Grafen Ludwig v. Rieneck dem Kloster Schönrain durch Tauschvertrag übergeben. Diese ehemalige Benediktiner-Propstei liegt nur eine halbe Stunde weiter abwärts auf der Höhe des linken Ufers. Bereits im J. 750 stiftete die heil. Lioba, eine Gefährtin des Apostels der Deutschen, hier ein Klösterlein, das indess nicht lange Bestand hielt. 1003 gründete Abt Wilhelm zu Hirschau hier neuerdings ein Priorat, das ansehnliche Besitzungen erwarb, jedoch später von den Grafen v. Rieneck in Besitz genommen wurde, welche einen burglichen Bau an der gottgeheiligten Stätte erhoben. Als aber im Jahr 1243 die Grafen in Irrung mit Würzburg

---

*) Angelsächs. *heald*, abschüssig, altdeutsch Halde. In Urkunden wird Prozelten immer Bratshälden, wohl auch Berateshälde genannt, vom althochdeut. *preaht*, prächtig, leuchtend, schön.

gerathen waren, mussten sie ihre festen Werke des Schlosses Schönrain schleifen. Die Congregation war jedoch im Jahr 1329 noch nicht ganz aufgelöst, da damals „drien Pristern schwarzen Ordens zu Schönrein bei ir phrunden verwisen und gelassen wurden.“ Das Schloss war nachmals der Sitz eines eignen Amtes der Rienecker und fiel endlich an Würzburg. Erst im Anfang des 17. Jahrh. scheint der alte Bau Ruine geworden zu sein, da der Amtssitz nach Gemünden verlegt wurde. Ein Forstwart wohnte hier noch in den 1820er Jahren. Auf dem andern Ufer liegt Neuendorf, Nautenbach und Sackenbach, Oertlein, denen weder historisches, noch statistisches Interesse abzugewinnen ist. Die Natur allein entschädigt uns für diesen Mangel; durch ein herrliches Thal wälzt mit majestätischer Ruhe der Main seine Wellen. Die Höhen treten bald rechts, bald links mehr zurück und sind bis zur Ebene herab mit dichtem Gehölz übersäet. Auf dem linken Ufer thront der Sauz- oder Salzberg und schaut ernst und sinnend auf die reizende Landschaft. Die Brust voll erhabener Gefühle begrüssen wir Steinbach mit seinem Schloss, dem Sitz des freiherrl. von Hutten'schen Patrimonialgerichts. Bereits in einer Urkunde vom J. 910 genannt, erhob sich der Ort erst im vorigen Jahrh. einigermassen aus seiner frühern Unbedeutendheit; durch Fürsorge des Fürstbischof Christoph Franz v. Hutten ward hier eine Pfarrei und eine Kirche errichtet. — Nachdem wir in der historischen Dürre, in welcher wir seit Gemünden geschmachtet, lange genug nach Erquickung geseufzt haben, begrüssen wir endlich in Lohr, dem freundlichen und gewerbthätigen Städtchen, den Ort, der uns für den zeitherigen Mangel einigermassen entschädigen soll. Der erste Blick schon, den wir auf seine reizenden Umgebungen werfen, verkündet uns, dass selbst die Natur unsere alte Reichsstadt nicht stiefmütterlich bedacht hat. Auf dem rechten Ufer breitet sie ihre Thürme und Häusermassen aus, da wo sich die Vorhöhen des Spessarts amphitheatralisch zu dem Hauptgebirgszug erheben. In einem Bogen strömt der Main durch zwei stattliche Berge herbei, benetzt die Thalebene und verschwindet bei Pflochsbach, ohne dass wir seinen Lauf mit unseren Blicken weiter verfolgen könnten. Einen natürlichen Circus bilden die Berge auf dieser Stätte und in der That, das Publikum, das sich ringsum

versammelt, dürfte wohl ein standesgemässes genannt werden. Ernst schauen von den emporragenden Gipfeln die Baumriesen des Spessarts auf die blühende Landschaft, weiter hinab ist es Lohr mit seinen Thürmen und Warten und den freundlichen Dörfern, mit denen es sich überall umgeben hat, welche alle bewundernd auf das reizende Panorama herabblicken. Unsere Stadt bietet auch in ihrem Innern des Interessanten mancherlei. Da will ich nur der gothischen Pfarrkirche, deren Entstehung in's 14. Jahrh. hinaufreicht, der Fabriken, des Kapuzinerklosters, das seit 1664 auf den Ruinen der alten Rieneckischen Burg steht, des Schlosses, von dessen Fenstern aus man eine herrliche Aussicht ins Mainthal und in den hinteren Lohrgrund geniesst, wie auch des sehr interessanten Rathhauses (1601 neu errichtet) gedenken. Lohr's Bewohner finden auf die verschiedenartigste Weise Nahrung und Unterkommen. Der Holzhandel schlägt allein circa 250,000 fl. Kapital jährlich um, auch der Schiffsbau, durch den unsere Stadt früher so berühmt geworden war, beginnt sich wieder zu heben. Die einst so renommirte Spiegelfabrik, welche dem Staat jährlich über 8000 fl. reinen Gewinn abwarf, ist seit den 1790er Jahren eingegangen und an ihre Stelle trat 1820 eine Eisenblechfabrik, welche jährlich in Summa gegen 62,000 fl. verwerthet und umschlägt. Auch sie steht jetzt durch ungünstige Zeitverhältnisse still, doch werden desto eifriger die Guss- und Hammerwerke betrieben. Die drei Papierfabriken setzen ihre Produkte (für 10,000 fl. jährlich) meist ins Inland ab. Seitdem der grösste Theil der Waaren und Reisenden von Aschaffenburg nach Würzburg den Weg über Lohr wählt, hat sich für unsere Stadt auch von dieser Seite eine neue Erwerbsquelle geöffnet. Aus alledem sehen wir, dass Lohr's Bewohner sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen, der sich auch in der Physiognomie der innern Stadt selbst ausdrückt. Wir finden viele recht stattliche Privathäuser und wenn unseren Maingegenden einmal das grosse Glück widerfahren wird, in dem Tagebuch der „*grande tour*“ aufgenommen zu werden, so dürfte unsere Stadt sehr gut zum Anhaltspunkt für Ausflüge nach den nächsten Umgebungen, worunter ich besonders den Spessart rechne, dienen. Es ist mir Ernst darum, den Letztern für diesen Zweck zu empfehlen und Jeder, der einmal seine herrlichen romantischen Thäler, den ganzen Reiz einer maje-

stätischen Waldnatur geschaut hat, wird es mir Dank wissen. In einem Tag kann man schon Manches sehen und den müden Wanderer erquickt auch dann wieder die Aussicht, sich in dem ganz vortrefflichen Gasthof des Herrn Gundlach „Zur Posthalterei" für geringes Geld dem Comfort in die Arme zu werfen. Im Uebrigen ist Lohr der Sitz eines Landgerichts, Rent- und Forstamtes und die Stadt besitzt ausserdem sehr beträchtliche Waldungen, über welche sie einen eignen Revierförster gesetzt hat. Seit 1839 besteht auch wieder eine lateinische Vorbereitungsschule. Von Lohr aus geht regelmässig jeden Donnerstag ein Marktschiff nach Würzburg.

Einen Blick in die ältere und neuere Geschichte unserer Stadt zu werfen, dürfte interessant erscheinen. Die erste Ahnung ihres Entstehens reicht bereits in das Zeitalter des Ptholomäus (circa 120 nach Chr.) hinauf. Dieser grosse Geograph und Astronom, der in seinem Werke auch unseres Vaterlandes gedenkt, nennt an den Ufern des Maines 5 Städte, worunter ein Locoritum; da nun zur damaligen Zeit die Römer bereits Gränzwehren im Spessart und den untern Maingegenden angelegt hatten, so ist es wohl zu denken, dass sie auch hier vielleicht ein Castell gehabt haben mögen: mehr als Vermuthungen lassen sich jedoch hierauf nicht gründen. Mit grösserer Sicherheit dürfen wir Witekind, dem Herausgeber der *Annales de Gestis Ottonum* vertrauen. In der Fehde des Markgrafen Adalbert von Babenberg, berichtet er, floh die Gattin Eberhards des Aeltern entsetzt gen Lar, wo die Krieger ihres Gatten sie vor der Rache des Feindes schützten. *) Hier haben wir also (903) die erste nähere Bezeichnung unserer Stadt und zwar lässt sich schliessen, dass sie entweder damals schon befestigt war oder sich wenigstens ein burglicher Bau in ihrer Nähe befand. Das uralte Geschlecht der Grafen von Lare stammt zweifelsohne von der alten Burg in unserer Stadt; durch Heirath ward es den Rienecken verwandt und der alte Stamm der Lare verdorrte nur, um in den Rienecken wieder neu aufzublühen. Es wird Licht in der Geschichte unserer Stadt, sobald die Grafen

*) Vergleiche Lib. I, p. 644. . . . . *Larus in quo erant milites Eberhardi.*

erscheinen *); hochverdient hatten sie sich um Kaiser und Reich gemacht und deshalb belehnte Kaiser Ludwig der Baier „zur Würzburg ahm Dienstag nach St. Jakobstag 1333 die Statt zu Obren Lore uf dem Möne“ mit denselben Rechten und Privilegien, welche schon vor Alters Gelnhausen besessen hatte. Das ist der erste Glanzpunkt in der Geschichte unserer Stadt; mit Mauern und Thürmen umgeben, durfte sie, die Reichsunmittelbare, jetzt kühn einer übermüthigen Ritterschaft trotzen. Seit dieser Zeit erfreute sie sich fortwährend der Begünstigung ihrer Herrscher, Handel und Gewerke blühten mehr und mehr empor und als 1559 das Churfürstenthum Mainz nach Aussterben der Grafen v. Rieneck unser Lohr als ein heimgefallenes Lehn an sich riss, da durfte es sich wohl rühmen: „ein feines nahrhafftes Städtlein gewonnen zu haben.“ Das alte Sprüchwort: „unterm Krummstab ist gut wohnen“ bewährte sich auch hier. Die Abgaben waren gering wie die Bedürfnisse und die Einkünfte des Bürgers standen in jenem glücklichen Verhältniss, das vor Armuth schützt und vor Reichthum bewahrt. Als 1803 das Erzstift aufgehoben und aus den Distrikten auf dem rechten Mainufer das Fürstenthum Aschaffenburg gebildet wurde, da seufzte Mancher nach der guten alten Zeit und Viele erinnern sich noch heute gern daran. Mit dem Jahr 1814 änderte durch die Abtretung des neugebildeten Staates an Baiern, Lohr wiederum seinen Herrn. Dass Lohr durch den Geist der Zeit gezwungen mehr und mehr vorwärts schreitet, habe ich schon oben zu beweisen gesucht. Die Kulturentwickelung schreitet hier wie in den meisten übrigen Mainstädtchen zwar langsam aber sicher voran. Der Mainbewohner hängt gern am Alten, weil er mit den industriellen Bewegungen und Fortschritten der Zeit nicht zu oft in direkte Berührung kommt. Auch in dieser Beziehung wird die Einführung der Dampfschifffahrt nur heilsam einwirken. Unbegreiflich schien es mir, dass eine so vortheilhaft gelegene Stadt nicht einmal einen ordentlich gemauerten Hafen und einen Schiffskrahnen besitzt. Vielleicht könnte dadurch die Schifffahrt,

---

*) Herr Kaplan Höfling zu Gemünd, der sich um die Geschichte der Gegend grosse Verdienste erworben hat, bereitet eine specielle Monographie dieses alten Grafengeschlechtes vor.

welche ehedem einen so blühenden Gewerbszweig bildete, wieder aufgeholfen werden. Lohr besass ehedem 28, jetzt nur mehr 8 Schiffe. Der Einwohner sind gegenwärtig 3730 in 584 Häusern, worunter nur 12 Protestanten und kein Jude. Lohr rechnet es sich schon von Alters her zu seinen herrlichsten Privilegien, den Söhnen Israels die Aufnahme verweigern zu dürfen. Wir wollen ihr dies Vorrecht herzlich gern gönnen und nunmehr auf das linke Ufer übersetzen, um dem bescheidenen Dörflein Sendelbach mit circa 400 Einw. einen Besuch abzustatten. Wenn man die hinter dem Orte befindliche Höhe etwas hinaufsteigt, so geniesst man eine entzückende Aussicht auf Lohr's Umgebungen und Nachbarörter. Wombach, etwas zurückgezogen vom linken Ufer, breitet sich sehr malerisch am Fuss jener erhabenen Halbrotunde, welche die Vorhöhen des Spessarts bilden, aus. Der Ort ist alt und mag von dem Bach, der ihn durchströmt, seinen Namen herleiten. In Urkunden gewöhnlich Wonbach (Wonnebach Wounbach) genannt, gehört er schon, wie auch alle nahe gelegenen Oertchen, seit undenklichen Zeiten zu Lohr und stellte ehedem zum Centgericht mit Rodenbach 2 Schöffen. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf circa 350 Seelen. Den oberhalb Lohr begonnenen Bogen beendet der Main bei dem Pfarrdorf Rodenbach und gleich wird auch die Gegend wilder und romantischer. Näher treten auf beiden Seiten die Berge dem Ufer, ihre Gipfel sind begränzt mit dunklem Waldesgrün und wenn sich jene herrlichen Seitenthäler öffnen, glauben wir uns auf Momente an die schönsten Stellen der Schweiz versetzt. Auch hier weiden an den Abhängen die Heerden und melodisch tönt das Schellengeläute über den Fluss herüber. An dem Fusse der Höhen, oftmals halb im dem Thaleinschnitt verborgen, lugen freundliche Dörfer hervor. Ihre weissen Kirchthürme schmücken und erheben die Landschaft und lenken den Sinn unwillkürlich auf das Heilige. Wenn mir eine Meinung erlaubt ist, so möchte ich in dieser ganzen Flussstrecke einen gewissen frommen Charakter finden. Jene Höhen, jene Seitenthäler, verschwenderisch geschmückt mit den Gaben Gottes; das ganze Flussthal in seiner feierlichen, erhabenen Ruhe erschien mir oft wie ein natürlicher Tempel. Wer die Natur der Maingegend geschaut hat, möchte beinahe der Meinung huldigen, ihre Bewohner hätten sich nur aus diesem Grunde so unerschütterlich

in jener einfachen Frommheit erhalten. Man sage was man wolle, aber die Rheingegend in ihrer starren oft grotesken Felsenbildung wird auf ein fühlendes Gemüth nie den Eindruck machen, welchen unser Mainthal in seiner erhabenen Ruhe hervorruft. — Ich hätte über diesen Bildern beinahe der beiden Pfarrdörfer Rodenbach und Pflochsbach vergessen. Das erstere auf dem rechten Ufer war noch vor 500 Jahren bloss ein Meierhof (*villula*) und jenes stattliche Hofgut dicht an dem Fluss, welches jetzt dem Freiherrn v. Dalberg zu Tatschitz in Böhmen gehört, mag wohl die erste Veranlassung zur weitern Ansiedlung gewesen sein. Jetzt ist das Oertchen ziemlich wohlhabend, da es 1831 sogar zur Anstellung eines eignen Pfarrers Erlaubniss erhielt. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 450. Weit unbedeutender ist das gegenüberliegende Fürstl. Löwensteinische Pfarrdorf Pflochsbach, ehemals ein Kellereihof von Neustadt. In ziemlich grader Richtung erreicht der Fluss in einer Stunde die beiden Ortschaften Neustadt und Erlach, welche sich einander gegenüberliegen. Wer nur jemals einen Blick in die fränkische Geschichte geworfen hat, in dem wird schon die Nennung des erstern Ortes all die Erinnerungen an seine hohe historische Wichtigkeit hervorrufen. Jene beiden Kirchthürme, welche so bedeutungsvoll in die heitere Landschaft hineinragen, sind Zeugen für die Kulturgeschichte der ganzen untern Maingegend. An jene ehrwürdigen Klosterhallen knüpft sich die Erinnerung eines tausendjährigen wohlthätigen Wirkens und ungehört dürfte das Anathema, welches parteiliche Geschichtschreiber auf die Klöster geschleudert haben, an diesen Mauern verhallen. Die schönen Ufer unseres Stromes bildeten zu den Zeiten der fränkischen *majores domus* noch halbe Wüsteneien; nur hier und da stand in dem dichten Waldesgrün ein Königshof (*villa regia*) oder in dem Bifang irgend eines edlen Franken waren Leibeigne mit der Kultur des Bodens beschäftigt. So fand Bonifazius, der Apostel der Deutschen, das Land und seine Bemühungen es zu veredeln blieben nicht erfolglos. Von der caledonischen Halbinsel her kamen mehrere Männer glühend von Eifer das Wort Gottes den Heiden zu lehren. Tief im Dickicht des Spessart, bei dem Oertlein Reifenthal, jetzt Einsiedel genannt, bauten sie sich ihre Zellen. Als aber das Bisthum Würzburg gegründet worden war, da jammerte Karl den Grossen die Noth der Priester zu Einsiedel

und er räumte ihnen seinen Meierhof Rorlach am Main ein; den schufen diese gar bald in ein Kloster nach der Benediktiner-Regel um und nannten es Neustadt. Der erste Abt hiess Megingaud und ward später Bischof von Würzburg. Die Stiftung zählt unter ihren spätern Wohlthätern Kaiser, Fürsten und Grafen und erlangte durch fleissige Urbarmachung des Bodens nach und nach grosse Reichthümer; doch erfuhr es auch bitter den Wechsel der Zeiten. Im Bauern-, wie im dreissigjährigen Krieg wurde es arg verwüstet und entging dem Untergang nur durch weise Verwaltung. Ein einziger Federstrich vernichtete endlich im Jahr 1803 eine geistliche Stiftung, welche länger als ein Jahrtausend wahrlich nicht erfolglos auf die Kulturentwicklung der ganzen Gegend eingewirkt hatte. Die Mönche wanderten aus und leer standen bis zum Jahr 1835 die gottgeheiligten Räume, selbst die schöne gothische Kirche begann nach und nach mit Einsturz zu drohn und würde ohne die Fürsorge des Fürsten v. Löwenstein-Rosenberg, dessen Haus die Güter der ehemaligen Abtei erworben hatte, dem Untergang nicht entronnen sein. Jetzt prangt sie wieder im schönsten Schmuck, obgleich sie ihrer werthvollsten Gemälde, der prachtvollen Orgel etc., einer der grössten in ganz Deutschland, beraubt ist *). Die auf der Anhöhe liegende Pfarrkirche steht leer. Neustadt, das Dorf, zählt circa 900 Einw. und liegt ausserordentlich reizend in Mitten eines Halbkreises, den die Berge hier bilden. Die ent-

---

*) Die allgemeine Aufmerksamkeit zieht immer ein uraltes in die Klostermauer eingesetztes Sculpturwerk auf sich. Es stellt Karl den Grossen, eine Madonna, einen Bischof und einen Betenden, ausserdem aber noch einige seltsame Gebilde halb Thier halb Mensch dar. Die einzelnen Figuren sind, wie der Augenschein zeigt, ohne Symmetrie aneinandergesetzt und die seltsame Form der Letzteren hat in dem Volk allerhand alberne Ansichten hervorgerufen. Einst, erzählt es, war der ganze Maingrund ein grosser See und als dieser ablief, blieben mächtige Thiere zurück, mit denen die neuen Ansiedler kämpfen mussten. Zum Gedächtniss ward das Kloster gegründet und die Thiere, in Stein gehauen, an seinen Pforten aufgestellt. So die Volkssage, die der Heraldiker leicht widerlegen wird. Jene Ungeheuer sind nichts weiter als die Wappen und Embleme uralter, vielleicht längst erloschener Geschlechter, welche sich dem Kloster durch Schenkungen verdient machten.

zückendste Ansicht gewinnt man von dem Wiesenplan der südlichen Vorhöhe, welche sich zu dem dichtbewaldeten Gaiberg hinaufwindet. Wichtig für die älteste Geschichte des Flussgebiets ist diese Vorhöhe des Spessarts. Oben im tiefsten Dickicht haben rüstige Germanen gegen den eroberungslustigen Römer gewaltige Gränzwälle und Ringmauern angelegt, wovon noch heut die Spuren zu sehen sind. Nach diesen zu urtheilen, war diese Befestigung eine der bedeutendsten im ganzen Spessart, in dessen westlichem Gebiet die Römer bereits festen Fuss zu fassen begonnen hatten.

Die dicht bewaldete Höhe unterhalb Neustadt versperrt uns den Fernblick flussabwärts. Erst wenn wir den Berg umschifft, öffnet sich uns das Flussthal zu neuen Schönheiten. Rechts lagert auf der Höhe die alte Grumbachische Burg Rothenfels, im Thal drängt sich das mit Thürmen und Ringmauern umgebene Städtchen Schutz suchend an den Felsen und das linke Ufer schmückt sich mit dem freundlichen Kirchdorf Zimmern. Mit freundlicher, herzgewinnender Miene lacht uns hier die Natur, ihres düstern Waldschmuckes entkleidet, an. Frische, grüne Wiesenmatten erquicken mit wohlthätigem Glanze das Auge, wogende Aehrenfelder, fruchtbare Obstgärten, hier und da auch der Rebstock in seiner wohlthätigen Erscheinung, vollenden die Landschafts-Idylle. Wir würden uns ganz nach Arcadien versetzt glauben, wenn nicht die hohen, trotzigen Thürme der alten Burg die Erinnerung an das rohe, zügellose Jahrhundert der Gewalt in uns zurückriefen. Das Schloss ist in all seinen Bestandtheilen noch sehr wohl erhalten, doch erinnern eigentlich nun mehr jene stattlichen Buckelthürme, das Hauptthor, einige Gewölbe etc. an die eisenbepanzerten Ritter, welche es in's Leben riefen. Die neuere Zeit hat nach Willkür, und ohne Rücksicht auf den Baugeschmack der Altvordern zu nehmen, Neues aufgeführt und das Bestehende zum Theil niedergerissen. Es wird gegenwärtig von einigen Beamten des Fürsten v. Löwenstein bewohnt. Als Erbauer der Burg Rothenfels wird der ehrenfeste Herr Marquard v. Grumbach, zugleich Schutzvogt des Klosters Neustadt genannt. Abt Reinhard überliess ihm den Fels, darauf der Herr Ritter sich festsetzte und streng wachte, dass Niemand die geheiligte Stätte gefährde! Aber, o Herzeleid, er sah nur deshalb darauf, dass Niemand des

Klosters Güter antaste, damit er desto ungestörter seinen Säckel füllen konnte. Schier drohten die Mönchlein den Bedrückungen und Beraubungen zu unterliegen, da fassten sie sich endlich ein Herz und klagten ihre Noth dem Bischof zu Würzburg. Der Gestrenge gebot Frieden und übertrug dem Kloster die Burg nach erfolgtem Ableben des Ritters und seines Sohnes. Das Stift, welches sie auf diese Art erwarb, gab es den mächtigen Grafen von Rieneck zu Lehen, wovon eine Linie sogar den Namen des Schlosses Rothenfels führte. Als diese 1342 bis auf die Tochter des Grafen Ludwig, Adelheit, ausstarb, wollte Würzburg das Lehen wieder einziehn, doch that Kaiser Ludwig Einspruch und verschaffte seinen beiden Söhnen Ludwig, Marggraf zu Brandenburg, und Stephan, Pfalzgraf bei Rhein, jedem ein Drittheil an Schloss und Stadt Rotenfels; doch mussten sie solche vom Stift zu Lehen tragen. Würzburg mühte sich lange um den ungetheilten Besitz und erwarb ihn endlich 1387 „am Suntage in der Fasten so man singet in der heiligen Kirche *Judica* etc.“ Rotenfels ward nun zum Sitz eines eigenen Amtes erhoben und stattlicher befestigt. Es ward stets als ein Schlüssel zum Stift betrachtet und am Sonntag *Exaudi* 1525 mahnten in Mitten der Bauernunruhen die Bürger zu Karlstadt den Amtsverweser: das Schloss als den Eingang zum Hochstift sorgsam zu wahren. Doch konnte die Verwüstung nicht gehindert werden, die Rebellen stürmten die Burg und hausten gräulich darin mit Mord und Brand. Sie ward wieder hergestellt und 1631 von den Schweden neuerdings zerstört. Es scheint, dass es nach der Zeit vom Stift nicht wieder hergestellt wurde, denn für die würzb. Amtskellnerei wurde 1751 jenes neue Schloss, jetzt der Sitz des Fürstl. Löwensteinischen Herrschaftsgerichts, aufgeführt. Das ehemalige würzb. Amt Rothenfels ging 1803 an die Fürsten v. Löwenstein-Wertheim-Rosenberg über, welche es noch jetzt unter baierischer Hoheit besitzen. Das Städtchen Rothenfels mit circa 900 Einw. besitzt einige interessante altd. Gebäude. Die Kirche scheint aus dem 15. Jahrh. zu stammen und ward 1611 renovirt, sie hat einige interessante xylographische Arbeiten aufzuweisen. Den Hauptnahrungszweig der Einwohner macht der Holzhandel und die Ausfuhr der Sandsteinplatten, welche sich ehedem eines weit grössern Rufes als jetzt erfreuten, aus. Früher wurden in manchen Jahren für 20,000 Rthlr.

Steinplatten verkauft. Zur Stadt erhob wahrscheinlich Ludwig der Baier (1334 oder 35) den Ort. Das gegenüberliegende Kirchdorf Zimmern (Zimbra), das erst 1836 sein Gotteshaus empfing, ist weit älter, denn hier wurden schon im Jahr 839 von Kaiser Ludwig dem Frommen Güter dem Stift Fuld übertragen.

Ein starker Bach, oberhalb Billingshaufen entspringend, der auf seinem kurzen Lauf ein paar Dutzend Mühlen treibt, mündet hier in den Main. Dieser selbst beschreibt einen Bogen nach Osten und nimmt wieder ganz seinen düsteren Waldcharakter an. Auf dem rechten Ufer breitet sich das beträchtliche Pfarrdorf Hafenlohr mit seiner Kirche und vielen stattlichen Wohn- und Landhäusern aus. Sehr beträchtlich ist hier der Holzhandel aus dem Spessart, in manchen Jahren ist schon ein Kapital von 200,000 Gulden verwerthet worden; seine ganze Wohlhabenheit verdankt der Ort jenem wilden Waldbach, die Hafenlohr, der sich hier in die Fluthen unseres Stromes stürzt. Die Seelenzahl beläuft sich auf circa 800. Auf dem jenseitigen Ufer lag ehedem ein kleines Oertlein, der Sage nach Mattenstadt geheissen, da wurde am 8. Dezember des Jahres 1224 eine blutige Schlacht zwischen den Bischöfen von Mainz und Würzburg, die mit ihrem Adel in Fehde lagen, gekämpft. In den fränkischen Annalen wird keiner ähnlichen gedacht, wo so viel edles Blut vergossen ward; sechs Grafen von Hennenberg, vier von Castell, drei von Wertheim, ausserdem eine grosse Menge edler Herrn und Ritter bedeckten die Wahlstatt. Auf der blutgedrängten Stätte errichteten die Hinterbliebenen eine Kapelle, die nannten sie Mordstadt, noch jetzt lebt die Erinnerung an die blutige Schlacht im Munde des Volkes, und Mancher will zu nächtlicher Stunde dumpfes Waffengetöse, verworrenes Kriegsgeschrei gehört haben. Flüchtigen Fusses enteilen wir der Stätte, die so grausenvolle Bilder in uns erregt hat und athmen erst freier, sobald wir das gewerbthätige Markt-Heidenfeld vor uns liegen sehen. Welch reges Leben und Treiben herrscht hier an den Ufern unseres Flusses, hunderte von Arbeitern stöhnen unter der Last mächtiger Balken, Steine werden in ungeheuern Massen herbeigeschafft und dem Rücken unseres Stromes aufgebürdet, denn nichts Geringeres beabsichtigt man, als hier eine neue Brücke, die eine der stattlichsten in ganz Baiern werden soll, aufzuführen. Seit

mehreren Jahren ist man mit ihr beschäftigt und bis Ende 1842 soll sie vollendet, in ihren sieben hochgesprengten Bogen dastehen. Ob sie an dieser Stelle den gehofften Nutzen bringen wird, muss die Folge lehren. Von Markt-Heidenfeld selbst weiss ich nichts weiter zu berichten als dass es ein sauberer, freundlicher Ort ist, der eine hübsche Kirche im neurömischen Geschmack besitzt und durch die Verlegung des Landgerichts von Homburg hierher einen neuen Nahrungszweig gewonnen hat; der Einwohner sind circa 2,000, die Wein-, Holzhandel und verschiedene Gewerbe treiben. Im 12. Jahrhundert gehörte unser Ort in die alte Reichsgrafschaft Klingenberg-Prozelten. Als diese Dynasten indess die untere Maingegend verliessen, erkauften ihre Besitzungen verschiedene hohe adelige Herren. Graf Peppo v. Eberstein, welcher Antheil an der Burg Prozelten hatte, veräusserte mit mehreren Anderen auch das Dorf „Heidenvelt", welches ganz getrennt von der Grafschaft lag. Doch gerieth er in Streit deshalb mit Konrad von Vehingen und Gottfried von Schlüsselberg, und 1311 schlichtete Elisabeth v. Hohenlohe den Zwist dahin, „dass diese Dörfer Heidenveld und Andere, die er vun der Herschaft verkauffet hat, di sullen sie sunderlichen wiedergevienen". Wir finden als spätere Herren die Grafen v. Wertheim und wahrscheinlich riss der staatskluge Julius von Würzburg 1598 nach dem Aussterben dieses Geschlechtes auch unser Heidenfelt an sich. An dem grossen neuen Brauhause unterhalb des Orts vorbei strömt der Main in anderthalb Stunden nach Schloss Triffenstein und Lengfurt. Hier ist der Uebergang der Strasse von Aschaffenburg nach Würzburg und jeder Reisende, der auf dieser Stelle unsern Fluss überschritten, wird sich nur mit Entzücken der herrlichen Landschaft erinnern. Die schönste Ansicht gewinnt man indess erst von dem weiter abwärts gelegenen Homburg aus. Gleich einem Feenpalast strahlt das glänzend weisse Fürstenschloss in das Flussthal, reizend gruppiren sich die Höhen auf beiden Seiten und auch Lengfurt, das freundliche, stets belebte, schmückt die Landschaft nicht wenig. Auf dem linken Ufer ziehen sich die Berge in einem Halbkreis flussabwärts. Sie sind fast gänzlich bedeckt mit Reben und bieten in ihrer sorgfältigen Bearbeitung ein erfreuliches Bild von dem Fleisse des Menschen. Der Kallmuth, jene Perle des fränkischen Weinbaues, wird hier erzeugt; einst

ganz Eigenthum der Propstei Triffenstein, haben sich jetzt Baiern und der Fürst v. Löwenstein-Wertheim-Freudenberg in den Besitz getheilt. Für Oenologen ist der Berg besonders interessant, da seine westliche Exposition ein so ausgezeichnetes Produkt gar nicht vermuthen lässt. Der kenntnissreiche Bronner erklärt uns indess dies Räthsel, indem er der Einwirkung des Wasserspiegels, der starken Abdachung des Berges von 30-35 Grad und den dadurch entstehenden doppelten Reflectionen für die Sonnenstrahlen die Ursache zuschreibt. Das Produkt selbst hat in guten Jahrgängen ganz die Süsse und Blume der spanischen Weine und wird sehr theuer bezahlt. Noch vor 100 Jahren prangte der Kallmuth auf fürstlichen Tafeln und behauptete einen Ehrenplatz neben den köstlichsten Weinen. Damals aber pflegten ihn auch noch die geistlichen Herren zu Triffenstein, welche nur auf die Qualität, nicht auf die Quantität sahen. Später wurde die edle Rieslingtraube durch den viel brühgebenden Elbling verdrängt und lange Zeit wird nöthig sein, ehe der Kallmuth wieder seinen alten Ruf erlangt. Zu Triffenstein stand schon im 11. Jahrhundert eine Kapelle, in welche während der Unruhen zu Würzburg im Jahr 1088 Gerungus, Dechant zum neuen Münster, floh. Bis die Ruhe wieder hergestellt war, weilte der fromme Herr hier, nach seiner Rückkehr aber kannte er kein eifrigeres Begehren, als auf der Stätte, wo er Trost gefunden, eine Probstei regulirter Chorherren zu errichten. 1102 kam die Stiftung zu Stande, sie erwarb nach und nach grosse Reichthümer, wovon die prächtige, im neurömischen Geschmack aufgeführte Kirche Zeugniss gibt. Durch Reichsdeputations-Beschluss fielen diese Besitzungen im Jahre 1803 an das fürstlich Löwensteinisch-Wertheim'sche Haus; dieses mächtigen Geschlechtes werden wir passender bei Wertheim gedenken. Gegenwärtig hat die Karl'sche Linie der Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg hier ihre Residenz. Der Stammherr derselben ist bekannt als Kunstkenner und Musikfreund; jene reizende Anlage um das Schloss und die brilliante Verschönerung und Wiederherstellung desselben verdanken wir ihm. Das gegenüberliegende Lengfurt gehörte bis zum Jahre 1612 den alten Grafen von Wertheim, wo es endlich nach Aussterben derselben das Stift Würzburg wieder an sich riss; es ist ein sehr wohlhabendes Dorf mit mehr als 1000 Einwohnern

und mag durch seinen vortrefflichen Gerstensaft, der hier gebraut wird, wohl noch mehr als durch seine historischen Erinnerungen bekannt geworden sein. Flussabwärts erreichen wir zunächst die beiden Ortschaften Homburg und Trennfeld, beide liegen ausserordentlich malerisch dicht am Ufer des Stromes; das erstere, zum Theil in dem hier mündenden Thale angebaut, prangt mit den Ueberresten einer ehemaligen grossen Ritterburg, in deren Ringmauern sich einige Gebäude aus der neueren Zeit erheben. Die Stadt ist urkundlich eine der ältesten Ortschaften am ganzen Main, denn schon Pipin übergab 740 dem heil. Bonifaz nebst einigen anderen Königshöfen auch zu Hohenburg mehrere Zellen und Wohnhäuser und im Jahr 790 zog der heil. Burkhardt, erster Bischof von Würzburg, nachdem er 42 Jahre dem neugegründeten Stift vorgestanden hatte, mit sechs Konventualen nach Hohenburg und beschloss hier in Gott ergebener Einsamkeit sein Leben. Die düstere Höhle, in welcher der Heilige hauste, wird noch heute gezeigt, sie ist in eine Kapelle umgewandelt worden. Homburg selbst ward von Kaiser Ludwig dem Baier im Jahre 1332 zur Stadt erhoben und besass als solche die nämlichen Gerechtigkeiten und Marktrechte wie die Reichsstadt Gelnhausen. Auch Kaiser Karl IV. bestätigte sie in ihren Freiheiten, überhaupt scheint der Ort ehedem weit ansehnlicher gewesen zu sein, jetzt ist er durch ungünstige Zeitverhältnisse und die Versetzung des Landgerichts und Rentamts sehr herabgekommen und zählt nur 800 Einwohner. Von einigen fränkischen Geschichtschreibern wird behauptet, der älteste Name des Ortes sei Altersheim; durch Nachforschung hat sich jedoch herausgestellt, dass damit ein Dorf gemeint ist, welches vor vielen Jahrhunderten weiter flussabwärts am Fusse eines Berges lag, der noch heute der Hallersheimer Berg heisst. Urkundliche Nachrichten von dem alten Schloss aufzufinden, war mir nicht möglich, selbst die Sage schweigt; dass es einst sehr bedeutend war, geht aus den Substruktionen der alten Befestigungen hervor. Ritter von Hohenburg werden in fränkischen Urkunden sehr oft genannt, es war jedoch jenes Geschlecht damit gemeint, welches an dem Flüsschen Werrn seinen Stammsitz hatte. Wahrscheinlich war unser Homburg eine jener Gränzfestungen, deren Würzburg am Main mehrere hatte. Hier werden Tuffsteine von besonderer

Güte gebrochen und damit ein nicht unbedeutender Handel getrieben. Oryktognosten dürfte der ganze Felsen, auf welchem das alte Schloss steht, überhaupt interessant erscheinen, da er ein Labyrinth verworrener Höhlen und Gänge bildet. Die neue, einfach schöne Kirche, welche so freundlich und erhebend in das reizende Flussthal hineinragt, ward in den Jahren 1833—1835 gebaut. Das Pfarrdorf Trennfeld auf dem rechten Ufer breitet sich auf einer, sanft nach Westen emporsteigenden Ebene aus; vor der Säkularisation war das Kloster Trieffenstein Grund- und Vogteiherr hier, jetzt gehört es in das Herrschafts-Gericht Kreuz-Wertheim; Feldbau ist die Hauptnahrungsquelle der Einwohner, deren sich 800 hier finden.

Unmittelbar unter Homburg verändert der Main seine südliche Richtung und wendet sich auf eine kurze Strecke nach Westen. Durch diese fortwährenden Krümmungen erhalten wir einen Begriff, wie sich der Strom bei jenen ungeheuren Erdrevolutionen, welche vor Jahrtausenden in seinem Gebiet stattgefunden haben müssen, ein Bett gewühlt hat. Hier hat er auf dem linken Ufer die äusseren Bedeckungen der Höhen abgespült und es tritt die Kalkformation in ihrer ganzen grellen Erscheinung hervor. Die Landschaft gewinnt einen ganz eigenthümlichen Reiz, wenn die Sonne über dem Thal steht und ihre Strahlen auf die glänzend weissen Abhänge wirft, das gegenüberliegende Ufer aber mit seinen Feldern, Matten und dem düstern Waldgebirg der Wettenburger Landzunge in Schatten hüllt. Bei Bettingen auf dem linken Ufer tritt der Main zum ersten Mal in ein fremdes Gebiet, der Zähringer Löwe bewacht hier unsern stolz daherbrausenden Strom, doch sind die jenseitigen Landstriche dem baier'schen Scepter treu geblieben. Bettingen in seiner altdeutschen Form Barahendingen, wird schon in einer Urkunde vom J. 910 genannt, in welcher es an den Grafen Pappo (v. Wertheim) von dem Abt zu Fuld tauschweise übergeben wurde. Jetzt ist es ein ziemlich unbedeutendes Dorf, das sich dicht am Main auf einer herrlichen Ebene ausbreitet. Ohne die Karte zur Hand zu haben, können wir uns unmöglich in dieses Labyrinth jener seltsamen Krümmungen finden, welche der Main hier in seiner eigensinnigen Laune macht. Bettingen gerade gegenüber steigt schroff über dem Wasserspiegel ein dicht bewaldeter Berg

empor, vom Volk gewöhnlich die **Wettenburg** genannt. Gleich einem Vorgebirge ragt er in die rauschenden Wasser, welche seit Jahrtausenden vergeblich an seinen Fundamenten rütteln. Beinahe zwei Stunden ist diese Krümmung lang, während der gerade Landweg kaum die Hälfte beträgt.

Dort oben aber auf der Höhe entfaltet sich Gottes reiche Schöpfung in dem herrlichsten Glanze. Hier beginnt für die Maingegend eine neue Aera der Schönheit. Ein Blick nur in das so reich gesegnete Flussthal von Wertheim stromabwärts und Alles, was sich der Freund einer schönen Natur nur Liebliches, Reizendes denken mag, ist über dieses kleine Eden ausgeschüttet. Auf den Höhen grünt die Rebe; aber diese Hügel ermüden nicht den Blick durch stetes Einerlei. Bald wechseln romantische Felsen mit waldbesetzten Bergen, bald wogende Saatfelder mit frischen grünen Wiesenmatten. Die Büchse des Jägers knallt und das gescheuchte Reh stürzt heraus aus dem Dickicht; auf den Abhängen weidet friedlich die Heerde und gemüthlich schallt ihr Blöcken herauf. In der Ebene zieht der Landmann seine Furchen und hofft, „dass die Saat entkeimen werde zum Segen nach des Himmels Rath.“ Fürwahr unwillkürlich fühlt man sich hingerissen; so dachte sich **Schiller** sein gelobtes Land als er ausrief:

„Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt.“

Ueberall Segen, Fruchtbarkeit, überall die schaffende ordnende Hand des Menschen. Auch die Vergangenheit ist in diesem reizenden Landschaftsbild nicht vergessen. Zahlreiche Ritterburgen erheben ihre ergrauten Häupter und schauen ernst, fast drohend in den Spiegel des heitern Flusses. Aber ihre Macht ist gebrochen, ihre Mauern sind in Trümmer gesunken, die Nemesis hat die Brandfackel der Vergeltung geschwungen. Fürwahr in dieses Thal des Friedens taugt die Erinnerung an die ritterliche Zeit des Faustrechts nur schlecht. Der rauhe

Klang der Waffen will nicht mit dem friedlichen Geläute der Glocken harmoniren und dennoch tritt uns jene hassenswerthe Vergangenheit, wo Rohheit und Willkür herrschten, in den Volkssagen nirgends lebendiger als grade hier entgegen. Ich möchte überhaupt namentlich in der niedern Volksklasse einen Sinn für das Sagenhafte und die Tradition finden, welche den gültigsten Beweis liefert, wie sich da, wo die germanischen Volksstämme rein und unvermischt hausten, auch in vielen Sitten und Gebräuchen die Erinnerung an sie rege erhalten hat. In allen sagenhaften Anklängen schimmert altdeutsche Mythologie und altdeutscher Brauch hindurch. Hier sassen Jahrhunderte lang die Allemannen und mehrere deutsche Kaiser bezeichnen den ganzen Landstrich mit der Benennung *ducatus Allemanniae.* Selbst unter der Zwingherrschaft der Franken hielten sie sich noch lange frei in ihren Gesetzen.

Wir brauchen uns nicht zu verwundern, dass sich die Volkssage auch der sogenannten Wettenburg bemächtigt hat. Wir finden sie stets da heimisch, wo die Natur in majestätischen Bildern prangt, oder in traulicher Einsamkeit und Stille den denkenden Wanderer umfängt. Fürwahr es liegt ein hoher poetischer Geist in diesen schlichten Traditionen, sie verschönern und verkörpern gleichsam die Reize einer Landschaft, sie machen diese erst lieb und werth und bilden einen Anhaltspunkt, der uns stets mit neuem Entzücken das Gesehene ins Gedächtniss zurückruft. Die ganze Wettenburger Höhe erscheint wie ein uraltes Räthsel, das sich die Sage seit Jahrhunderten vergebens zu deuten bemüht. Von versunkenen Schlössern spricht sie, von bösen hartherzigen Menschen, von Geistern und Gespenstern; auch die Sonntagskinder spielen keine geringe Rolle darin. Sichern historischen Grund finden wir nirgends und dennoch liegt in der Sage nichts Erfundenes; wer ihr genau nachspürt, begegnet nur ihren Verwandlungen, ihren Ausschmückungen, wie es dem Geiste der Zeit angemessen war. Jene Steinhaufen und Gräben, jene melancholische Waldesstille belebt sie sich mit Geschichten und Personen, welche einer längst entschwundenen Zeit angehören. Doch sie mag lieber selbst sprechen:

Vor vielen, vielen hundert Jahren stand hier ein stattliches Schloss. Darin hauste eine vornehme, reiche Gräfin; so viel Geld und Gut sie aber auch besass, so geizig war sie dennoch.

Nichts war ihr verhasster als das Angesicht eines Hilfsbedürftigen; den Kranken und Schwachen, der sie um eine Gabe anflehte, liess sie mit Hunden den steilen Berg hinabhetzen und endlich beschloss sie, um für immer Ruhe vor ihren Peinigern zu haben, die vierte Seite des Berges durchgraben zu lassen, auf dass sie von Niemand mehr belästigt werden könne. Gewaltsam wurden die armen Unterthanen zu Frohndiensten gezwungen und schon war die Arbeit im Gang, als Gottes Strafgericht nahte. Ein furchtbares Ungewitter brach herein und mit Donnern und Blitzen fuhr das ganze Schloss mit Mann und Maus in die Tiefe. *) Ein gähnender Schlund erinnerte seitdem nur mehr an das Dasein des stolzen Baues. Einstmals liess sich ein Hirt an einem Seil dort hinunter. Er kam in einen Saal, worin ein schwarzer Hund lag und etliche Männer und Frauen regungslos wie Steinbilder beisammen sassen. Da fassten ihn plötzlich alle Schrecken der Geisterwelt und fast bewusstlos liess er sich ans Licht des Tages ziehn.

Ein andermal stieg ein Schäfer hinab und eine schöne blasse Frau trat ihm entgegen, führte ihn von Gemach zu Gemach, von Saal zu Saal — immer einer prächtiger wie der andere. Zuletzt aber gelangte er in eine Todtengruft, gefüllt mit moderndem Gebein und auch ihn erfasste Grauen; als er indess wieder aus dem Berge kam, waren nicht, wie er geglaubt, einige Stunden, sondern volle sieben Jahre verstrichen. Ebenso ging es einem Schäfer, der in der Höhle in Schlaf verfiel. Als er erwachte, waren 7 Jahre verstrichen und daheim fand er Alles verändert. Alle sieben Jahre, so geht die Sage, zeigt sich das Schloss auf dem Grund des Maines und Kinder goldener Sonntage sehen auf dem Berge, da wo das Schloss gestanden, eine Höhle und daneben einen Felsen, worin ein grosser Ring befestigt ist. Auf die Ringplatte legte einst ein

*) Andere erzählen indess, die Gräfin sei von ihren Unterthanen flehendlichst gebeten worden, von ihrem Vorhaben abzustehn. Da habe sie aber erzürnt ihren Ring vom Finger gezogen und ihn in den Main geschleudert. „Eben so wenig,“ rief sie, „wie ich diesen Ring wieder erhalte, stehe ich ab.“ Aber nicht lange darauf fand sie den Ring in einem Karpfen, der auf ihren Tisch kam. Darauf erfolgte das Strafgericht.

Küfer sein Bandmesser und schlief ein. Beim Erwachen sah er weder Ring noch Felsen mehr, fand jedoch nach 7 Jahren Beides wieder, als er am gleichen Tag dahin kam.

. Die Deutung dieser Sagen ist schwer, ja fast unmöglich, da hier Combinationen stets neue Combinationen erzeugten. Im Allgemeinen mögen jene ungeheuren regellosen, natürlichen Steinmauern, die Spuren uralter Befestigungen in Gräben und Wällen die erste Veranlassung gewesen sein. Steigen wir in jene Zeit hinauf, wo die deutsche Geschichte noch in der Wiege lag, so dürfen wir noch am Sichersten Aufschluss von ihr erlangen. Nur einen Blick braucht der Strategiker auf jene unmittelbar in den Fluss hineingeschobene Berghöhe zu werfen, um einzusehen, dass eine Befestigung hier oben nicht allein das ganze Flussthal, sondern auch das rechte Ufer vor feindlichen Angriffen sichert. Schroff senken sich von drei Seiten die Abhänge in den Strom, die vierte hängt durch einen schmalen Bergrücken mit dem rechten Ufer-Plateau zusammen und gerade hier durchschneidet ein Graben die kaum zweihundert Fuss breite Bergzunge und bildet so eine natürliche Festung. Rüstige Germanen ersahn diesen Punkt zur Anlegung einer Gränzwehre gegen den im Mainthal immer mehr vordringenden Römer, der den *limes transrhenanus* bereits bis über Miltenberg hinaus geschoben hatte und gewiss nur durch die drohenden Stellungen und Befestigungen der deutschen Volksstämme vom weitern Vordringen abgehalten wurde. Wir bewundern in der That hier wie oft anderwärts den sichern, strategischen Blick unserer, noch immer für so roh verschrieenen Vorfahren. Die Anlegung dieser Gränzwehren verräth in der That keine geringe Kenntniss des Krieges. Die Wettenburg bildet, wie ich weiter unten noch ausführlicher erklären werde, von den im Dreieck angelegten Ringmauern auf dem linken Ufer unterhalb Wertheim bei Bestenheid und auf dem rechten Ufer im Haslacher Thal, die letzte äusserste Spitze. Von hier aus beherrschten sie Thal und Höhen und unmöglich war es beinahe, sie von hier zu vertreiben. In diesen uralten Steinmauern und eingestürzten Gräben verehren wir deshalb den tapfern, hochherzigen Sinn unserer Vorfahren und heilig sollen sie deshalb jedem ächten Sohne Germaniens sein.

Nur ein Oertchen liegt an dieser seltsamen Krümmung unseres Flusses, es ist Urphar. Einst zog sich von der

Wettenburg eine Hauptstrasse über den Main durch das Dorf und da es sich von der Ueberfahrt nährte, so blieb ihm die altdeutsche Benennung Urphar *(Uburphar)*. Bei dem kleinen Dörfchen Eichel *(Eichill)* vollendet der Main die Krümmung um die Wettenburg und strömt dann in einem Bogen nach Wertheim. Eichel besitzt einige interessante Volkssagen, unter welchen eine sogar sprüchwörtlich geworden ist: Vor vielen, vielen hundert Jahren, erzählt man, als noch Thal und Höhen mit dichtem Wald bedeckt waren, lebte zu Eichel ein frommer Klausner, zu dem wallfahrtete einst ein Hirt, am Leitseil ein Schaaf führend, das wollte er dem ehrwürdigen Mann darbringen. Der Klausner war nicht daheim, aber offen stand das Kirchlein; da band der Hirt sein Lamm an die Thürklinke und ging, den Eremit zu suchen. Solches ersah ein Wolf und kaum wandte der Beschützer den Rücken, so war er im mächtigen Sprung aus dem Wald und drohte das zitternde Thier zu verschlingen. Aber Herr Isegrimm hatte zu mächtig angesetzt und über das Schaaf hinweg sprang er in das Kirchlein. Schnell riss das Lamm, wie von Ungefähr oder durch göttliche Fügung, denn dem Himmel war es ja zum Opfer geweiht, die Thüre zu und gefangen war das Ungeheuer. Ob des Wunders erstaunten sich Hirt und Eremit und bald verherrlichte ein einfaches Steinbild, welches wir noch jetzt sehen, die merkwürdige Begebenheit. Seitdem ist das Sprüchwort gang und gäbe: zu Eichel wo das Schaaf den Wolf fängt. Theologen werden in dem Lamme leicht das Symbol des Christenthums erkennen und das Steinbild erhält dadurch auch eine ganz andere Deutung. Uebrigens ist diese Kirche sehr interessant als Denkmal des Baugeschmackes unserer Vorfahren und als Beitrag zur Geschichte der Architektur im Allgemeinen. Da wir jetzt in das Land der Sage eingetreten sind, so wollen wir uns auch dem Leser nicht allzusparsam in unseren Mittheilungen erzeigen. Von dem schwarzen Tod, der im 14. Jahrhundert gleich einem Würgengel durch ganz Europa fuhr, melden uns die Traditionen Vieles: „Er kam, das Haupt gehüllt in eine dunkle Wolke, und ward darum genannt ‚der schwarze Tod‘ vom Volke“, so singt der wackere Sagendichter Fries zu Wertheim, der seit Jahren mit der Traditionensammlung des alten Waldsassengaues und der Wingartriba beschäftigt ist. Zu Eichel frass jene gierige Pest die

ganze Bevölkerung bis auf sieben Mann. Die waren sich sonst grimmig feind gewesen, als sie aber Weib und Kind dahinsterben sahen, wurden ihre starren Herzen weich. Allabendlich sammelten sie sich unter der grossen Linde und wenn die Nacht herauf zog, umarmten sie sich untereinander, denn Keiner glaubte das nächste Frühroth wiederzusehn. So einte sie die gemeinschaftliche Noth und als die Tage des Jammers vorübergezogen waren, da blieben sie Freunde bis in den Tod. Den denkenden Leser brauchen wir auf die schöne Moral der Sage nicht aufmerksam zu machen. — Der Weinbau, welcher sich bereits durch den Kallmuth im untern Mainthal wieder ankündigte, beginnt von jetzt an mit seinem grünen Rebenwald die Höhen zu bedecken. Wohin der Blick nur fällt, Weinberge und nichts als Weinberge. Wer trinkt nur all dies Traubenblut? müssen wir unwillkürlich fragen. Einst wo noch das feurige Produkt, das an den Ufern unseres Stromes wächst, auf keiner grossen Tafel fehlen durfte, da brauchen wir uns nicht über die Absatzwege den Kopf zu zerbrechen. Heutzutage ist es anders geworden, in dem Weingeschmack sind grosse Umwälzungen vorgegangen; auf wie so vieles andere in der Welt übt auch hier die Mode ihren dictatorischen Machtspruch. Der schwächere Pfälzer-Wein hat den kräftigen fränkischen Rebensaft verdrängt und ihm seine früheren Freunde treulos gemacht, wenig wird jetzt mehr nach Sachsen und dem Norden Deutschlands ausgeführt. Was gebaut wird, wird zum grossen Theil an Ort und Stelle consumirt, doch kennen wir die Weinproduzenten nicht frei von aller Schuld sprechen. In jener Glanzperiode, wo noch die Klöster bestanden und man weit mehr auf die Qualität als auf die Quantität sah, hatte sich der Wein seinen Ruf gegründet. Da kam der Geist der Habsucht über die Menschen und man trachtete nur darnach, viel Brühe zu erhalten, dadurch wurden mehr und mehr die Preise verdorben und der jetzige Verfall herbeigeführt. Hoffentlich wird der Verein, welcher sich in Würzburg zur Veredlung des Weinbaues gebildet hat, auch auf die hiesige Gegend wohlthätig einwirken.

Sechster Abschnitt.

Der Unter-Main von Wertheim bis Miltenberg.

In ein herrliches gesegnetes Land, in das Land, das uns schon von der Höhe der Wettenburg mit Entzücken erfüllte, treten wir jetzt ein. Für die Maingegend beginnt von nun an eine neue Aera der Schönheit; die Strecke von hier bis Aschaffenburg besitzt ein heiliges Anrecht unter den schönsten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes genannt zu werden, ja selbst die gepriesene rheinische Majestät dürfte sie, abgerechnet die Grossartigkeit des Stromes, an Reichthum und Erhabenheit übertreffen. Die Ufer des Mains besitzen nicht jene düstern kolossalen Felsenmassen des Rheins, dafür aber erheben unsere Berge stolzer ihre waldgekrönten Gipfel und kommen dem blauen Himmelszelt näher. Der Hauptschmuck der ganzen Gegend ist jene Fülle verschiedenartiger Landschaftsbilder, die in stetem Wechsel immer Schöneres und Reizenderes den trunkenen Blicken entfalten. Einem Panorama ist das ganze Flussthal zu vergleichen, welches nach und nach unseren Augen entrollt wird, jede Krümmung des Flusses bildet ein abgeschlossenes Ganze, jede fesselt uns und so bald wir uns von dem Anschauen losgerissen, treten wir wieder in eine neue, welche die vorige überbietet. Selten dürften sich Landstriche finden, auf welche die Natur so verschwenderisch ihre schönsten Gaben ausgeschüttet hat. Romantische Waldpartieen wechseln mit fruchtbaren Thälern, lachenden Triften, üppigen Wiesen-

gründen ab. Bald senken sich die Berge schroff in den Fluss hinab und der fleissige Mensch dringt in ihre Eingeweide, mächtige Felsenmassen zum Bau seiner Häuser aus ihnen zu fördern. Bald schweifen sie in die Ferne und lassen dem Glanz der Sonne freien Spielraum, die Wiesen, Felder und Reben zu vergolden. Anderwärts öffnen sie sich wieder zu den herrlichsten Seitenthälern — mit einem Wort, die Natur scheint hier mit ihren eignen Gebilden in fortwährendem Wetteifer stets Neueres und Schöneres zu schaffen. Auch der Mensch schliesst sich nicht aus von diesem Wettkampf, es scheint gleichsam als ob er im Einverständniss mit der Natur die Thäler mit seinen Niederlassungen bevölkert, die Gipfel der Berge mit stattlichen Ritterburgen bebaut habe. Die Vergangenheit schlägt die vergilbten Blätter ihrer Chronik auf und neue Nahrung erhält die belebte Phantasie. In der Geschichte, in Sagen und Legenden ist uns die Erinnerung an hochherzige Männer, welche einst in diesem Thal walteten, geblieben. Von mächtigen Geschlechtern hören wir erzählen und jene stolzen Ritterburgen beleben sich mit kräftigen Gestalten; auf Momente denken wir uns in jene Zeit zurück, für die wir so gerne schwärmen und neuen Reiz erhält die Landschaft, welche sich vor unsern Blicken ausbreitet. — Fürwahr, wen diese Natur nicht von dem Schmerz des Lebens heilt, den gebe ich für alle Zeiten auf. An ihren Busen eile Jeder, dem das reiche Himmelsgeschenk: empfänglicher Sinn für Naturgenuss zu Theil ward; gestärkt und getröstet wird er von dannen eilen und die Erinnerung an unser herrliches Mainthal, wie ein kostbares Kleinod im Busen bewahren.

Wertheim, das freundliche badische Städtchen mit seiner majestätischen Ruine, nächst der Heidelberger die schönste in ganz Deutschland, kündet sich stromabwärts durch elegante Villen und sorgfältig bebaute Gärten an. Endlich biegen wir um die letzte Vorhöhe, die uns noch neidisch die schöne Landschaft verhüllt und ausgebreitet liegen vor den Blicken die stattlichen Häuserreihen. Wertheim und Miltenberg dürfen, will man schöne Gegenden nach Rang und Würden classificiren, die Krone für sich fordern; wem von beiden der Vorzug gebührt, ist bis jetzt noch nicht entschieden worden. Vielleicht stellt sich ein Urtheil darüber fest, wenn unser schönes Mainthal erst mehr von Fremden bereist werden wird. In Wertheim

wie in Miltenberg eint sich die Romantik mit der Idylle, das erstere breitet sich am Ausgang des reizenden Tauberthales aus. Von Osten und Westen hemmen auf dem linken Ufer gewaltige Berghöhen die Fernsicht, tief unter ihnen trägt die Tauber ernst und ruhig ihre Fluthen dem Maine zu, der hier gleichsam einen See bildet, denn wir sehen nicht wo er herkommt, nicht wo er hinfliesst. Ueppiger Wiesengrund, wogende Saatfelder umfassen gleich Blumenkränzen seine Gestade und etwas entfernt vom rechten Ufer greift der Waldriese Spessart mit seinen dunkelgrünen Armen über die lachende Flur. Auf dieser erhebt sich auch der freundliche Marktflecken Kreuzwertheim. Ernst und Heiterkeit paaren sich im lieblichsten Verein in der reizenden Landschaft. Wie die Natur sind auch die Menschen. Gemüthlich und empfänglich für alles Schöne und Gute, herzlich unter sich, herzlich gegen den Fremden fühlt man sich unwillkürlich im Kreise dieser trefflichen, heiteren Menschen fortgerissen. Wem Kummer die Seele belastet, wem der Undank der Menschheit den Nerv des Lebens zu zerstören droht, der eile hierher und nicht allein die reizende Natur, auch dieser edle kernhafte Schlag Menschen wird ihn bald genesen lassen. Das gesellige Leben in unserer freundlichen Provinzialstadt ist frei von den Fesseln kleinstädtischer Tendenzen, durchgängig herrscht ein gebildeter, anständiger Ton, der den gültigsten Beweis liefert, dass da, wo die höchsten Stände das Beispiel der Humanität und Cordialität geben, Herzlichkeit und Gastfreundschaft bald auf alle Kreise übergehn. Für Wertheim wird, sobald die Dampfschifffahrt im Gang ist, eine neue Aera beginnen. Der Reiz der Gegend, die Liebenswürdigkeit der Bewohner wird auf viele Fremden eine unwiderstehliche Attractionskraft ausüben und es kann nicht ausbleiben, dass Mancher sich für immer hier niederlassen wird. Auch das Gasthofswesen wird sich dann auf eine höhere Stufe schwingen, denn bis jetzt fehlte es noch daran, die Krone ist das einzige Hotel, welches bescheidenen Anforderungen entspricht. Von Wertheim aus Excursionen in das herrliche Tauberthal zu machen, dürfte jedem Reisenden anzurathen sein. Wem seine Zeit längern Aufenthalt nicht gestattet, der soll wenigstens die schöne Abtei Brombach zu besuchen trachten, welche 1151 von den Freiherren von Lindenfels, von Krensheim und von

Zimbern errichtet wurde. Schutzherr waren die Grafen von Wertheim, welche nach Annahme der Reformation die Klostergüter für gute Prise erklärten, in deren Besitz sich aber Bischof Julius 1562 wieder durch Gewalt der Waffen setzte. Die Schweden hausten 1632 sehr übel hier und nochmals griffen die Besitzer der Grafschaft Wertheim nach den Klostergütern der Abtei, welche ihnen der westphälische Friede entriss. Von dieser Periode an beginnt die eigentliche Blüthe der Abtei, bis sie 1803 wiederum aufgehoben und dem Hause Wertheim zuertheilt ward. Die schöne Kirche zieht schon seit Jahren die Aufmerksamkeit aller Architekten auf sich. Von dem Tauberthale aus gewinnt man auch die schönste Aussicht auf unsere Stadt. Dem wissbegierigen Wanderer, der beim ersten Eintritt in dieselbe vor allem nach den Sehenswürdigkeiten derselben fragt, glauben wir uns dankbar zu verpflichten, wenn wir ihn in gedrängter Kürze darauf aufmerksam machen. Der erste Ausflug gilt natürlicher Weise dem majestätischen Grafenschlosse, das halb erhalten, halb in Ruinen so ehrfurchtgebietend auf unseren Strom herabsieht. Es ist ein bewunderungswürdiges Werk altdeutscher Baukunst und Kraft; irren wir in diesen riesigen Mauern, eingestürzten Hallen und Sälen umher, so tritt die Romantik des Mittelalters in ihrer ganzen phantasiereichen Erscheinung vor unsere Seele. Hier lebte, hier waltete ein uraltes ehrwürdiges Geschlecht, welches das Volk durch zahlreiche Sagen und Geschichten verherrlicht hat. Jahrhunderte hindurch bot es auf diese festen Warten und Zinnen trotzend jedem Eingriff in seine Rechte Hohn.

In diesem Schloss hat es sich das schönste Denkmal seines Ruhmes aufgebaut, Pracht und massenhafte Festigkeit einen sich hier und selbst in den Trümmern erkennen wir den gewaltigen Geist der Erbauer. Erfüllt schon den Laien die Grossartigkeit der ganzen Burg mit Staunen und Bewunderung, so ist es um so mehr für den Architekten und Geschichtsforscher eine förmliche Schule des Baugeschmackes und der Kultur. Der aufmerksame Beschauer wird aus diesen Mauern und Gewölben mehr Belehrung als aus dickleibigen Folianten schöpfen, doch muss uns vieles noch so lange ein Räthsel bleiben, bis Sr. Durchl. der jetzige Erbprinz Adolph v. Löwenstein-Wertheim-Freudenberg sich bewogen fühlen wird, seine, seit vielen Jahren angestellten Nachforschungen zu veröffentlichen. Der umsichtige,

kenntnissreiche Prinz hat sich grosse Verdienste um den ehrwürdigen Sitz seiner Vorfahren erworben und seine Untersuchungen dürften für die Baugeschichte altdeutscher Ritterschlösser überhaupt sehr interessant erscheinen. Wahrzeichen des Schlosses sind: Der steinerne Hirsch im Schlossgarten, von welchem die Volkssage erzählt, er sei von der Hand einer schönen Gräfin auf dieser Stelle erlegt worden, nachdem ihn ihr Gemahl lange Zeit im Walde vergebens gejagt hatte. Vor allen anderen besuche man auch den räthselhaften Zehn-Ringthurm, in dessen äussere gewaltige Mauerwand zehn mächtige eiserne Ringe eingelassen sind. Von dem Geist, der das stolze Dynasten-Geschlecht der Wertheime beseelt, sollen sie Zeugniss geben. Vor altersgrauen Jahren gerieth ein stolzer Graf, der hier auf der Veste gebot, in Fehde mit dem Bischof von Würzburg. Im ersten Grimm vermass sich der „des trotzigen Gräflein Schloss sollten seine Rosse zu Thal in den Main schleifen“ und alsbald zog er mit Heeresmacht gen Wertheim. Dem Grafen war die Drohung nicht verschwiegen geblieben und als die Bischöflichen nahten, liess er ihnen höhnend entbieten: die Ringe seien in den nächsten Thurm eingesenkt, ob sie die Stricke zum Fortschleifen mitgebracht? Zugleich aber fiel er mit seinen Mannen heraus und schlug die Pfaffenknechte in die Flucht. Dem Bischof war die Lust zu ferneren Drohungen benommen. So begegnen wir auf der Burg noch vielen sagenhaften Anklängen, welche uns entschädigen müssen, wenn die Geschichte schweigt. Sie tritt überhaupt nicht allzumittheilend auf und deshalb können wir nicht einmal mit Bestimmtheit nachweisen, zu welcher Zeit Schloss Wertheim entstanden ist. Ein gleiches Dunkel herrscht in der Geschichte der alten Grafen v. Wertheim; in den Archiven moderten bis jetzt ungeordnet, unbenutzt tausende von Urkunden und erst in der neuesten Zeit gelangten sie unter die Hand eines Mannes, der am ersten dazu befähigt ist, uns Licht und Klarheit zu verschaffen. Aschbach, der rühmlichst bekannte Historiograph, wird demnächst die Geschichte der Grafen von Wertheim herausgeben, deshalb beschränken wir uns nur auf die Mittheilung der Grundzüge derselben. In den Turnirbüchern wird der Wertheime schon um das Jahr 900 gedacht und auch Kaiser Otto II. spricht in einer Urkunde (976) von einer erlauchten Familie *(illustris familia)*, welche hier gehaust haben

soll. Der kenntnissreiche würzburgische Geschichtschreiber Fries behauptet jedoch, dass Stadt und Schloss Wertheim um die genannte Zeit den mächtigen Grafen v. Rotenburg eigen gewesen und von diesen an ein anderes Geschlecht übergegangen sei, welche nach der Zeit „gegravet“ worden. Vor dem Jahr 1149 treten, seiner Ansicht nach, keine Grafen von Wertheim in der fränkischen Geschichte auf. Problematisch bleibt deshalb immer ihre Ableitung von den alten Grafen des Waldsassengaues. *) Urkundlich ist nur erwiesen, dass dieser Gau dem Stift Würzburg zustand, welches ihn einem Grafengeschlecht, das zu Wertheim seinen Sitz hatte, als Lehen übertrug. Im Laufe der Jahrhunderte erwarben diese Herren mehr und mehr Besitzungen und machten sich ganz unabhängig von Würzburg, was wohl am Besten daraus hervorgeht, dass Graf Eberhardt im Jahr 1362 Schloss und Stadt Wertheim „mit Mansenlüten, Güttern und gerechtigkeiten“ der Krone Böhmen zu Lehen auftrug. Eine königl. Grille gab Veranlassung dazu. Als Kaiser Karl IV. von der Krönung aus Frankfurt zurückkam, äusserte er den Wunsch, auf seinen Durchreisen immer in eignen Schlössern übernachten zu können. Graf Eberhard ging willig darauf ein, wahrscheinlich um sich dem letzten Rest von Lehnschaft des Stiftes zu entziehn. In den Unruhen der würzburgischen Bürgerschaft gegen ihren Bischof, den verschwenderischen Johann II. von Brünn, spielten die Grafen eine bedeutende Rolle. Sie ergriffen Partei gegen den Regenten, wurden zu „Pflegern“ des Stiftes ernannt, übten als solche alle Rechte des Landesherrn und schlugen sogar 1434 eine eigne Münze. Das war die letzte Glanzperiode des angesehenen Geschlechtes. Im Jahr 1556 starb Graf Michael, der letzte seines Stammes und die schöne Grafschaft nahm der Vater seiner Gattin, Graf Ludwig v. Stollberg und Königstein in Besitz. 1574 fiel die Herrschaft an seine drei Tochtermänner: die Grafen v. Eberstein, Manderscheid und Löwenstein, welche bald in grimmigen Zwist mit einander geriethen, was der kluge

---

*) Der Waldsassengau war grossentheils in dem grossen Bogen begriffen, den der Main bei Wertheim bis über Würzburg hinaus macht. Wenn man eine Linie von der Festung Marienburg bis zum Erfgrund bei Hartheim zieht, so kennt man das Territorium der *Waldsazzi*.

Bischof Julius v. Würzburg dem Sprüchwort: *inter duos litigantes tertius gaudet,* vertrauend sehr gut zu benutzen wusste und einen beträchtlichen Theil der Grafschaft seinem Hochstift einverleibte. Die beiden noch übrigen Theile behielt endlich Graf Ludwig v. Löwenstein allein und ward dadurch Stammherr der jetzigen Fürsten von Löwenstein-Wertheim. Er selbst war der Enkel jenes Ludwig, welcher der Ehe Kurfürst Friedrich von der Pfalz und Clara Tettin aus Augsburg entsprossen, von diesem die erledigte Grafschaft Löwenstein erhalten hatte. Seine beiden Söhne stifteten die beiden noch blühenden Linien L. W. Virneburg, jetzt Freudenberg Löwenstein-Rochfort, jetzt Rosenberg genannt. Diese besass schon 1711 die reichsfürstliche Würde und residirt zu Klein-Heubach, die andere empfing sie erst 1812/13 und theilt sich in zwei Speziallinien, die Voltrad'sche und Karl'sche, jene residirt zu Wertheim, diese zu Trieffenstein. Nach diesem Ueberblick auf jene adeligen Geschlechter, denen wir den herrlichen Bau verdanken, kehren wir wieder zu diesem selbst zurück. Die ganze vordere Seite des Schlosses nach der Tauber zu wurde im Jahre 1310 von Graf Rudolph aufgeführt und im 30jährigen Kriege zerstört. Von dieser Periode an scheint das Schloss mehr und mehr verlassen worden zu sein und gegenwärtig bewohnt nur mehr ein Kastellan, der zugleich Feuerwächter ist, den einen Thurm und am Eingang des Schlosses wird in zwei anderen Thürmen, die durch Zwischengebäude mit einander verbunden sind, das gemeinschaftliche Archiv der Fürsten aufbewahrt. Wir überlassen den Freund der Natur ungestört seinen Empfindungen und machen ihn nur noch darauf aufmerksam, den einen Thurm, welcher erst kürzlich durch des Erbprinzen Fürsorge hergestellt worden ist, besuchen zu wollen. Durch die bunten, mit Wappen gezierten Fenster geniesst man eine entzückende Aussicht auf die Stadt, das Tauberthal und unseren Strom. Ein schön gebahnter Weg führt uns bergab an dem eleganten fürstlichen Residenzschloss vorbei wieder in die Stadt. Wertheim ist im allgemeinen allerdings kein Athen zu nennen, es ist eine Provinzialstadt mit ziemlich engen Strassen, doch netten und sauberen Häusern und einem hübschen Marktplatze. Von den alten Befestigungen ist die Mauer nebst einigen Thürmen recht wohl erhalten; doch wird Wertheim gleich den Rheinstädten bald mehr und mehr seinen mittelalterlichen Charakter verlieren, wenn erst schnaubende Dampfboote die

Fluthen unseres Stromes durchschneiden und sich der Geschäftsverkehr allmählig an die Uferquais zu ziehen beginnen wird. Den wissbegierigen Wanderer führe ich zuerst nach der schönen gothischen Pfarrkirche, die 1383 erbaut, von dem verdorbenen Geschmack der späteren Zeit in ihrem Innern Zeugniss gibt. Im 15. Jahrhundert ward sie zu einer Kollegiatkirche erhoben, an welcher ein Dechant und 11 Vikarien angestellt wurden; nach Einführung der Reformation, welcher die Grafen von Wertheim sehr bald huldigten, nahmen sie die Evangelischen in Besitz *). Ihr Hauptschmuck sind die interessanten altdeutschen Epitaphien der Grafen v. Wertheim und Löwenstein, worunter Sculpturwerke von bewunderungswürdiger Kunst. Sie stehen alle im Chor, und wenn das des Grafen Ludwig von Löwenstein und seiner Gattin Anna das Interesse der Kenner erregt, so wird sich der Sagenfreund am ersten zu jenem in der linken Mauer hingezogen fühlen. Einen Grafen in altdeutscher Rittertracht stellt es vor in Mitten zweier Frauen, die in Gestalt und Kleidung sich frappant ähnlich sind. Von ritterlicher Minne und Treue hören wir seltsame Dinge berichten; jenes

---

*) Der Sage nach waren diese Luthern aus irgend einem Grunde Todtfeind und einer schwor, der Reformator müsse von seiner Hand fallen, wo er ihn treffe. Die Gelegenheit fand sich bald. Luther übernachtete einstmals in Miltenberg und dem blutdürstigen Grafen war es kaum angesagt, so schwang er sich behend zu Ross und ritt eilends in die Herberge nach Miltenberg, welches er nächtlicher Weile erreichte. Am anderen Morgen lugte die Sonne so freundlich in das Zimmer des Grafen, dass dieser alsbald die Laden aufstiess und sich an das offene Fenster legte, die frische Morgenluft in vollen Zügen zu trinken. Siehe, da klang jenseits der engen Gasse ein Fenster und alsbald erschien an demselben ein stattlicher geistlicher Herr, der freundlichen Gruss bot und sich alsbald mit dem Grafen in ein Gespräch einliess, was für diesen so anziehend wurde, dass er es kaum erwarten konnte, den wackern Mann näher kennen zu lernen. So verstrich unter ernsten Gesprächen der ganze Vormittag und als der Schwarzrock zu scheiden gedachte, liess sich der Graf vor ihm auf ein Knie nieder, bat ihn um seinen Segen und um Aufnahme unter die Zahl seiner Schüler. Gerührt schloss ihn der Theolog an das Herz und nannte ihm seinen Namen — es war Luther. — Der Graf stand zerknirscht und noch in demselben Jahre bekannte sich die ganze Familie zur neuen Lehre.

Grafen erste Gattin war gestorben, erzählt die Sage. Mehr als das eigne Leben hatte sie ihr Gemahl verehrt und schier drohte ihn der Schmerz der Heissgeliebten beizugesellen. So siechte er hin und mit Bekümmerniss sahen seine Getreuen den Schmerz ihres Herrn. Da trat eines Tages Einer von ihnen zu ihm und sprach also: „Herr, jeder Kummer hat sein Ziel und die Wunde, die man immer aufreisst, wird zuletzt unheilbar. Werft Eure Blicke unter den Schönen des Landes umher, traun ich wette, Ihr werdet bald gesunden. Der Trost war schlecht und der Graf hiess ihn schweigen.“ Der treue Knecht aber liess sich nicht abweisen: „Eurer Gattin kam Keine an Tugend und Schönheit gleich, fuhr er fort, doch ist die Welt gross und Gott ist Alles möglich. Brecht auf und reitet in die Ferne. Findet Ihr das Frauenbild, welches Eurer Buhle gleicht, nicht in Osten, so sucht es in Westen, Süden oder Norden.“ Solche Rede nahm sich der Graf zu Herzen und nicht lange währte es, so sass er mit dem getreuen Knappen auf und ritt stillschweigend von der Burg. Doch damit ich es kurz mache, der Graf durchstreifte die halbe Welt; im Morgen- wie Abendland, in Hispanien und Suevien suchte er das lebendige Conterfei seiner Trauten, bestand viel Abentheuer und fand endlich was er suchte. Nach langen Jahren glücklicher Ehe starb er, doch berichtet die Sage nicht, ob seine Frau nochmals dieselbe Wanderung um einen zweiten Mann so eifrig als ihr Sponse betrieben hat. — Im obern Theil des Chors der Pfarrkirche werden ausserdem noch einige Curiositäten gezeigt, welche wir indess Personen, die an schwachen Nerven leiden, nicht anempfehlen wollen. Es sind drei mumienartig ausgetrocknete Körper, alle über 200 Jahre alt, wovon die 2 weiblichen, wie der männliche der Familie Löwenstein-Wertheim angehören sollen. — Der Kirche gegenüber fällt uns ein interessantes Gebäude auf, das trotz der hässlichen Verbauung den gothischen Styl nicht verläugnet. Es war einst eine Kapelle, wahrscheinlich noch vor der Pfarrkirche erbaut; seit 1604 ward sie in ein Schulhaus verwandelt. Wer überhaupt mit Aufmerksamkeit unser Städtchen durchwandelt, dem wird es in manchen alten Bauwerken von den Sitten und dem Charakter unserer Vorfahren ein getreues Spiegelbild entwerfen. Die Erhaltung vieler interessanten historischen Denkmäler danken wir dem kunstsinnigen Erbprinz Adolph, welcher mit Anlegung einer

Sammlung archäologischer Gegenstände beschäftigt ist. Dieser rege Sinn für heimathliche Interessen ist überhaupt ein lobenswerther Zug unserer Wertheimer. Was die Statistik unserer Stadt anbelangt, so scheint ihre Seelenzahl seit den letzten 60 Jahren wenig im Steigen begriffen zu sein. 1788 belief sie sich auf 3373 und das 4. Tausend ist heute noch nicht voll. Die Hauptnahrungsquelle ist noch immer der Weinbau, obgleich die eigentliche Glanzperiode längst vorbei ist. Man rühmt an dem hiesigen Gewächs hauptsächlich eine gewisse Lieblichkeit und Zartheit, welche der Rheingauer nicht besitzt. Die beste Sorte wächst am rechten Ufer des Mains, von dieser ward ehedem das Fuder mit 500 fl. bezahlt und in dem reichen Jahr 1781 wurden 700 Fuder geherbstet! Die Behandlung der Stöcke wird als eine der zweckmässigsten in ganz Deutschland gerühmt, doch steigt der jährliche Ertrag jetzt kaum auf 200 Fuder durchschnittlich*). Nächst dem Weinbau nähren sich viele Menschen von der Fischerei und Schifferei, die indess auch ehedem mehr zu bedeuten hatte. Baden hat hier eine Zollstätte, welche ehedem den Grafen zustand und jährlich über 12,000 fl. eintrug. Jetzt mag ihr Ertrag durchschnittlich 25,000 fl. **) abwerfen. Es wäre zum Besten der ganzen Schifffahrt zu wünschen, dass diese lästige Bedrückung aufgehoben werden möge. Wertheim konnte sich, so sehr es auch darnach strebt, bis jetzt nicht zu einem Hauptspeditionsplatz am Main erheben. Seit der Mitte des 16. Jahrh. that ihm Miltenberg in dieser Beziehung zu viel Abbruch. Die Gewerke blühn durch den Aufenthalt so vieler herrschaftlicher Beamten, die mit ihren Familien einen bedeutenden Theil der Einwohnerzahl ausmachen.

Die älteste Geschichte unserer Stadt beruht auf Sagen und Traditionen. Der Franken-Herzog Gunibald soll mit seinen Sigambrern um d. J. 326 mainaufwärts gezogen sein und auf dieser Stätte ein Castell errichtet haben, unter dessen Schutz sich die Fischer der Umgegend begaben. Dass diese alte

*) Von der ehemaligen Blüthe des Weinbaues liefern uns die Tabellen von den Jahren 1779-1792 ein treues Bild. Die Ausfuhr belief sich in diesen 14 Jahren auf 466,901 fl., was indess kaum ein Drittheil des im Ganzen erzeugten Weines ausmachte.

**) Mit dem Freudenberger Zoll verrechnet die hiesige Hauptkasse 40—50,000 fl. jährlich.

Ueberlieferung durch keine Urkunde konstatirt werden kann, versteht sich von selbst. Sichereres meldet der Urkundenschatz, den Schannat aus den Fuldischen Archiven zur Kenntniss der Welt gebracht hat. Im Jahre 779 schenkt ein Graf Kunibert seine Besitzungen zu Wertheim, Biscofesheim und anderen Orten dem heil. Bonifaz, dessen Gebeine zu Fulda ruhten. Das ist bis jetzt das älteste bekannte Dokument über das Dasein unserer Stadt. 906 erfahren wir, dass Beppo, Graf des Waldsassengaues, hier ansässig war. Die Stadt war indess noch im 11. Jahrh. dem Stift Würzburg zuständig und dieses erkannte bald ihre Wichtigkeit für den Handel des mittlern Maingebiets. Bischof Heinrich verlieh ihr 1009 ein unumschränktes Stapelrecht, so dass alle auf- und abgehenden Güter drei Tage hier ausgestellt werden mussten. In einem eignen Kaufhandelshaus versammelten sich von nah und fern die Händler und Verkäufer. Dadurch kam Wohlstand unter die Bürger und sie erlangten zahlreiche Privilegien; ja 1306 erhob sie Kaiser Albrecht II. zu einer freien Reichsstadt und verlieh ihr mit Frankfurt gleiche Rechte und Vorzüge. Ludwig der Baier bestätigte ihr nicht nur dieselben, sondern stellte sie auch in Privilegien und Freiheiten ganz gleich mit seiner lieben und getreuen Stadt Gelnhausen. Wertheim erfreute sich bis zum Jahre 1549 einer Blüthe, welche es später nie wieder erlangen konnte. Um diese Zeit aber kam es dem Stift Mainz bei, den mainaufwärts gehenden Schiffen zu befehlen, in Miltenberg ihre Güter umzuschlagen und dadurch sank unsere Stadt mehr und mehr herab. Vergebens waren alle Vorstellungen, vergebens war selbst die Eingabe Frankfurts, Würzburgs und der Niederländer bei Kaiser Karl V., der Churfürst versprach und hielt nichts. Ohne dieses verhängnissvolle Ereigniss würde sich Wertheim wahrscheinlich im Lauf der Jahrhunderte zu einer bedeutenden Handelsstadt erhoben haben. Aus dem reichsfreien Traum scheint sie ohnedies bald geweckt worden zu sein, wenigstens zeigen die Verträge, die es 1556 mit seinem neuen Schutzherrn, dem Grafen Ludwig v. Stollberg, schloss, eine grosse Abhängigkeit. Sie bezog zwar die städtischen Gefälle, musste aber alle Schulden, die als böhmisches Lehen auf ihr hafteten, tilgen und ausserdem noch 1000 fl. jährlich von der Bed an die Herrschaft zahlen. Ueberdies litt sie stets in Kriegszeiten

viel; dies, wie die häufigen furchtbaren Ueberschwemmungen scheinen das fernere Emporblühen gehemmt zu haben. Wir hoffen, dass die Dampfschifffahrt auf unserm Strom auch hier regeres Leben und Treiben hervorrufen wird.

Die Tauber, welche an ihrem Ausfluss an 12′ tief ist, theilt die Stadt in 2 Theile. Dieses Viertel sieht einem Dorf ziemlich ähnlich und erhält seine Hauptzierde erst durch die im Entstehn begriffene katholische Pfarrkirche. Jenseits des Maines liegt Kreuzwertheim, ein stattliches marktberechtigtes Pfarrdorf mit circa 730 Einw., in Urkunden vom 13. Jahrhundert stets heil. Kreutzeswertheim genannt. Noch hält es sich mit seinen mittelalterlichen Befestigungen umpanzert und da wir in historischer Beziehung wenig Kunde von ihm haben, so halten wir uns um so lieber an die Sagen, deren das Oertlein manche besitzt. Dem schwarzen Tod begegnen wir auch hier, denn gerade in Kreuzwertheim hielt er reichliche Aernte; die ganze Einwohnerschaft würgte er bis auf acht und diese theilten sich in das Gut der Hinterbliebenen, wurden reich und waren fortan nur unter dem Namen die Achtherren bekannt. Oft hatten sie aber so schweres Leid zu ertragen, dass sie schier zu verzweifeln drohten; endlich erschien ihnen nach und nach der Todesengel, doch diesmal nicht in Gestalt der schwarzen Pest. Als es nun an den Letzten kam, rief dieser seine sieben Söhne an sein Bett, theilte Hab und Gut unter sie und sprach also: „Eure Vorfahren haben viel Elend zu böser Zeit erduldet und nimmer möge über Euch so schweres Leid verhängt werden. Deshalb sollt Ihr Euch über den Wechsel der Zeit freuen und alljährlich mögt Ihr in den Wald ziehn, den schönsten Stamm fällen, um ihn tanzen und springen mit Weibern und Kindern und das Geld, was ihr aus ihm lösst, verjubiliren und dabei unsrer Drangsale gedenken.“ So sprechend schloss er die Augen. — Die Stiftung aber ist geblieben bis auf den heutigen Tag. — Kreuzwertheim ist der Sitz eines Fürstlich Löwensteinischen Herrschaftsgerichts und besitzt als solcher ein schönes Schloss mit herrlichen Gartenanlagen.

Auf dem linken Ufer steigen die Berge schroff und kühn, dicht über dem Flussrand empor und lassen kaum der Landstrasse genügenden Raum. In weitem Bogen schäumt und tos't der Main um die Felsenmassen und bildet so eine für die Schifffahrt sehr gefährliche Stelle. Dicht am Fuss der Höhen

hat sich ein Dörflein angebaut, das wie alle anderen noch Spuren seiner alten Befestigungen trägt. Bestenheid ist es genannt und lag einst mehr flussabwärts auf der schönen (besten) Flur (Heide). Doch der schwarze Tod würgte auch hier unerbittlich und die Uebriggebliebenen begaben sich unter den Schutz der Tempelherren, die einen stolzen burglichen Bau auf dieser Stätte aufgeführt hatten. Noch heut lebt die Erinnerung an sie im Munde des Volkes; ihrer waren im ganzen vierzig und sie besassen viele Güter und Leibeigne, auch jenes ominöse *jus primæ noctis* durften sie üben. Als aber die weltlichen Fürsten sich zu ihrem Untergang verschworen, fielen ihre Häupter im Rüd'schen Hof zu Wertheim und nur einer ward gerettet, weil er ein Freund des Grafen war. Bestenheid ist ein beliebter Vergnügungsort unserer fröhlichen Wertheimer, die sich allwöchentlich hier zu einer geschlossenen Gesellschaft versammeln.

Der Berg, welcher sich hinter dem Dorf erhebt, heisst der Sporkert und seinen dichtbewaldeten Gipfel ersahn sich rüstige Germanen zur Anlegung einer gewaltigen Gränzwehre gegen den so keck im Mainthal vordringenden Römer. Noch finden sich die ungeheuren Substruktionen dieser Befestigung und die Hauptmauer, gegen den Main gekehrt, ist 300 badische Fuss lang, 15′ dick und 4—5′ hoch. Sie steht in Verbindung mit einer andern circa 800′ langen, welche jedoch weit mehr zerstört ist. Das ganze Castell ist mit strategischem Blick angelegt und die geographischen und physischen Verhältnisse sind sehr weise benutzt. In der Ringmauer selbst finden wir, übereinstimmend mit den celtischen Castellen in Schottland und England, jene kleineren Steinwälle, die entweder zum Aufenthalt der Häuptlinge oder zum letzten Zufluchtsort gedient haben mögen.

Steigen wir den Berg in nördlicher Richtung herab, so betreten wir ein fruchtbares, üppiges Blachfeld, auf das die Weinberge und Waldhöhen des rechten Ufers traulich herabschauen. Ein romantisches Thal öffnet sich vor unsern Blicken und rauschend stürzt ein wilder Waldbach durch dasselbe, um von unserm Strom verschlungen zu werden. Ein freundliches Dorf mit einer neu entstehenden Kirche erhebt sich an der Mündung des Thales: Hassloch (Hasilach) ist es, bekannt durch seinen Weinbau, der durch die sorgfältige Behandlung

der fürstl. Beamten nach und nach wohl wieder seinen frühern Ruf erlangen wird. Bis z. J. 1305 gehörte es in das Fürstbisthum Eichstädt, damals aber übertrug es Bischof Konrad der Erbtochter des Herrn v. Schlüsselberg, Elisabeth. Wenn wir das schöne Thal weiter hinauf wandeln, so hemmt bald ein steiler Berg, der Steckenhahn genannt, unser Fortschreiten. Zwei Waldbäche einigen sich am Fuss desselben und dort oben auf dem Plateau, das die Gestalt eines △ hat, haben unsere Vorfahren ein Castell angelegt, das mit denen auf dem Sporkert und der Wettenburg korrespondirte. An den Ufern unseres Stromes empfängt uns der ganze Frieden einer erhaben-stillen Natur. Rechts thürmen sich steile Felsen auf, links begränzen romantische Waldhöhen die üppige Ebene. Ich möchte diese Partie eine phantasiereiche nennen. Wer von Wertheim herabkommt und hier nur Momente weilt, wird sich unwillkürlich zum Träumen geneigt fühlen. Das Herz ist noch voll von mittelalterlichen Eindrücken: eisenbepanzerte Helden, minnige Jungfrauen, Turniere und Waffenspiele steigen wie luftige Gebilde im Gehirn auf und nieder. An dieser Stätte des Friedens athmen wir wieder freier und gleich tritt uns die Volkssage in ihrem phantasiereichen, mährchenhaften Gewand entgegen. Hier, wie oft anderwärts begegnen wir ihr, wie sie bemüht ist, der schönen Natur neue Reize zu verleihn. Diesmal führt sie uns eine räthselhafte, weibliche Erscheinung, gehüllt in einen weissen Schleier, leuchtend und strahlend in überirdischem Glanze vor. Stets tritt sie gütig und hilfreich auf, trägt den müden Landleuten die Hockenkötzen und ruht dann ermüdet auf einem Felsen unterhalb Hassloch aus, in welchem sich dadurch zwei Vertiefungen eingedrückt haben. Erzürnt man sie aber, dann rächt sie sich durch Täuschungen und leitet ihre Beleidiger irre. Hulla, die Leuchtende, Weisse, nennt sie das Volk, deshalb dürfen wir sie keineswegs mit der nordischen Hexe Holle, der Bösen, Wettermachenden vergleichen. Analog scheint sie indess bis auf die Namensverschiedenheit mit der mährchenhaften Berta zu sein (Perchta, v. Grimmes altdeut. Wälder III. 44.), die anderwärts, nicht allein in Deutschland, in der Volkssage auftritt. Dass unsere Hulda irgend eine Rolle in der altdeutschen Mythologie gespielt hat, unterliegt keinem Zweifel. Unterhalb Hassloch verschwindet allmählig der Felsenzug auf dem rechten

Ufer und die Berge treten mehr zurück, dagegen steigen sie auf dem linken dicht über dem Flussrand empor und gönnen kaum dem badischen Dörflein Grünenwörth Raum. Eine halbe Stunde stromabwärts breitet sich links das ansehnlichere Pfarrdorf Faulbach, in Urkunden stets Vulenbach genannt, aus. Ein starker Bach, aus dem Spessart kommend, trennt es in zwei Theile. Vor Alters bildete derselbe die Gränze der Herrschaft Klingenberg und Prozelten und als diese in verschiedene Hände überging, übertrug Graf Konrad von Vehingen für 600 Pfund Häller Vulenbach mit Breitenbrunn dem deutschen Orden. Später war der Ort sogar zweien Herren unterthan. Was nämlich rechts lag, stand Mainz, was links, Würzburg zu. Im österreichischen Erbfolgekrieg legten die Verbündeten auf jener Höhe, welche das Flussthal beherrscht, eine Schanze und Batterien an und warfen 600 Mann hinein, um den Franzosen die Passage nach Wertheim zu versperren. Die Einwohner, 1000 an der Zahl, nähren sich kümmerlich mit Schifffahrt, Ackerbau und Waldarbeit. Die Kirche, 1809 aufgeführt, ist ein stattlicher Bau. Sobald wir aus dem Ort heraustreten, ragen uns die stolzen Zinnen und Warten einer majestätischen Ritterburg entgegen. Es ist die alte Feste Prozelten überwachend den Strom und das Städtchen, welches sich am Fuss des Berges angesiedelt hat. Die Ruine, eine der prächtigsten in ganz Deutschland, ist noch sehr gut erhalten. Der König von Baiern wendet jährlich auch an dieses Denkmal des Mittelalters ziemlich bedeutende Summen. Noch recken die beiden Hauptthürme (circa 70 Fuss hoch) ihre Häupter gen Himmel, Ringmauern und Bastionen sind noch recht wohl erhalten, auch von unterirdischen Gängen und Vertheidigungswerken finden wir interessante Ueberbleibsel. Der älteste Name der Burg ist Lauffenberg und die Volkssage schreibt ihre Erbauung Heinrich dem Finkler zu, obgleich dies historisch nicht erwiesen werden kann. Als erste Besitzer werden beim Beginn des 13. Jahrhunderts die Reichsherren und Schenken von Klingenberg genannt, in deren Grafschaft die Burg lag. Als ihr Schloss Klingenberg 1260 durch Heirath an die von Bickenbach übergegangen war, nannten sie sich nach der hiesigen Burg: Schenke v. Bratshelden. Schon vor dem Jahr 1275 übertrugen sie indess auch dieses an Graf Beppo und Rudolph v. Wertheim und Reinhardt v. Hanau, welche

einen eignen Burgfrieden aufrichteten. Durch Erbschaft gingen diese Theile an verschiedene adelige Herren über, bis sich 1319 der deutsche Orden durch Kauf in den Besitz des Schlosses und der Stadt setzte. Durch die neuen Besitzer ward die Burg sehr erweitert, was indess 1483 mit noch grösserm Eifer fortgesetzt wurde. Im genannten Jahre tauschte nämlich, des Arrondissements wegen, das Stift Churmainz sein Amt Neckarsulm gegen die Besitzungen des Ordens um. Prozelten ward zu einer der ersten Landes- und Gränzfestungen erhoben und wahrscheinlich zuerst im Bauernkrieg 1525 und dann beim Einfall der Franzosen unter Turenne 1688 zerstört. Im Volk sind viele Sagen heimisch von Schätzen, die hier vergraben sein sollen, von Geistern und Gespenstern, die in seltsamen Gestalten die Leute erschrecken. Rathsam ist es immer, beim Besuch einen Führer anzunehmen, der den alten Bau kennt, ohne einen solchen hann man leicht die interessantesten Theile übersehn.

Das Städtchen Prozelten *(Beratesheldin)* bietet bis auf die Kirche und das Spital, welches um das Jahr 1430 von der Gräfin Elisabeth v. Henneberg aus ihrem Antheil an die Burg und Stadt Prozelten gegründet wurde, wenig Interessantes dar. Es zählt nicht viel über 1000 Einwohner, die sich kümmerlich vom Wein- und Obstbau nähren. Die meisten treiben Schifferei und Holzhandel. Im Entstehen ist die Maulbeerbaumzucht. Stadtgerechtigkeit besass sie schon um 1333 und im Jahr 1355 wurden ihr sogar die nämlichen Gerechtigkeiten, wie sie die freie Reichsstadt Gelnhausen besass, von Kaiser Karl IV. zuertheilt; damals ward sie befestigt, doch verlor sie durch ihre Empörung gegen das Stift im Jahr 1525 alle ihre Privilegien. Ueber die etymologische Bedeutung des Stadtnamens habe ich mich schon oben ausgesprochen. Gegenüber breitet sich auf fruchtbarer Gemarkung das Dörflein Mondfeld, urkundlich schon im 14. Jahrh. immer Mansfeld genannt, aus. In vielfachen Krümmungen windet sich der Fluss durch die Berge, welche ihm bald hier, bald dort den Ausgang zu hemmen drohen. Der Freund einer schönen Natur verdankt ihnen den ganzen Reiz der Abwechslung, ohne welche auch die prächtigste Landschaft zuletzt ermüdet. Hier überrascht jede Biegung des Stromes, denn sie bildet ein abgeschlossenes Ganze und jede Felsenwand, jede waldbedeckte Höhe,

die uns den Fernblick hemmt, dünkt uns ein Vorhang zu sein, dessen Emporheben wir mit Sehnsucht entgegenharren. Auch die Seitenthäler, die sich rechts und links öffnen, erhöhen den Reiz der Landschaft und erinnern an die Ufer des Rheins. Eines der malerischsten ist dasjenige, welches sich gleich unterhalb Prozelten öffnet, von einem Dörflein Boxthal, das zu uns herüberschaut, führt es den Namen. Auf beiden Seiten engen jetzt gewaltige Felsenmassen den Strom in ein schmales Bett ein. Sie sind meistens zu Steinbrüchen unterwölbt, deren Material in unerschöpflichen Quantitäten stromabwärts bis nach Holland gesandt wird. Auf dem rechten Ufer gewahren wir wiederum ein grosses Pfarrdorf. Das ist das dritte Prozelten an unserm Strom, welches zum Unterschied von den beiden anderen: Dorfprozelten genannt wird. Vorliegenden Urkunden zufolge kommt es schon im 9. Jahrhundert als *Brates-heldin* vor und ist überhaupt eine der ältesten Ortschaften am ganzen Strom. Stadtprozelten entstand später unter dem Schutz der Burg, das beweisen wiederum die Urkunden, in welchen das unserige immer Alten- auch Niederprozelten genannt wird. Zu der alten Pfarrkirche hierselbst gehörte noch bis zum Jahr 1323 Stadtprozelten. Die Einwohnerzahl beläuft sich gegenwärtig auf 1070, deren Hauptnahrungszweig die Ausbeutung der gegenüberliegenden Steinbrüche *) und der Holzhandel ist. Die Leute sind sehr arbeitsam, ja industriös, das beweist die Anpflanzung der *madia sativa* und des Maulbeerbaumes; auch hier ist der Weinbau sehr gesunken. Das jetzige Gemeindehaus war ehedem ein churmainzisches Jagdschloss und hat noch einige Glasmalereien aufzuweisen.

Burg auf Burg, Ruine auf Ruine folgen in dem romantisch schönen Flussthale; schon wieder ragt eine solche vom Gipfel jenes Berges auf dem rechten Ufer empor. Es ist das Stammschloss eines alten berühmten fränkischen Rittergeschlechtes, der Rüde v. Collenberg. Um das Jahr 1254 zogen die Herren

---

*) Hinsichtlich der Quantität sind diese zweifelsohne die bedeutendsten, da jährlich gegen 1000 Klafter Mauersteine (à 30-32 fl.) ausgeführt werden, was eine Gewichtsmasse von 5—600,000 Ctr. ergibt.

v. Cuglinbergh von Aschaffenburg, in dessen Nähe sie ihren Sitz gehabt, hierher und führten den stattlichen Bau auf. Aschaffenburgs Nähe war ihnen verhasst geworden, denn sie riss eine alte Wunde immer wieder von neuem auf. Unweit des Dorfes Goldbach bei Aschaffenburg erhebt sich ein uraltes steinernes Kreuz, zu dem das Volk oftmals wallfahrtete. Auf dieser Stätte warf den jungen Stammherrn v. Collenberg sein scheues Ross ab und schmetterte den Reiter leblos nieder. Die tiefgebeugten Eltern schenkten den grössten Theil ihres Habs und Guts an Kirchen und Klöster und bauten sich hier ein neues Schloss. Nach wenig Jahren trug man den letzten Collenberg zu Grabe und Burg und Güter fielen an das alte Geschlecht der Rüd, welche ihrem Namen den der Burg beifügten. Bis zum Jahr 1635 behaupteten sie sich im Besitz derselben; da wandelten auch sie den Weg alles Fleisches. Die Burg ward in den Stürmen des 30jährigen Krieges und während der Einfälle der Franzosen übel mitgenommen, doch bewohnte sie noch im Anfang dieses Jahrh. ein Revierförster, der jetzt seinen Wohnsitz am Fuss des Berges aufgeschlagen hat. Die Ruinen sind grossartig und werden sorgfältig vor gänzlichem Untergang geschützt. Wer sie besuchen will, thut wohl, wenn er sich an den freundlichen Forstwart wendet, da ohne dessen Führung die interessantesten Punkte leicht übersehn werden können. Von den Herren v. Rüd hat sich im Volk eine alte Sage erhalten: Vor undenklichen Zeiten lebte ein Ritter, der hatte eine sanfte, liebevolle Gemahlin, die er gar kläglich behandelte, weil sie ihm keinen männlichen Erben geboren. Er selbst war ein harter, geiziger Mann, der einstmals eine Mutter mit sechs Kindern erbarmungslos von seiner Thür jagte und ihren Sprösslingen fluchte. Das Weib aber wünschte ihm ein Dutzend Söhne auf einmal, dass sie ihm Hab und Gut aufzehrten und er gleich ihr den Bettelstab ergreifen müsste. Nach einem Jahr schon segnete Gott den Leib der Burgfrau und sie gebar, o Wunder! 12 Söhne auf einmal. Da fiel dem Ritter die Drohung der Bettlerin bei und in seinem Geiz gab er heimlich Befehl: eilf der Buben gleich seinen Rüden (Hunden) ins Wasser zu tragen. Eine gute Fee beschützte aber die Kleinen und als sie gross waren, kehrten sie wieder und es gab eine Erkennungsscene, die wir hier nicht weiter ausmalen wollen. Den Namen „Rüde“ behielten sie aber bei.

Dem Schloss gegenüber liegt der Tramm- oder Trennhof und eine Viertelstunde weiter abwärts breitet sich auf dem rechten Ufer das freundliche Pfarrdorf Fechenbach aus. Die Grafen v. Reigersberg, die seit 1635 die Gerichtsbarkeit ausüben, bewohnen auch das modern eingerichtete Schloss, welches sich so freundlich am Gestade erhebt. Der Ort ist alt und kommt schon in Urkunden des 13. Jahrhunderts als Vechimbach vor. Von hier stammen die Freiherren von Fechenbach, welche ohne Zweifel ursprünglich Dienstmannen der Reichsherren von Klingenberg und Prozelten waren. Ihr Stammort ging später an die Rüde von Collenberg und dann an die von Reichersberg über. Von circa 700 Einwohnern ist der Ort jetzt bevölkert.

Mit der südlichen Richtung, welcher unser Strom sich unterhalb des Dorfes hinneigt, erscheint auch die ganze Landschaft in freundlicherem, glänzenderem Gewande. Der dunkle Höhenzug auf dem linken Ufer flieht plötzlich landeinwärts und gönnt einer üppigen Ebene Raum. Nur von Ferne lugt er auf die wogenden Saatfelder herab und schliesst endlich dem trunkenen Blick des Wanderers neidisch die Fernsicht ab. Andere Gebilde hat sich die fleissige Natur auf dem rechten Gestade geschaffen. Der Spessart sendet ihr seine gigantischen Felsen, seine waldgekrönten Berge zu und in chaotische Formen hat sie die Gaben gruppirt. Bald schleudert sie riesige Steinmassen in den Fluss und droht seinen Lauf zu hemmen; bald dacht sie die Berge zu romantischen Hochebenen ab. Düstre Seitenthäler öffnen sich, und rechts und links erheben sich Ortschaften und Höfe an dem Gestade. Reistenhausen heisst das erste Dorf, das sich auf dem nördlichen Ufer ausbreitet. Es ist durch nichts, als seine riesigen Steinbrüche berühmt, woraus jährlich gegen 180,000 Cubikfuss (Ctr.) Steine gebrochen werden. Ueber 200 Menschen sind darin beschäftigt und zu den Festungen Mainz und Coblenz, wie den meisten grossen Bauten an Rhein und Main lieferten sie einen ansehnlichen Theil des Materials. Oft werden hier Steine an immenser Grösse, deren einer manchmal 3000 fl. kostet, gebrochen und verladen. Der Sage nach sollen aus den hiesigen Brüchen schon Steine für den alten Cölner Dom gebrochen worden sein. Der Wohlstand des ganzen Ortes beruht in diesem Handelszweig. Die Seelenzahl beläuft sich auf 600; als älteste Besitzer werden die Rüde v. Collenberg

genannt. Damals bestand die ganze Niederlassung nur aus 3 Höfen. Im 16. Jahrh. standen den Klöstern Amorbach und Himmelthal verschiedene Lehen zu, welche aber den Rüden übergeben wurden. Die Grafen v. Reigersberg üben noch jetzt die niedere Gerichtsbarkeit aus. Den Steinbrüchen gegenüber, welche gegen 300 Fuss hoch und 3/8 Stunden lang sind, trauert einsam ein Kirchlein, umgeben von Gräbern und Todtenhügeln. Dem heil. Laurentius ist es geweiht und soll einst die Pfarrkirche von Freudenberg gewesen sein. Das freundliche badische Städtchen selbst erreichen wir nunmehr. Ueberwacht von der majestätischen Burg drängen sich seine Häuser in einer langen Kette, gleichsam schutzsuchend, an den Fuss des Berges. Noch umschlingen es altersgraue Warten und Mauern, doch werden auch diese Zeugen einer gewaltigen, sturmbewegten Zeit sinken, sobald der Geist der Industrie seine Schwingen über unser Städtchen erfolgreicher ausbreiten wird. Bis auf den heutigen Tag scheint es noch wenig von der rapiden Kulturentwicklung unserer Periode berührt worden zu sein. Die Einwohner, ungefähr 1800 an der Zahl, treiben theils Schiffbau, theils suchen sie Nahrung in den nahen Steinbrüchen, welche seit ungefähr 20 Jahren eröffnet, jährlich wohl an 100 Schiffsladungen Baumaterial liefern. Die Obstkultur wird namentlich auf der jenseitigen Gemarkung mit grosser Vorliebe getrieben. Eine historische Ahnung von dem Bestehen unserer Stadt klingt aus altersgrauer Zeit in der Volkssage zu uns herüber. Als der Hunnen wilde Schwärme im 9. Jahrh. verwüstend den Main herabzogen, fanden sie hier auf dem rechten Ufer, wo jetzt die sogenannten Kirschfurterhöfe stehn, ein Städtchen, das verwüsteten sie und tödteten oder verjagten die Einwohner. Als die wilden Gäste aus Deutschlands Gauen für immer verbannt worden waren, kehrten die Vertriebenen wieder und bauten sich unter dem Schutz des Berges an, auf dem später eine stattliche Burg entstand. Historisch erwiesen ist das Erscheinen der Hunnen in dieser Gegend, nicht aber das Dasein unseres Städtchens im neunten Jahrhundert. Leicht möglich ist es daher, dass die Traditionen hier, wie oft anderwärts, urkundlich auf die lebende Generation gekommen sind. Die Schweden brannten nämlich im dreissigjährigen Krieg das auf der Fläche sich ausbreitende Dorf nieder und nöthigten die Einwohner, sich nach der Stadt zu

flüchten. *) Die Urkunden der Würzburger Archive berichten uns: dass gegen das Ende des 12. Jahrhunderts Bischof Heinrich von Biebelriedt zum Schutz seiner Gränze das feste Schloss Freudenberg erbaut habe. Die geistlichen Herren trachteten gern darnach, mächtige Dynastengeschlechter in ihren Lehnsverband zu ziehen und so übertrugen die Bischöfe v. Würzburg den ehrenfesten Grafen v. Wertheim ihr neues Schloss. Unter dem Schutze dieser angesehenen Herren blühte auch unser Städtchen bald empor und bis zum Jahr 1556 waren die Wertheimer immer mit Stadt und Schloss belehnt. Da verdorrte der alte Stamm und Bischof Julius griff wieder zu dem Eigenthum des Stiftes. Noch zu seinen Lebzeiten (1602) sprach es aber Kaiser Rudolph neuerdings dem Grafen Ludwig v. Löwenstein-Wertheim zu, der die noch blühende Linie Freudenberg stiftete. Das Schloss ward wahrscheinlich im 30jährigen Krieg zerstört und bietet noch immer in seinen Trümmern ein getreues Bild mittelalterlichen Lebens und Treibens. Der Weg hinauf ist schmal und steil, doch weder gefährlich noch sehr anstrengend. Der Umfang der Ruinen ist sehr beträchtlich und von Gewölben, Kellern und Thürmen noch vieles gut erhalten. Die Hauptwarte, gegen 60 Fuss hoch, hat nicht von unten, sondern in der Mitte einen Eingang und wurde ehedem vermittelst Strickleitern erstiegen. Wie bei allen Burgen am Main scheint dieser Thurm der letzte Zufluchtsort der Belagerten gewesen zu sein und ist deshalb auch so massenhaft aufgeführt. Aus riesigen Quadern zusammengesetzt, erinnert er an die römischen Bückelthürme, welche gleich ihm von Aussen unbehauen, von Innen mit spiegelglattem Cement überzogen sind.

Das Städtchen selbst ist nett und sauber gebaut und wird sich bei Emporblühung der Dampfschifffahrt gewiss zahlreichen Fremdenbesuches erfreu'n, besonders da Hr. Lauer „zur Rose" für anständige Verpflegung derselben Sorge getragen hat. Sobald wir aus dem Ort treten, fallen uns links die schon besprochenen Steinbrüche ins Auge. Während das rechte Ge-

---

*) Kirschfurt wird schon urkundlich im Jahre 1285 genannt, wo Graf Rudolph v. Wertheim dem Peterstift zu Aschaffenburg 4 Höfe hier zu Kyrsefort verkauft.

stade hoch und steil nach dem Spessart hinaufstrebt, dacht sich das linke allmählig zu einer weiten, üppigen Ebene ab. Wir verlassen nunmehr das badische Gebiet und begrüssen in dem beträchtlichen Marktflecken B ü r g s t a d t die erste baierische Ortschaft. In historischer Beziehung beginnt schon mit Bürgstadt für die gesammte Maingegend ein neuer Abschnitt, doch wollen wir erst bei Miltenberg demselben unsere Aufmerksamkeit widmen. Unser Marktflecken, jetzt über 1600 Einwohner zählend, spielte im Mittelalter als Sitz des Oberhofs eine bedeutende Rolle. Sein Rathhaus mit interessanten Glasmalereien trägt noch die Spuren ehemaliger Bedeutsamkeit. Seit dem Jahr 1459, wo Miltenberg dies Vorrecht erwarb, sank es mehr und mehr. Bei Burgstadt mündet die E r f f, keiner der unbedeutendsten Nebenflüsse des Main, in unsern Strom. Sie kommt von Erfeld aus dem Grossherzogthum Baden und durchfliesst ein herrliches romantisches Thal. Die Umgegend Burgstadts ist für Archäologen sehr interessant. Wenn gleich im Flecken selbst jede Spur römischer Niederlassung durch die Jahrhunderte verwischt ward, so hat doch in der Nähe die sturmbewegte Zeit römischer Zwingherrschaft viele Trümmer hinterlassen. Auf der südwestlichen Seite des Burgstadter Berges, dessen bewaldeter Scheitel so stolz in das Main- und Erffthal hineinragt, erheben sich die grossartigen Ruinen eines germanischen Ringwalles. Das Gestein ist wallartig, ohne Mörtel, zum Theil noch 8′ hoch aufgetragen. In ellyptischer Form umzieht es die Höhe; der Umfang beträgt 4563 Schritte. Die Römer zogen diese altdeutsche Burg in ihre Gränzwehre. Einige 1000 Schritte davon entdeckte S t e i n e r die Fundamente einer alten Römerstrasse und sucht zu beweisen, dass hier die eigentliche Gränze der römischen Besitzungen in Germanien gewesen sei.

Sprächen all' diese Entdeckungen nicht für die Anwesenheit der Römer, so finden wir in den sogenannten H a i n f ä s s e r n, welche unweit des Ringwalles liegen, neue apodictische Zeugen. Diese Hainfässer sind kolossale, nach Regeln der Kunst behauene Steine, welche römische Steinmetzen zu Säulen zu formen begonnen hatten, aber unvollendet liessen. Weiter unten, bei K l e i n - H e u b a c h komme ich noch einmal darauf zurück. Hier im Burgstädter Forst liegen nur 2 Steine von 15 Fuss Länge; sie sind sauber behauen, in der Mitte etwas

dicker als an den Ecktheilen und haben dadurch Veranlassung zur Volksbenennung gegeben. Nach meiner Ansicht, haben es vielleicht Kapitäler zu Säulen werden sollen. Weiter unten habe ich auch ausführlicher zu beweisen gesucht, dass diese Steinhauerarbeiten römischen Ursprungs sind und als solche bekräftigen sie Steiners Behauptung, der *limes transrhenanus* sei oberhalb Burgstadt über den Main gegangen. Hätten es die Römer sonst wagen dürfen, im Lande der Barbaren solche langwierigen Arbeiten zu unternehmen?

Siebenter Abschnitt.

Der Unter-Main von Miltenberg bis Aschaffenburg.

Die Flussstrecke von Wertheim bis hierher gehört nicht allein zu den schönsten des ganzen Stromes, sondern verdient auch unter den malerischsten unseres deutschen Vaterlandes genannt zu werden; Dichter und Maler werden hier eine fast erdrückende Fülle geistiger Anregung finden und dennoch vergeblich bemüht sein, den Gesammtreiz jener herrlichen Naturbilder in täuschenden Farben zu schildern. Nur die Macht der Autopsie wirkt hier genügend; nur dem Herzen, das mit Wärme und Empfindung an den Busen unserer schönen Natur eilt, erschliesst sie ihre ganzen Reize. Miltenberg, freundliches, trautes Städtchen, wären Deine Bewohner ärmer als Hiob, unglücklicher als die Niobe, dennoch dürftest Du nicht über die eiserne Hand des Schicksals murren, Deine reizenden Naturgebilde könnte es Dir nimmermehr rauben. Sie sind Dein Schatz, den Du durch alle Zeiten bewahren wirst und der Dir bald eine Quelle des Wohlstandes werden wird, wenn erst unser Main durch die Dampfschifffahrt sich mehr beleben wird. Mit Miltenberg beginnt für die gesammte Maingegend in historischer Beziehung ein neuer Abschnitt. Als die Römer von Rhein und Donau her mehr und mehr in das Herz Germaniens zu drängen suchten, waren die Flüsse ihre Wegweiser. Diese suchten sie sich vor allen andern zu sichern, denn sie erkannten sie als die Lebensadern der Länder, welche sie zu

erobern trachteten. Deshalb legten sie an den Ufern Castelle und befestigte Lager an und sicherten sich das Innere des Landes durch eine Masse von kleinen Festungen. Langsam, aber desto sicherer, drangen die Eroberer der Welt vor. Die Landstriche, die sie einmal in Besitz genommen, umgaben sie mit Grenzwehren, welche sie vorschoben, je tiefer sie ins Land eindrangen. *Limes* nannten sie diese Umwallung und die Bauart richtete sich ganz nach den Verhältnissen der Gegend. Am Main bestand er, nach angestellten Forschungen, meist aus einem einfachen Graben und Wall, auf dessen Höhe Pallisaden mit Flechtwerk angebracht waren. Doch gewahren wir noch heut zu Tag hinter den Grenzwehren die Spuren grosser Castelle, Schanzen *(castra aestiva et hiberna)* und Thürme, welche auch zuweilen zu Begräbnisstätten dienten. Das ganze Land innerhalb dieser Grenzbefestigung glich einem grossen Feldlager und die Umgegend von Miltenberg ist deshalb historisch so interessant, weil sich hier die äusserste und letzte Circumvallation der Römer befand. Zu welcher Zeit diese angelegt worden ist, kann mit Bestimmtheit nicht ermittelt werden; schon zu des Tiberius Zeiten hatten diese Umwallungen begonnen, Domitian, Trajan und Hadrian mögen sie vollendet haben. Heut zu Tag unter dem Namen Pfahlhecke, Pfahlram, Schweingraben, Teufels- oder Heidenmauer bekannt, erstreckten sie sich von Hienheim an der Donau in nordwestlicher Richtung über Weissenburg bis nach Hüttlingen an den Kocher. Von Lorch an laufen sie ziemlich parallel mit dem Rhein und treten vor Mudau in den Odenwald. Hier vertritt eine fortlaufende Kette von Castellen und Thürmen den Wall. Dieser selbst wurde weiter flussaufwärts angelegt, zog sich von Wallthürn über Eichenbühl eine Viertelstunde unterhalb Freudenberg an den Main und lief an den Kirschfurter Höfen in den Spessart hinauf. Wenn nicht die deutlichen Spuren von Graben, Wällen, zusammen gestürzten Mauern, diese Annahme constatirten, so sprechen grosse Münzentdeckungen und namentlich jene merkwürdigen Steinmetzarbeiten im Burgstädter Forst- und Miltenberger Stadtwald bei Heubach für das Dasein der Römer. Welches Bild dürfen wir uns aber von der Physiognomie des Mainthales vor anderthalb Jahrtausenden entwerfen? War es damals noch das Land, von welchem Tacitus sagt: es sei bedeckt mit Wäldern und Sümpfen, arm an fruchttragenden Bäumen, nur reich an magerm Vieh gewesen! Gewiss

nicht! Wo römische Cultur Platz ergriffen hatte, konnte dies Bild nicht passen; sagt nicht selbst Florus: *ea denique sat in Germania erat, ut mutati homines, alia terra, cœlum ipsum mitius molliusque solito videretur.* Und wahrlich, wenn wir nach den Ruinen jener ungeheuren Menge römischer Bauwerke und Münzen schliessen wollen, so hatten die Bezwinger der Welt besondern Werth auf die Ufer unseres Stromes gelegt. Das ganze Flussgebiet war nicht allein mit Castellen bedeckt, auch grosse Bäder, Villen und Paläste fanden sich, zahllos sind ferner die Legion- und Votivsteine. Wer waren aber die Bewohner dieser blühenden Provinzen? Unsere Vorfahren waren zum grössten Theil daraus verdrängt; denn nicht ertragen konnte der freie Germane die Zwingherrschaft der Römer. Nach Tacitus war es „der Gallier leichtes Gesindel, das aus Dürftigkeit verwegen das Decumatenland bebaute.“ Der eigentliche Kern der Bevölkerung waren aber der römischen Veteranen tapfere Schaaren. Die Gränzländer wurden nämlich als förmliche Soldatenkolonieen betrachtet; den Eroberern selbst verlieh man das Land, das sie mit ihrem Blut erkämpft. Eine geregelte Verfassung finden wir in den Landstrichen innerhalb des *limes*; die Wälder begannen sich zu lichten, die Sümpfe wurden ausgetrocknet; Handelschiffe erscheinen auf unserm Strome — da brechen gegen das Ende des 4. Jahrh. der Allemannen kriegerische Horden herein und mit der Freiheit, die sie dem unterjochten Lande bringen, stürzt der dreihundertjährige Bau römischer Kultur zusammen. Mit Miltenberg beginnen jene interessanten äologischen Forschungen im Mainthal, die Hofrath Steiner in Klein-Krotzenburg in seinem Werke: „Geschichte und Topographie des Maingebiets und Spessarts unter den Römern“ zusammengestellt und vermehrt hat. Reich, sehr reich ist die Ausbeute, doch dürfte künftig auch Vorsicht von Nöthen sein, denn nicht immer ist von gefundenen Münzen oder Anticaglien auf die Anwesenheit der Römer zu schliessen. Nur Steinschriften und Gelübdesteine sind die sprechendsten Zeugen; Münzen und Schmucksachen können auch von den Germanen erbeutet worden sein, wenn wir auch zugeben, dass die römischen Veteranen ihren Sold grösstentheils vergraben haben mögen. —

Für jeden Geschichtsfreund muss Miltenberg demnach als erster Römerpunkt interessant sein, doch noch in anderer

Beziehung ist es beachtungswerth. Hier endigt nämlich die alte Provinz Franken *(Francia orientalis)*, das eigentliche Frankenland und unser Strom tritt in das Gebiet des rheinischen Franken, das indess längst seine ursprüngliche Benennung verloren hat *). Die Geschichte hat demnach unserm Miltenberg gewissermassen schon einen Ehrenplatz angewiesen; doch auch die Natur zeigt sich nicht stiefmütterlich. Der Main bildet gerade hier auf seinem ganzen Lauf die südlichste Spitze und erhebt dadurch unsere Stadt zu einem natürlichen Stapel- und Handelsplatz für alle mainaufwärts gehenden und nach dem Süden bestimmten Güter. Schon im Mittelalter war Miltenberg hochberühmt durch seinen Handel und nach Miltenberger Währung ward der Cours anderer Reichsmünzen berechnet. Die vortheilhafte geographische Lage wohl erkennend, suchten die Churfürsten von Mainz, ja die deutschen Kaiser selbst, die Stadt auf alle mögliche Art zu begünstigen. Schon im J. 1377 verlieh Karl IV. unserm Miltenberg das Recht, vom 6. August bis Himmelfahrt Mariä Messe zu halten, womit zugleich das Stapelrecht **) verbunden war. Erwägen wir all' diese Vortheile und die günstige Lage der Stadt selbst, so können wir nicht begreifen, dass nicht schon längst Miltenberg in die Reihe der bedeutenderen Handelsplätze getreten ist. Prüfen wir aber die günstigen Verhältnisse der Gegenwart, so müssen wir gestehn, dass unsere Mainstadt gleichsam am Vorabend grosser Kulturereignisse steht. Es sind keine Träume, wenn wir

---

*) Als schon zu Karl Martells Zeiten das thüring'sche Reich dem fränkischen einverleibt wurde, erhielt die neue Provinz die Benennung *Francia orientalis*, auch *nova*. Sie war in 16 Gaue eingetheilt, welche in einer Urkunde König Arnulfs v. J. 889 aufgeführt werden. Im 11. Jahrh. wurde die Benennung Franconien üblicher und später bildeten diese Länderbestandtheile den sogenannten fränkischen Kreis, dem Bamberg vorstand. Die Gränzen erstreckten sich aber nach Merian: „gen Aufgang an den Nortgau und Baiern, gen Niedergang an die untere Pfalz, gen Mittag an das Schwabenland, gen Mitternacht an Thüringen."

**) Das Stapelrecht selbst reicht wahrscheinlich schon ins 18. Jahrh. hinauf und nur die Nürnberger Kaufleute errangen 1539 gegen ein Anlehn von 4000 fl. die Befreiung von diesem lästigen Zwang, der ihnen aber schon 10 Jahre nachher wieder auferlegt ward.

behaupten, dass durch die Hebung und Belebung der Mainschifffahrt unsere Stadt nächst Bamberg die grössten Vortheile ziehn wird. Niemand kann es leugnen, dass unser Fluss sich in wenig Jahren vermittelst seiner centralen Lage im Herzen Deutschlands zu einer Art Weltstrasse erheben muss und wird. Von seiner Mündung bis hierher bildet der Main wenig Krümmungen und sein Wasserstand ist fast immer günstig; wenn nun seit dem Zollverband der Zug der Güter aus England, Frankreich und dem Rhein überhaupt schon meist über Miltenberg gegangen ist, so wird von jetzt an unsere Stadt in Concurrenz mit dem Donaumainkanal treten. Ich habe bereits gesagt, dass der Strom vom Rhein aus bis hierher wenig Krümmungen bildet, gleich oberhalb Miltenberg beginnen diese aber und setzen nicht allein durch die Verdoppelung des Weges, sondern auch den ungünstigen Wasserstand dem Gütertransport grosse Hindernisse entgegen. Aus diesem Grunde wird Miltenberg der Stapelplatz für alle nach der Donau und dem Süden bestimmten Waaren und Reisenden werden, die von hier aus per Axe um mehr als die Hälfte schneller expedirt werden können. Einzelne unternehmende Kaufleute und Spediteure haben schon jetzt die vortheilhafte Lage unserer Stadt erkannt und in der That besitzt Miltenberg die grössten und besten Schiffe am ganzen Main. Auch das Gasthofswesen bereitet sich auf einen grössern Fremdenverkehr vor. Wir waren erstaunt, auf dem Markt ein Hotel zu erblicken, das allen Anforderungen eines comfortablen Lebens in seinen Einrichtungen entspricht. Nur eins wird der Fremde vermissen — doppelte Kreide, mit welcher in Gasthöfen ersten Rangs gewöhnlich aufgetragen wird, und diesen Mangel wird jeder Fremde unserm freundlichen Wirth „zum Engel“ Herrn Karl Holzwarth gern verzeihn.

Unser freundliches Städtchen gehört keineswegs unter die ältesten am Main. Noch im 10. Jahrh. stand die Uferstrecke, auf welcher es sich jetzt erhebt, öde und leer, doch breitete sich weiter unterhalb am linken Ufer der Mud auf den herrlichen Wiesenmatten ein anscheinend nicht ganz unbedeutendes Städtchen aus, das in einer Urkunde Ludwigs des Deutschen vom Jahr 856 Vachhusen genannt wird. Der Hunnen wilde Schaaren brachen aber in den Jahren 910-23 in die deutschen Gaue herein und hausten gräulich darin mit Mord und Brand.

Auch Vachhusen ward der Erde gleich gemacht, die Einwohner getödtet oder vertrieben. Als nun der Sturm vorübergegangen war, kehrten die Eigenthümer des Bodens wieder, doch musste die Stätte, auf welcher ihre Väter und Freunde geblutet, allzu traurige Erinnerungen in ihnen erweckt haben, deshalb bauten sie sich theils da wo jetzt Klein-Heubach liegt, theils unter dem Schutz der Feste Mildenburg, welche vielleicht schon den Römern ihre Entstehung verdankt, an. So bildete sich unsere Stadt in den ersten Decennien des 10. Jahrhunderts, indem sie ihre alten Privilegien auf die neue Kolonie übertrug, wie aus der alten Markgenossenschaft hervorgeht. Eigenthum des Mainzer Erzstiftes wurde sie erst nach dem Tode des Herzogs Otto von Baiern, 985, und durch die Gunst der neuen Herrscher erhob sie sich bald aus ihrer frühern Unbedeutenheit. Ihre politische Wichtigkeit im Mittelalter ist constatirt durch die Auszeichnung, welche ihr selbst mehrere deutsche Kaiser bewiesen. Als Mitglied des obererzstiftischen Städtebundes genoss sie wichtige Freiheiten und behauptete eine beneidenswerthe Unabhängigkeit, die nur durch die Burg eingeschränkt wurde. Vielleicht wäre Miltenberg schon seit Jahrhunderten eine weit bedeutendere Stadt, wenn sie nicht durch ihre militärische Wichtigkeit als Gränz- und Landesfestung in ihrem Emporstreben allzu sehr gehemmt worden wäre. Hatte sie sich aber einmal von den Lasten des Krieges befreit, so zertrat Mars wiederum die Keime der emporstrebenden Entwicklung. Bestimmt war Miltenberg bis zum Jahr 1552 weit bedeutender als jetzt; damals brannte der Markgraf Albrecht jene ganze Häuserstrecke von der Vorstadt bis an den alten Thurm nach der Mud hin nieder, welche nicht mehr aufgebaut ward. Doch nicht allein dies, auch Unzufriedenheit, Uneinigkeit im Innern hemmten das raschere Emporblühn. Der Reformation und dem Bauernkrieg, welchem sich die Bürgerschaft rasch in die Arme warf, verdankt die Stadt den Verlust ihrer besten Privilegien; der dreissigjährige Krieg, der bald darauf hereinbrach, vernichtete hingegen ihren Wohlstand. So dürfen wir nur dem unruhigen Geist jener Zeiten und Dir, stolzes Ritterschloss, das Du kühn auf Deinem Felsen emporragst, den Vorwurf zu machen haben, Ihr habet das Emporblühn unserer Stadt gehemmt. Jetzt waltet ein versöhnlicherer, ruhigerer Geist und wie ich schon oben auseinandergesetzt, wird Milten-

berg bald in die Reihe grösserer Städte treten. Dem Reisenden bietet unser Städtchen manches Interessante dar; vor allem Andern hebe ich die stattliche Feste heraus, jetzt trotz dem, dass sie noch bewohnt und unterhalten wird, doch nur mehr ein Gerippe früherer Grösse. Für eine Sage dürfen wir es halten, dass schon die Römer hier ein Castell aufgeführt haben sollen; ebenso wenig können wir behaupten, ob die Burg jemals der Sitz eigner Dynasten gewesen war. Erst als die Erzbischöfe von Mainz in den Besitz der Umgegend kamen, wird es Licht; Erzbischof Adalbert, der auch 1122 das Schloss zu Aschaffenburg neu befestigte, soll die Miltenburg, wenn nicht erbaut, doch mit stattlichen Mauern und Vertheidigungswerken umgeben haben. Aus jener Zeit stammt auch wahrscheinlich jener majestätische viereckige Hauptthurm, von riesigen, aussen unbehauenen Sandsteinquadern aufgeführt. Als erzstiftische Gränzfestung spielt sie in der Kriegsgeschichte des Mittelalters keine unbedeutende Rolle, da sie gerade das enge Mainthal schützte und versperrte. Wir können hier mit Aufzählung ihrer Schicksale nicht unsern Raum verschwenden, da dieselben in Madlers Monographie ausführlich beschrieben sind. Nach der Periode, wo sie aufhörte, als Feste wichtig zu sein (1803), kam sie in den Besitz des Fürsten v. Leiningen, der sie 1807 an den Consistorialrath Horstig verkaufte, dessen Familie das Schloss gegenwärtig noch bewohnt. Im Mittelalter ward sie von eignen Burggrafen verwaltet, unter denen oft die tapfersten Rittersmänner waren; doch war nächst den Söldern auch die Bürgerschaft zum Schutz der Feste verpflichtet. Ich brauche Niemanden darauf aufmerksam zu machen, dass man vom Schloss aus, das sich 191 Fuss über dem Wasserspiegel des Mains erhebt, einen entzückenden Ueberblick über die Schönheiten des Flussthales erhält, die man jedoch nur vom Engelberg aus in ihrer ganzen Pracht würdigen kann. Von Fremden wird gewöhnlich der neue Weg hinter dem Schlossberg, von wo aus man den besten Ueberblick gewinnt, besucht. Geschichtsfreunde mache ich darauf aufmerksam, dass sich auf der Höhe des sogenannten Grünberges ein alt-germanischer Ringwall von ungeheurer Grösse befindet. Nächst der Burg verdient das Rathhaus, das von den Templern herstammen soll und die Pfarrkirche, deren beide neue Thürme so majestätisch und erhebend in die reizende Umgegend hineinragen, gesehn

zu werden. Die alte Kirche, welche 800 Jahre gestanden haben soll, ward 1827 abgebrochen und die jetzige aufgeführt, aus derem Innern wir jene abominablen Freskomalereien gern vermissen würden.

In seiner ganzen, zum Theil mittelalterlichen, zum Theil modernen Erscheinung wird Miltenberg den Fremden fesseln, besonders da von hier aus am bequemsten Ausflüge in die herrlichen Thäler der Mud und Erff angestellt werden können. Nach dem kaum zwei Stunden entfernten, interessanten Städtchen Amorbach sollte wenigstens Niemand vergessen zu pilgern. Die prächtige ehemalige Benediktinerabtei *) mit ihrer weltberühmten Orgel, das Schloss des Fürsten v. Leiningen etc. sind Attraktionspunkte genug. Bei Holzwarth im Gasthof „zum Engel" ist immer Fuhrgelegenheit. Miltenberg, unser freundliches Städtchen würde indess auch ohne all' die gerühmten Sehenswürdigkeiten den enteilenden Fuss des Wanderers durch die Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit seiner Bewohner zu fesseln im Stande sein. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen, dass nicht leicht ein zweites deutsches Städtchen gefunden werden dürfte, wo so viel Cordialität und Bildung herrscht wie hier; in dieser Beziehung hat sich unser Miltenberg glorreich emanzipirt und wenn es sich dereinst zu der Bedeutenheit, die prophetisch vor meinem Geiste steht, emporgeschwungen haben wird, dann ist es längst befreit von den Fesseln jener ominösen deutschen Kleinstädterei. Ich habe unter Miltenbergs Männern und Frauen mehr Bildung und Sinn für geistige Interessen gefunden, als in mancher hochgepriesenen Residenz. Mögte nie jene herzgewinnende Gemüthlichkeit aus euren geselligen Kreisen weichen, freundliche Bewohner unseres Städtchens.

Ehe wir scheiden, wollen wir der Statistik noch einige Aufmerksamkeit widmen. Die Einwohnerzahl beläuft sich gegenwärtig über 3000. Handel und die damit verwandten Zweige sind die Hauptnahrungsquellen; reich ist die Stadt besonders an herrlichen Waldungen und Steinbrüchen, die unerschöpflich sind. Wenn wir unsern Weg flussabwärts durch das Heubacher

---

*) Sie ward 743 der Sage nach von Bonifaz unter dem Beistand Pipins und Richards, eines Grafen von Frankenberg, gestiftet.

Thor wählen, so fällt uns links an der Landstrasse, umgeben von Gitterwerk, ein Monument auf: das ist das Sachsengrab, worunter die irdischen Ueberreste von 17 Kämpfern für die deutsche Freiheit den ewigen Schlaf des Todes schlummern. Es war am 12. April des J. 1814, da zog jubelnd und singend eine Schaar jugendlicher Helden die Strasse herauf. Die Fähre nahm sie auf und fröhlich steuerten sie über das brausende Hochwasser, das die Gebirgsbäche angeschwellt hatten. Unseliges Verhängniss! Einer der Jünglinge stürzt über das Fahrzeug in die tobende Fluth und bei den Bemühungen ihn zu retten, schlägt dieses um und Alle stürzen hinein. „Hier," sagt die Inschrift, „voll Hoffnung ihr Alles im edlen Kampfe zu wagen auf dem freudigen Weg zum hohen Ziele, vertauschten Leben mit Leben, im Wellenkampfe besiegt, XVII Mitglieder des Banners der freiwilligen Sachsen." — Die edle damals Fürstin v. Leiningen, jetzige Herzogin v. Kent, geb. v. Sachsen-Coburg liess das Denkmal setzen. *)

Ueber die stattliche Mudbrücke, an der uralten interessanten Laurentiuskapelle vorbeischreitend, begrüssen wir eine grüne, fruchtbare Ebene. Links öffnet sich das herrliche Thal der Mud, dessen westliche Gebirgskette hier in sanfter Wendung dem Lauf unseres Stromes für lange Zeit folgt. Rechts treibt ernst und still der Main seine Wellen dem fernen Rhein zu. Der Boden, den wir betreten, bewahrt klassische Erinnerungen; die Altenstadt nennt ihn das Volk und hier stand das alte Miltenberg unter dem Namen Fachhusen, von den Römern angelegt. Wenn der Landmann mit seinem Pflug die Erde aufwühlt, so stösst er noch immer auf Mauerwerk; auch römische Münzen und Gefässe sind schon oft gefunden worden. Als der Hunnen wilde Schwärme diese Niederlassung zerstört hatten, flüchteten die ehemaligen Bewohner theils unter den Schutz der Feste Miltenburg, theils siedelten sie sich am linken Ufer des Maines, dem uralten Grossheubach gegenüber, an. Den rasch emporblühenden Ort nannte man Klein- oder auch Wenigen-Haidbach. Die Entstehung desselben fällt wahrscheinlich in d. J. 920; denn das hohe Alter des Marktfleckens beurkundet die Kirche, welche schon 1455 wiederum neu erbaut werden musste. Klein-Heubach

---

*) Vergl. Madlers „Sachsengrab", eine interessante Monographie.

ist in seiner jetzigen Gestalt vielleicht der eleganteste, schönste Ort am ganzen Main. Die prachtvolle Residenz des Fürsten v. Löwenstein-Wertheim-Rosenberg mit ihren geschmackvollen Gartenanlagen und die Menge öffentlicher Gebäude verleihn ihm die Physiognomie einer grossen Stadt. Der Geist der Ordnung und des Geschmackes waltet im kleinsten Detail vor, selbst die unbedeutendsten Privathäuser sind reinlich und sauber und wer auf der Strasse von Aschaffenburg in unsern Flecken eintritt, wird sich erstaunt fragen: ist das das kleine Heubach mit nur 1600 Einwohnern? Unter der Obhut des jetzt regierenden Fürsten blühte unser Ort so schnell empor und keine Spur trägt er mehr von der Verheerung stürmischer Kriegszeiten. Das Haus Löwenstein erwarb ihn erst 1721 von den Grafen v. Erbach zu ungetheiltem Besitz und baute das alte Schloss, die Georgenburg neu auf. *) Die gräfl. Hauptlinie Rochefort, jetzt Rosenberg, war schon 9 Jahre früher in den Fürstenstand erhoben worden. In den ältern Zeiten gehörte Klein-Heubach in die Grafschaft Rieneck, dann erwarben es 1559 die Grafen v. Erbach. In den ältesten Urkunden wird es stets Heidebach auch Haidbach genannt, was zur Genüge beweist, dass eine Ableitung von Heiden weit unwahrscheinlicher als von Haide (Blachfeld) ist. Wem diese historischen Andeutungen nicht genügen, der findet in den Sammlungen des Hrn. Pfarrer Heller, eines mit der Ortsgeschichte sehr vertrauten Mannes, nähern Aufschluss.

Ehe wir uns auf das andere Ufer übersetzen lassen, müssen wir hinaufsteigen in das Dunkel des Waldes, der die westliche Höhenkette bedeckt. Seit anderthalb Jahrtausenden träumt dort oben ein begonnenes Riesenwerk römischer Baukunst von längst entschwundener Macht und Grösse. 10 Säulen, gigantisch und gewaltig wie die Zeit, die sie geschaffen, liegen hier in der Einsamkeit des Waldes und das Volk nennt sie Hainen- auch Hunnensäulen, wunderbare Dinge flüsternd von denen,

*) Schon in einer Urkunde v. J. 1335, in welcher Graf Reinhard v. Rieneck die Erneuerung der Pfälzer Lehen erhielt, wird der Feste Heydbach gedacht. Doch scheint diese 1598 nicht mehr gestanden zu haben, denn Graf Georg v. Erbach baute ein neues Schloss, mit besonderer Verwendung des Kurf. v. Mainz, da die Stadt Miltenberg das Recht hatte, den Bau zu verbieten.

die sie bearbeitet. Riesen und Gnomen sollen einst die Gegend bevölkert haben und mit diesen Pfeilern wollten sie eine Brücke über den Main führen. Und wahrlich, wenn wir diese mit so grosser Kunst bearbeiteten Steincolosse so ehrfurchtgebietend vor uns liegen sehn, ergreift uns wunderbares Erstaunen über eine Zeit, die so Gewaltiges geschaffen. Die Autopsie mit ihrer ganzen Beredtsamkeit erfüllt unser Inneres: „Hier ist römisches Alterthum, nur römischen Artefacten und römischer Grösse gehört dieses Werk an!“ ruft es mit tausend Stimmen in uns. Die ganze Gegend hat Spuren römischer Steinmetzen aufzuweisen. Jenseits des Maines auf der sogenannten Eselshöhe liegt eine begonnene riesige Opferschale, die Hainenschüssel genannt und oberhalb Burgstadt finden sich im Wald die Hainenfässer, 14 bis 15′ lang, in der Mitte 4½′, oben und unten 4′ dick, welche muthmasslich zu Capitälern bestimmt waren. Zu Gross-Heubach ist in der innern Kirchhofsmauer ein schönes 3′ hohes und 5½′ langes Hautrelief, zwei römische Fechter in kämpfender Stellung darstellend, eingemauert. Das vollendetste Werk bleiben aber unsere zehn Säulen. Ursprünglich mögen sie alle von gleicher Länge gewesen sein, doch hat die Habsucht der Menschen sie oftmals verstümmelt, so dass jetzt die grösste 24 Schuh lang ist, unten 4′ und oben 3′ 10″ im Durchmesser hat. Oben sind Würfel zum Wenden und Aufheben daran gelassen und alle, namentlich die grössten sind mit seltsamen Zeichen und Inschriften bedeckt, welche fremde Steinmetzen hineingekritzelt haben. Bergaufwärts liegt ein grosser Quadersandstein von 36 Schuh Länge, 24 Schuh Breite, der zu einer ähnlichen Säule hat dienen sollen. Wenn bis jetzt selbst die Auffindung eines grossen Münzschatzes die römische Entstehung noch nicht ganz constatirt haben sollte, so ist durch ein römisches Glasgefäss, welches vor Kurzem tief unter einer der Säulen gefunden wurde, wohl jeder Zweifel gehoben. Das Alter derselben genau zu bestimmen, dürfte gewagt erscheinen, doch lässt sich vermuthen, dass ihre Entstehung in die letzte Hälfte des 4. Jahrh. fällt, wo die Herrschaft der Römer im Decumatenland zu wanken begann und endlich durch die Allemannen gestürzt wurde. Unweit der ehemaligen Steinbrüche hat der Oberförster Fröhlich mitten im Wald an einer murmelnden Quelle einen freien Vergnügungsplatz anlegen lassen. Oberhalb der Rotunde fällt dem Wanderer

eine drei Fuss hohe, sauber bearbeitete Sandsteinplatte auf. Das Fragment ward da, wo der Wald sich lichtet, an einer andern Quelle aus einer Menge grösserer und kleinerer Steine, die uralte Brandspuren trugen, herausgesucht. Nach Aussage des Hrn. Oberförsters war das hervorsprudelnde Wasser in Entfernung einiger Schritte mit einer festen Mauer in halbem Bogen umgeben, deren Substructionen gänzlich eingeebnet wurden. Jene Steinplatte in der Mitte vertieft und an beiden Seiten mit Rändern versehn, scheint Bruchstück einer römischen Are zu sein. Möglich ist's, dass wir hier einen römischen Najadentempel zu suchen haben, die Lage ist ganz dafür geeignet. Auf der halben Höhe des Berges, der sich hier sanft nach der Ebene abdacht, sprudelt die Quelle hervor, welche dem unten liegenden Römerort sein Trinkwasser gab. Unwahrscheinlich ist's nicht, dass man die Stätte heilig hielt. Die Autopsie wird auch hier überzeugender als jede schriftliche Mittheilung wirken.

Wer sich nach Gross-Heubach von hier übersetzen lässt, eilt wohl zuerst nach dem oben erwähnten röm. Hautrelief, dessen wir oben gedachten. Der Kirchhof, in dessen innere Mauer es eingesetzt ist, scheint nach alter Art befestigt; der Ort selbst, jetzt circa 1900 Einwohner zählend, soll römischen Ursprungs sein, wir können nur mit Bestimmtheit angeben, dass er schon in Urkunden des 8. Jahrh. vorkommt. Der deutsche Orden übte schon 1292 die niedere Gerichtsbarkeit mit dem Kloster Himmelthal, doch gehörte er, wie alle Ortschaften auf dem rechten Ufer des Maines von Faulbach bis Klingenberg, in die alte Grafschaft Klingenberg-Prozelten. Von den Herren v. Bickenbach erwarb Kurmainz den Ort, nach dem sich ein eignes Rittergeschlecht, zur Burgmannschaft von Klingenberg oder Prozelten gehörig, nannte. Gross-Heubach besitzt eine der bedeutendsten Weingemarkungen (480 Morgen) und das Produkt erfreute sich noch vor 50 Jahren eines vortheilhaften Rufes. Jetzt ist dieser edle Nahrungszweig sehr herabgesunken, die meisten Berge liegen öde und ungebaut und harren einem günstigern Zeitpunkt entgegen. Von dem Dorfe aus führen gegen 670 Staffeln jenen Berg hinan, der die südlichste Vorhöhe des Spessarts bildet. Das bescheidene Klösterlein, das sich auf dem Gipfel erhebt, ist dem Erzengel Michael geweiht und deshalb heisst die Höhe der Engelsberg (*mons angelorum*). Fromme Büsser werden heut zu Tag,

wo der Materialism immer mehr um sich greift, wohl wenig mehr dort hinauf wallen, doch dürfen sich Freunde einer erhabenen Natur nicht weigern mir zu folgen. Auch die Spötter, welche bisher nur mit Achselzucken von den Schönheiten unseres Flussthals sprachen, sollen hier beschämt ihr vorlautes Urtheil eingestehn. Die Höhe des Engelberges beherrscht eine der schönsten Gegenden, deren sich unser deutsches Vaterland rühmen kann. Die Fernsicht ist nicht unbegränzt und die Details verschwinden deshalb nicht in unbestimmten Umrissen, sondern treten in ihrer ganzen Grossartigkeit vor das Auge. Das üppige Thal, durch welches sich unser Strom gleich einem Silberband schlängelt, wird von jenen beiden Höhenreihen gebildet, die uns schon so lange freundliche Begleiter waren. Die Ebene dort unten springt einmal auf dies, ein andermal auf das jenseitige Ufer, bald mit der ganzen Fülle wogender Saatfelder, bald mit jenen frischen, grünen Triften prangend, die unser Auge so wohlthätig erquicken. Stromaufwärts, dort wo der Main durch eine Krümmung die Fernsicht verschliesst, liegt auf einer weiten Ebene, die allmählig zu dem majestätischen Waldgebirge hinaufsteigt, das freundliche Burgstadt. Weiter abwärts drängen sich die Berge näher an den Flussrand und gerade da, wo sie auf dem linken Ufer den spärlichsten Raum gelassen haben, hat sich das gewerbthätige Miltenberg in einer langen Kette angebaut. Aus dem Dunkel des Waldes, auf der halben Höhe jenes riesigen Berges, der unter dem Namen der Greinberg bekannt ist, schaut ernst und verdrossen die alte Miltenburg auf die blühende Landschaft. Den höchsten Reiz verleiht aber unserer Gegend jenes herrliche Thal nach Amorbach, durch welches geschwätzig die Mud strömt; da wo es ausmündet, bedeckt das freundliche, moderne Klein-Heubach die Ebene. Lassen wir die Blicke weiter abwärts schweifen, so verlieren sie sich in der Perspective, welche die Uferhöhen bilden. Lautenbach mit seinem Schloss ist der letzte Ort, der zu uns herüberblinkt. Mit tausend Stimmen spricht es in uns: dieses Thal hat sich die Natur in ihrer glücklichsten Laune zum Schauplatz des segenreichsten Wirkens erwählt. Hier überbietet sie sich selbst in der Ausschmückung einer Landschaft, die sie zu einem ihrer schönsten Tempel erkoren. Wenn für die Schönheit einer Gegend überhaupt bestimmte Theorieen aufgestellt werden

können, so ist hier die höchste Vollendung zu finden. Ich verweilte bei der Schilderung dieser Partie länger, als es mir eigentlich der Raum gestattet, dennoch fühlte ich es gar wohl, dass ich den unbeschreiblichen Reiz, der auf jener Landschaft ruht, wiederzugeben nicht im Stande war. Worte können hier nur Neugierde und Anregung bezwecken, denn Dichtkunst wie Malerei mühen sich vergeblich, die Natur in ihrer ganzen majestätischen Fülle zu schildern.

Wir kehren zuvörderst in die bescheidenen Hallen unseres Franziskanerklosters zurück. Wohl darf man sagen bescheiden, denn wahrlich, wer Luxus und eitlen Prunk in diesen gottgeweihten Räumen sucht, wird sich getäuscht finden. In dem Schweiss ihres Angesichtes müssen die Conventualen (es sind ihrer im Ganzen 3 Patres, 3 Brüder und 1 Laie) ihr Brod essen und von dem gemächlichen, faulen Leben, das man in den Klöstern immer so bereitwillig sucht, ist auf dem Engelsberg keine Spur. In Hitze und Kälte, bei Sturm und Wetter müssen die Väter von Dorf zu Dorf pilgern, den Kranken und Schwachen Trost und Hülfe zu gewähren und daheim wartet ihrer spärliche Kost und saurer Wein. Nur um eins sind die Väter zu beneiden: um die herrliche Natur, welche das Thal dort unten mit ihren schönsten Gaben geschmückt hat. Der Allgütige selbst bietet also den bescheidenen Mönchen eine Entschädigung, da die irdische Welt ihrer ganz vergessen zu haben scheint. Schon im 13. Jahrh. stand hier oben ein Kirchlein dem heil. Erzengel Michael geweiht. Viele Wunder, die hier geschehen sein sollten, bestimmten endlich den Kurfürsten von Mainz, die Kirche sammt dem dazu gehörigen Haus den Kapuzinern einzuräumen, welche auch 1629 davon Besitz nahmen und trotz des 30jährigen Krieges 1637 mit dem Bau fertig wurden. Die Wallfahrt nahm zu und manch mildthätiges Herz fanden unsere Väter. In der Sturmperiode des beginnenden 19. Jahrh. fiel das Kloster 1803 sammt seinen Besitzungen an das Grossherzogthum Frankfurt und wurde 1821 von Baiern zum Aussterben bestimmt, doch besetzten es schon 7 Jahre darauf wiederum mehrere Väter, da das Fortbestehen der Franziskaner vom Staat der römisch-katholischen Kirche zugestanden ward.

Das Thal verengt sich, sobald wir Gross-Heubach den Rücken gewendet haben, ernster und stiller wird die Landschaft, doch bald unterbricht das freundliche Laudenbach

mit seinem stattlichen Freiherrnschloss auf dem linken Ufer die Natur in ihrer Einsamkeit. Historisches Interesse gewinnt der Ort nur durch die altadelige Familie der Herren v. Fechenbach, welche ehedem weiter aufwärts in dem Dorf gleichen Namens ansässig waren. Sie sollen Dienstmannen der Reichsherren von Klingenberg gewesen sein, deren Herrschaft sich von Faulbach bis „gen Lautenbach die Bach uff bis an den Bullweg“ und weiter hinab bis nach Sulzbach erstreckte. Uebrigens zählt unser Pfarrdorf jetzt an 700 Seelen, die starken Holzhandel treiben. Fast gegenüber liegt ein anderes ansehnliches Dorf: Rollfeld (Rolpheld), das erst im 16. Jahrh. durch Errichtung einer eignen Pfarrei zu einiger Bedeutung gelangte. Auf der schönen Gemarkung gedeiht der Nussbaum besonders gut und die Einwohner (circa 700) treiben nicht unbedeutenden Handel damit. Historisch interessanter als der Ort, ist der Kirchhof oberhalb desselben. Ein Dorf Griebingen oder Grubingen soll ehedem hier gestanden haben und folgende Sage erzählt sich das Volk. Als nach dem Aussterben der Reichsherren v. Klingenberg die Ritter von Bickenbach Besitz von der alten Burg Klingenberg nahmen, vollbrachte Einer von ihnen einen Kreuzzug ins gelobte Land. Dort schmachtete er lange in der Gefangenschaft und als er endlich wieder befreit wurde, that er das Gelübde, an dem Heimathsort, wo sein Pferd freiwillig eine Grube scharren würde, sollte eine Kirche erbaut werden. Auf dieser Stätte geschah also und der Ritter erfüllte alsbald sein Wort. Kirche *) und Dorf sind im Lauf der Jahrhunderte verschwunden, doch steht noch der Friedhof und auf ihm das Epitaph des frommen Stifters. An das Zeitalter des Ritterthums und der Minne werden wir durch Sagen und Baudenkmale in der ganzen Gegend erinnert; kaum wenden wir den beiden Ortschaften den Rücken, so empfängt uns ein weites herrliches Thal und auf der Höhe des rechten Ufers ragt unter freundlichen Weingeländen trotzig und ernst die Ruine des Klingenbergischen Ritterschlosses zum blauen Himmelsdom empor. Wer flicht nicht als schönste Blume in den Kranz der Erinnerung an unsere Maingegend Dich, reizendes Klingenberg ein? Erzeugten Deine Berge

*) Sie ward 1770 abgebrochen.

auch nicht jenen edlen rothen Traubensaft, der unserm Main keine geringe Berühmtheit verleiht, so würde schon ohne ihn Deine herrliche Umgebung Dir einen Ehrenplatz sichern. Gleich Paris gestehn wir für den ersten Augenblick unsere Verlegenheit, welchem der drei schönsten Punkte unserer Maingegend: Wertheim, Miltenberg oder Klingenberg wir den Preis zuerkennen sollen. Auch hier hat die Natur sich mit Reizen geschmückt, deren Harmonie uns mit gerechter Bewunderung erfüllt. Von der Höhe der Ruine gewinnen wir den schönsten Ueberblick über eine Gegend, die ein Herz voll Gefühl so bald nicht vergessen wird. Im Bogen strömt der Main aus seinem engen Waldthal, das sich oberhalb des Städtchens mehr und mehr erweitert und endlich auf dem linken Ufer einer weiten üppigen Ebene Platz gönnt. Dorthin hat sich das alte fabelhafte *vadum Trajani,* das heutige Trennfurt gelagert; die riesigen Berge des Odenwaldes schliessen den weitern Fernblick. Auf dem rechten Ufer bleiben die Höhen des Spessarts unserm Flusse die alten, treuen Begleiter; weiter hinab wenden sie sich aber auf kurze Zeit von ihm ab und bedecken ihre Häupter mit ernstem, dichtem Waldesgrün statt der duftigen Rebengelände. Links eine halbe Stunde unter Trennfurt liegt das alte Städtchen Wörth mit Thürmen und Ringmauern umpanzert, ihm gegenüber das bescheidene Pfarrdorf Erlenbach. Um grüne Inseln schlingt der Main seine Wasserarme, Schiffe und Kähne durchschneiden seine geschwätzigen Fluthen und bis zu uns herauf in die stille Einsamkeit dringen verworren die Stimmen thätiger Fischer und des „Schiffreiters" gröhlendes Jo, jo ho!

Hier wie anderwärts wenden wir uns zuerst fragend an die Vergangenheit. Eine schöne Gegend erhält est dadurch den höchsten Reiz, wenn uns Clio ihre bestaubten Blätter entrollt. Der Boden, den wir betreten, bewahrt klassische Erinnerungen. Hier erkämpfte sich der ländergierige Römer eine neue Heimath und Germaniens kräftige Söhne mussten drei Jahrhunderte lang des Ueberwinders Gesetzen gehorchen. Noch hat sich im Volk in Sagen und Gebräuchen die Erinnerung an die Unterjocher der Welt erhalten und ihre Votiv- und Legionsteine zieren, seltsamer Wechsel der Zeiten! Kirchhofs- und Gartenmauern. Auf dem linken Ufer des Mains, wohl eine Viertelstunde vom Fluss entfernt, erhebt sich das alte Trennfurt,

über dessen archäologische Bedeutung so viel gefabelt worden ist. Hier soll Kaiser Trajan nun durchaus ein Castell zum Schutz des Uebergangs über den Fluss angelegt haben, das den Namen *Trajani vadum* erhielt. Ein Votivaltar, dessen Fragmente auf dem Kirchhof noch zu finden sind, zu Ehren der Diana und dem schützenden Silvan errichtet, deutet wohl auf einen befestigten Uebergangspunkt hin, doch widerlegen die Urkunden aus dem 9.—14. Jahrhundert jede Herleitung von Trajan. Die alte Benennung ist Tribenfurt, Tribunforth und deutet eher auf die hier befindliche Stromschnelle („der Trieb" von treiben) als auf den römischen Kaiser. Der Stein selbst rührt nach den letzen Worten: . . . *sub cura Mamertini Justi CPT D. II ASPR cos.* aus dem Jahr 212, da um diese Zeit die beiden Asper Consules waren. Im 9. Jahrh. besass die Abtei Seligenstadt schon Güter hierselbst, später gehörte der Ort in die alte Grafschaft Klingenberg und fiel dann an Churmainz. Die Wechsel der neuern Zeit sind bekannt. Trennfurt, gegenwärtig dem Fürsten v. Löwenstein-Wertheim-Rosenberg zuständig, zählt über 1000 Seelen, die hauptsächlich Weinbau treiben. Auf jenem schönen regelmässigen Berg oberhalb des Dorfes wird ein Produkt erzielt, das in günstigen Jahren schon siegreich mit dem Klingenberger in die Schranken getreten ist. — Wir setzen jetzt wieder auf das rechte Ufer über, um dem freundlichen Klingenberg einen Besuch abzustatten. Das Städtchen selbst erinnert nur durch einige halbzerstörte Warten und Thore an seine frühere Bedeutsamkeit. Da wo einst mächtige Ritter in Reichthum und Ansehn hausten und sporenklirrenden Schrittes durch die engen Strassen schritten, hat sich eine meist dürftige Bevölkerung angesiedelt. Arm ist die Gegenwart, desto reicher aber die Vergangenheit. Auch hier begegnen wir dem ländersüchtigen Römer, wie er sich an den Ufern unseres Flusses einnistet und durch die Ueberlegenheit seiner Kriegskunst unsere rüstigen Vorfahren aus ihren Wehren vertreibt. Auf der höchsten Spitze jenes Berges, auf dessen erster Emporsteigung die Ruine des Klingenberger Ritterschlosses liegt, erheben sich die gewaltigen Steinhaufen eines altgermanischen Ringwalles mit den unverkennbaren Spuren des Grabens. Die Römer haben ihn wahrscheinlich erobert und auf der Stätte, wo jetzt die Ruine steht, eine Warte errichtet. Ein wahrscheinlich römisches

Steinbild, zwei Fuss hoch, eine männliche Figur mit der Toga vorstellend, das hier gefunden ward, deutet auf eine Niederlassung und in der That spricht auch die vortheilhafte Lage des Berges, welcher die Mündung eines Thales beschützt, für eine solche. Nach der Verjagung der Römer hausten der Allemannen kriegerische Horden lange Zeit hier, doch tagt es erst im 11. Jahrhundert in der Geschichte unseres Städtchens. Ob die alte Burg schon um diese Zeit gestanden, kann mit Sicherheit nicht ermittelt werden, denn erst mit dem Erscheinen der Dynasten von Klingenberg gewinnen wir festen Boden. Schon im Jahr 1108 erscheint ein Heinrich v. Clingenburch in Urkunden, doch können wir nicht behaupten, ob er auf unserm Schloss heimisch war. Die Besitzer unserer Burg stammen von den alten Reichsschenken von Schipf, welche dies Reichsamt bereits unter den Herzögen von Schwaben getragen. Ein Seitenast dieses Geschlechts erwarb jene grossen Besitzungen am Mainstrom, welche später die Grafschaft Klingenberg-Prozelten bildeten. Dieselbe erstreckte sich nach der Klingenberger Land- und Centgerichtsordnung v. J. 1473:

„Vom eisernen Pfohl und gehet von dem Pfohle in die Bach gehn Faul-„bach, mitten in den Main und den Main mitten herab bis gehn Lautenbach „und von Lautenbach bis an den Bullweg, und von dem Bulweg bis gehn „Walterbach zu dem Bischofsbrunn, und von dem Bischofbrunne die Bach „herein, von Seckmauern bis zu St. Martin mitten in den Main, und den „Main mitten herab bis gehn Sulzbach mitten uff die Brucken, und die „Sulzbach mitten uff hin bis an die Sperbersbach, und die Sperbersbach „mitten uff bis zu dem eisernen Pfohle.“

Die Klingenberge werden stets *„Pris Pincernæ imperiales“* genannt, was so viel wie Prüseschenk oder Kredensier bedeutet. Wir vermuthen, dass Konrad v. Schüpf gegen das Ende des 12. Jahrh. die Burg auf dem Klingenberg *) gebaut und sich darnach genannt hat. Nicht lange behaupteten sich diese Dynasten im Besitz der Grafschaft Klingenberg-Prozelten. Durch Heirath wurden sie mit den Herren von Bickenbach verwandt und vertheilten ihre weitläufigen Territorien unter

---

*) Klinge, altdeutsch: chlinge, klingo ein Hügel auch Felsenhöhe an einem Strom. Es scheint, dass vorzugsweise im Altdeutschen die Höhen am Ausgang einer Thalschlucht von dem Echo: Klang, der sich hier findet, so genannt wurden.

eine zahlreiche Nachkommenschaft. So war die Burg Prozelten schon im J. 1275 in den Händen der Grafen v. Wertheim und Hanau. Von diesem Jahr an verschwinden die Klingenberge aus den Urkunden, da sie sich nach Burg Reicheneck oberhalb Nürnberg zurückzogen, welche sie durch Heirath erworben. Klingenberg, Burg und Stadt, blieben der Gemahlin des Schenken Conrad, einer geborenen Jutta v. Bickenbach. Ihre Söhne nannten sich *Domicelli* (Junker) *de Clingenburg* und das Geschlecht behauptete sich bis zum Jahr 1391 im Besitz der Burg, wo sie solche dem Erzstift Mainz zu Lehen übertrugen und wieder zurückempfingen. Der Stamm der Bickenbache verdorrte 1469 und ihre Besitzungen um Klingenberg erwarben Hanau, die Pfalz und Hessen, doch gingen sie endlich 1505 gänzlich an Kurmainz über. Auf die Befestigung und Verschönerung der Burg ward, wie aus gleichzeitigen Urkunden hervorgeht, viel verwandt, doch scheint sie erst im Jahr 1688 von den Franzosen zerstört worden zu sein, da uns Merian (1646) noch eine Ansicht davon lieferte. Die Amtleute der Kurfürsten scheinen durch ihre Gemächlichkeit zum völligen Ruin des Schlosses viel beigetragen zu haben. Was noch steht, wird durch die Sorgfalt des Rentamtmannes Eckardt, der auch den Schlüssel zur Burg besitzt, erhalten. Wir unterscheiden die Substructionen der Kapelle, des Rittersaals und der Wartthürme. In der Stadt, selbst am Ufer des Maines, erhebt sich ein altes Hofgut, in dessen Besitz schon manches Rittergeschlecht war. Jetzt besitzen dies Hofhaus die Edlen von Maierhofen. Klingenberg wird schon im Jahr 1276 Stadt (*civitas* auch *oppidum* in Urkunden) genannt, doch konnte sie trotz ihrer mächtigen Schutzherren nicht jene wichtigen Freiheiten und Privilegien erringen, welche andere Mainstädte namentlich unter Ludwig dem Baier gewannen. Der deutsche Orden war hier schon 1276 ansässig und zu der Klingenberger Pfarrei gehörte einst eine Menge Ortschaften. Sehenswürdigkeiten besitzt der Ort nicht, man müsste denn die 1518 neu erbaute Pfarrkirche und die Kapelle zum heiligen Pancraz darunter rechnen. Das Städtchen ist eng und finster gebaut und schaut mit seinen winklichten Strassen und düsteren Häusern wie verdrossen in unser prosaisches Treiben. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf kaum 900 und wäre nicht der Sitz des Landgerichts und Rentamtes hierselbst, so würde der Wohl-

stand auf einer noch geringern Stufe stehn. Wer in Klingenberg zu verweilen gedenkt, findet „im Ochsen“ und „Kreutz“ für wenig Geld, eine stattliche, genügende Verpflegung. Der Haupterwerbszweig ist der Weinbau, doch hat der Ruf des edlen Klingenberger Traubensaftes durch ungünstige Zeitverhältnisse und die Habgier einzelner Weinproducenten sehr gelitten. So lange man die Bergwingerte sorgfältig bebaute und die Qualität der Quantität vorzog, war der Wein gesucht, seit dem Jahr 1820 aber wurden Anlagen in der Ebene gemacht und das wahre Sprüchwort *multum non multa* blieb unbeachtet. Das neu erzielte Produkt kam dem renommirten Klingenberger nicht gleich und da wo einmal Misstrauen den Käufer befällt, verwischen Jahrhunderte kaum den üblen Eindruck; denn Weinehre gleicht wie Frauenehre einem Spiegel, jeder Hauch haftet daran. Trotzdem wächst auf den günstigen Lagen unterhalb Klingenberg ein rother Wein, der an Süsse und Blume dem spanischen zu vergleichen ist. Die Weinberge erinnern durch die ungeheure Masse ihrer Terrassen ganz an Rhein und Mosel, wo die Bauart der hiesigen gleichkommt. Die Klagen über schlechte Zeiten, Mangel an Absatz, hören wir auch hier, doch sind die Verhältnisse immer noch günstiger als anderwärts. Bei Klingenberg, wo der Weinbau am Main in seiner höhern Bedeutung aufhört, sei es uns vergönnt, einen kurzen Ueberblick auf diesen wichtigen Kultur- und Erwerbszweig zu werfen. Wenn wir bedenken, dass schon bei Bamberg die Pflanzung der Reben beginnt und diese in fast ununterbrochener Kette bis unterhalb des freundlichen Städtchens, welches wir oben beschrieben, die Uferhöhen unseres Flusses bedecken, so ergreift uns gerechtes Erstaunen vor der ungeheuren Masse des Produktes, das alljährlich gewonnen wird. Begreifen können wir kaum, auf welchen Wegen diese erstaunliche Menge Traubenblut konsumirt wird, besonders da die eigensinnige Frau Mode auch hier einen dictatorischen Machtspruch geübt hat. Als noch der Krummstab gebot, war es eine segensreiche Zeit für unsre Weinbauern, die Abgaben bestanden meist in Naturallieferungen und der Main- und Frankenwein war im In- und Ausland geachtet. Die Preise standen demgemäss höher und der Producent konnte seinen ganzen Fleiss dem Weinbau zuwenden. Wer hätte damals gedacht, dass der so verachtete Pfälzerrebensaft das kräftige,

gesunde Gewächs, das die fränkische Sonne reift, verdrängen würde? Dennoch ist es so und wir müssen uns leider begnügen dem Wie und Warum nachzuforschen. Die beiden Hauptursachen haben wir bereits oben angegeben. Der Frankenwein ist aus der Mode gekommen, die Preise sind gesunken, doch sind die Abgaben und Mühen sich gleich geblieben. Mehr und mehr tritt Muthlosigkeit ein, die Producenten verlassen die Bergwingerte, deren Bebauung so bedeutende Kosten veranlasst und legen Pflanzungen auf der Ebene an, dadurch verliert der Wein an Gehalt und ganze Districte kommen in Verruf. Die besseren Sorten sind hingegen wieder zu theuer und können die Concurrenz mit den billigen und schmackhaften Rhein- und Moselweinen nicht ertragen. Hoffen wir, dass durch den Weinbauverein zu Würzburg dem Rebensaft an den Ufern unseres Stromes eine neue Aera geschaffen wird.

Wenn der Wanderer unserm Klingenberg den Rücken wendet und von der Mitte des Stromes bei Wörth aufwärts blickt, erhält er eins der schönsten Landschaftsbilder. Die Höhen des rechten Ufers, worauf die Ruinen stehn, schieben sich gleichsam quer über den Fluss und dieser scheint einen See zu bilden. Die Rebenanlagen in ihrer erquickenden, freundlichen Erscheinung und namentlich die herrliche Ebene, auf welcher sich Trennfurt ausbreitet, begränzt durch die Berge des Odenwalds, vereinen sich zu einem Naturgemälde, das dem Wanderer sobald nicht aus dem Herzen schwindet. Die Phantasie noch erfüllt mit mittelalterlichen Erinnerungen erreichen wir Wörth, das alterthümliche mit seinen grauen Mauern und Zinnen. Das Ritterthum ist in dem ersten grossen Gebäude, an dem wir vorüberschiffen, repräsentirt, doch nicht in seiner romantischen Erscheinung, sondern in dem ganzen steifen, bockledernen Ceremoniell des vorigen Jahrhunderts. Das alte Geschlecht der Herren v. Hoheneck übte seit mehreren Jahrhunderten die Gerichtsbarkeit über unser Städtchen aus und baute sich dies Schloss vor hundert und einigen Jahren im überladenen Rococo-Geschmack der damaligen Zeit. Heutzutag sind nur mehr die Trümmer der frühern Herrlichkeit vorhanden, Tagelöhner und Bauern haben sich in den einst so festlich geschmückten Räumen eingenistet und der grosse Prunksaal mit seinen Wappen und Säulen ist in einen Holzstall umgewandelt. Unbegreiflich ist es, dass hier an einem

schiffbaren Strome, in der Nähe grosser Strassen unsere industrielle Zeit diese leeren Räume nicht besser zu benutzen weiss. Wörth selbst ist wie Klingenberg eng und finster gebaut und mag sich im Lauf der Jahrhunderte wenig verändert haben; die Einwohnerzahl beläuft sich auf 1700. Schiffbauerei und Holzhandel sind die Haupterwerbszweige und namentlich der letztere hat hier seinen bedeutendsten Stapelplatz. Der Sage nach stand die Stadt im Mittelalter weiter flussabwärts, da wo heut die Todtenkapelle und früher die alte Mutterkirche *ad S. Martinum* stand. Wörth muss schon im 13. Jahrh. Stadtgerechtigkeit besessen haben, da es zum Rhein-Städtebund gehört haben soll. Den Herren v. Breuberg war unser Städtchen zuständig und später besassen sie es als Mainzisches Lehen. Durch die beiden Erbtöchter erwarben es die Grafen v. Wertheim und die von Eppenstein. Schon damals stand ein burglicher Bau im Ort, wie aus einer Unterhandlung des Grafen Rudolph v. Wertheim mit Cuno v. Trimberg, der einen dritten Theil der Stadt durch Heirath erworben hatte, hervorgeht. Sämmtliche Geschlechter hatten indess schon 1438 ihre Ansprüche an das Erzstift Mainz abgetreten, welches sich damals im ungetheilten Besitz befand. Wörth wurde angewiesen, sich sein Recht nicht mehr in Burgstadt, sondern zu Miltenberg zu holen *). In der Mitte des 16. Jahrh. erscheinen die Herren v. Hoheneck im Besitz der Stadt, die ihnen nebst vielen anderen Ortschaften vom Erzstift Mainz verpfändet war. Bis zum Jahr 1720 behauptete sich die Familie in der Lehnschaft, da wurde diese aufgelöst und 1808 starb das Geschlecht aus. Ihre Mauern scheint die Stadt zur Zeit, als sie dem rheinischen Bund angehörte, erhalten zu haben. Mainz blieb im ungestörten Besitz bis zum Jahr 1803, wo das Städtchen durch den Regensburger Recess dem fürstl. Löwenstein. Herrschaftsgericht Klein-Heubach einverleibt wurde. Wörth gegenüber erhebt sich auf der Anhöhe, terrassenförmig emporsteigend, das freundliche Pfarrdorf Erlenbach, schon in Urkunden des 10. Jahrhunderts genannt, von dem eine adelige Ministerialen-

*) Doch übte Wörth seit dem 16. Jahrh. die Centgerichtsbarkeit, welche sogar bis zur peinlichen Jurisdiction ausgedehnt wurde. Das Hochgericht lag auf einer Anhöhe zwischen Wörth und Trennfurt.

familie den Namen führte. Holzhandel aus den nahen Spessarter Waldungen wird stark getrieben und meist mit den Wörther Schiffen verladen. Auf den Bau des rothen Weins wird viel Fleiss verwandt. Unterhalb des Dorfes streckt auf dem rechten Ufer eine duftige Ebene ihre grünen Arme bis nach Elsenfeld hinab. Mit ihr ringt der Waldriese Spessart um den Vorrang; doch weicht er zurück und ernst und sinnend schauen seine majestätischen Vorhöhen auf das Blachfeld hinab. An das andere Gestade drängt sich rauschend der Strom, gleichsam als strebe er, in Odhin's heiligen Wald einzudringen. Wenn die Frühsonne den frischen, erquickenden Thau von den Matten küsst und klar und immer klarer die Umrisse der herrlichen Waldlandschaft sich entfalten, dann wallt das Blut des bewundernden Wanderers unwillkürlich in stärkern Pulsationen und die Strahlen jener ewigen Himmelsleuchte schmelzen auch die rauheste Eisdecke von dem Herzen des materiellen Menschen.

Auf der herrlichen Chaussee längs des linken Ufers erreichen wir in zwei kleinen Stunden ein anderes altes Städtchen mit Ringmauern und Thürmen: Obernburg, das ehrwürdige, ist es. Ehe wir in seine Thore treten, gönnen wir dem Flüsschen, das sich durch jenes romantische Seitenthal auf dem linken Ufer drängt, eine kurze Betrachtung. Die Mümmling oder Mömmling *) heisst es, und schon die Römer errichteten in dem an Naturschönheiten so reichen Thale Gränzwehren und Castelle. Schon im 8. Jahrh. herrschte hier deutsche Kultur und Denkmäler, Ruinen und Münzen erinnern an die classische Vorzeit. Dort an der Mündung, wo das Flüsschen die Fluthen unseres Maines verstärkt, fand man die Substructionen uralter Gebäude und wenn wir bedenken, dass die Römer hauptsächlich die Binnengewässer und Thäler wählten, an denen sie sich zuerst niederliessen, so dürfen wir mit Recht ein Castell und zwar eines der bedeutendsten hier suchen. Schon der Name Obernburg spricht für uralte Befestigungen, und da zwei Stunden flussabwärts ein anderes Dorf, in Urkunden des 11. Jahrh. Niedernburg genannt,

---

*) Das Flüsschen entspringt zu Beerfelden und läuft an Erbach, Michelstadt und Neustadt vorbei. Schon im 11. Jahrh. diente es zur Holzflössung, welche die Grafen v. Erbach und Obernburg ausübten.

liegt, dürfen wir auf ein *castellum superius* und ein anderes *inferius* schliessen. Das erstere muss von bedeutendem Umfang gewesen sein, wie wir nach mehreren zu Obernburg gefundenen Votiv- und Legionsteinen schliessen dürfen. *) Zahllose Anticaglien, Münzen und Legionsteine wurden ausserdem noch hier entdeckt und aufgefundenen Spuren zufolge, zog sich von Dieburg her über die Höhen eine Militärstrasse. Durch die hereinbrechenden Allemannen wurde die Zwingherrschaft der Römer gebrochen und erst im Jahr 1183 erscheint unser Obernburg (Overenburg) als ein bescheidenes Dörfchen wieder in Urkunden. Dass ein Anbau auf den Trümmern des römischen Castelles statt gefunden haben muss, wird Niemand leugnen, der die Urgeschichte unseres Vaterlandes kennt. Als begütert werden hier genannt: das Collegiatstift zu Aschaffenburg und die Herrschaft Klingenberg. Der alte Bachgau, in welchem Obernburg lag, stand schon 1024 unter der Gerichtsbarkeit des Stiftes Fuld, welches sich der Herren v. Münzenberg zur Handhabung bediente. Hier wie anderwärts begegnen wir in der Kulturgeschichte der deutschen Rittergeschlechter jener oft geübten Maxime, dass die lehnbare Gerichtsbarkeit sich bald zur Landesherrlichkeit gestaltete. Die Münzenberger hatten schon im 13. Jahrh. bedeutende Besitzungen in der ganzen Gegend erworben, doch begann sich das Erzstift Mainz allmählig einzudrängen. Kaiser Rudolph der Habsburger erhob indess die Grafschaft Bachgau zum kaiserlichen Lehen und

---

*) Aus einer hier gefundenen Are mit der Inschrift:

APOLLINI. ET. AES
CVLAPIO. SALVT
FORTVNE. SACR
PRO. SALVTE. L. PE
TRONI. FLORENTI
NI. PRAEF. COH. IIII.
AQ. EQ. C R. M. RV
BRIVS. ZOSIMVS
MEDICVS. COH. S. S
DOMV. OSTIAI
ER. V. S. S. L. M.

geht hervor, dass, da Zosimus, Arzt der 4. berittenen aquitanischen Cohorte, diese Are der glücklichen Heilung des Präfekten L. Petronius setzte, gegen 1000 Mann (eine Cohorte) hier gelegen haben müssen.

übertrug sie Ulrich dem I., Herrn von Hanau. In den Streitigkeiten der deutschen Kaiser Albrecht von Oestreich und Adolph von Nassau wusste Churmainz schlau sich den Wiederbesitz zu erschleichen und mit gewaffneter Hand ward Ulrich (1299) vertrieben. Die Grafschaft ging seinem Hause verloren, und Mainz trachtete nur, sich in seinen neuen Besitzungen zu befestigen. So errang es 1317 von Kaiser Ludwig dem Baier Freiheitsbriefe für Obernburg und das seitherige Dorf bildete sich zur Stadt. Mauern und Thürme erstanden und die Bürgerschaft ward zur Vertheidigung verpflichtet. Viele deutsche Kaiser bestätigten ihre Privilegien und dadurch mag die Volkssage entstanden sein, Obernburg sei freie Reichsstadt gewesen. Zur Zeit der Reformation wird wohl auf das südliche Thor in einem Moment des Enthusiasm der Reichsadler aufgepflanzt worden sein! Die Stadt zeigte sich überhaupt als eine dankbare, selbst der Bauernkrieg zog sie nicht in seine Netze; auch im dreissigjährigen Krieg breitete ein Genius seine Fittige schützend über sie aus. Die Schweden, welche anderwärts nicht zum Menschlichsten hausten, zeigten sich hier sehr gesittet. Ein schwedischer General zog 1631 mit einer Truppenabtheilung vor das Städtchen und als man die Uebergabe verweigerte, liess er sich mit einer Summe Geldes abspeisen. Während des Mittagmahles vor der grossen Linde legte ein unbesonnener Schütze auf einen schwedischen Offizier an und wäre der Schuss losgegangen, dann hätte das Todtenopfer leicht Obernburgs Bewohner vernichten können. Zur rechten Zeit ward indess noch der Schuss verhindert. Die Gesammtzahl der Einwohner belief sich 1664 auf 328 Personen, ein Beweis, wie arm damals die Herrschaften an Menschen waren, jetzt ist die Seelenzahl auf 2000 gestiegen. Die Ringmauern drohn mit Einsturz, während die mittelalterlichen Institutionen und Freiheitsbriefe längst schon zu Grabe gegangen sind. Ob die Gegenwart unser Städtchen hinreichend entschädigt hat, mag der Wohlstand der Bevölkerung lehren. Uebrigens ist hier der Sitz des Landgerichts und einer Postexpedition. In der ganzen Umgegend haben nur Obernburgs Berge die Weinreben behalten, doch ist das Produkt nicht von besonderer Bedeutung. Sehenswürdigkeiten wüsste ich nicht zu nennen; die Pfarrkirche, 1722 in einem schlechten Geschmack aufgeführt, und die zwei alten Kapellen vor dem Ort sind die einzigen Punkte.

Für Pflege der Wanderer ist „im Ochsen“ und bei Hrn. Gentil gesorgt. Der Main trennt Obernburg von einem freundlichen Pfarrdorf, dem alten Elsenfeld. Auf einer majestätischen Ebene, die allmählig zu den dunkeln Höhen des Spessarts emporsteigt, breiten sich die Häuser aus. Klassischen Boden betritt unser Fuss. Da wo rauschend die Elsava sich in unsern Strom stürzt, sollen die Allemannen den Römern eine blutige Schlacht geliefert haben und einen mächtigen Graben (von 20′ Tiefe, 14′ Breite) nennt das Volk noch heute den Blutgraben. *) Die Ebene wird das Dammsfeld *(campus damnatus)* genannt, indess sind die scharfsinnigen Archäologen bei dieser Deutung doch zu weit gegangen; ich möchte eher den Ursprung dieser Bezeichnung im Mittelalter suchen. Nach Steiners Ansicht verband dieser Graben den *limes* im Odenwald mit dem im Spessart. Oberhalb Elsenfeld lag einst ein Dorf Mainhausen, das schon vor mehreren Jahrhunderten einging, auch der sogenannte Dammhof ward Anfangs dieses Jahrhunderts abgebrochen. Die Elsava ist einer der Hauptflossbäche des Spessarts und fördert alljährlich ungeheuere Holzmassen in den Main, die am Ufer aufgeladen und dann weiter versendet werden. Sie entspringt bei Rohrbrunn. Elsenfelds Einwohner (circa 600 an der Zahl) finden ihre Hauptnahrung durch den Holzhandel. Obernburgs Wein- und Obstberge begleiten uns noch eine kurze Sttrecke auf dem linken Ufer, während rechts die majestätischen Vorhöhen des Spessarts bald schroff am Gestade sich absenkend, bald in geeigneter Entfernung zurückweichend, uns treu bleiben. In einer kleinen Stunde erreicht der Main die beiden Wallstadt, uralte Dörfer, die noch heutzutag Spuren mittelalterlicher Befestigung tragen. Kleinwallstadt auf dem rechten Ufer ist ein freundliches sauberes Oertchen

---

*) *Aurelius Victor de Caes. CXXI Allemannos gentem populosam, ex equo magnifice pugnantem, prope moenum amnem vicit.* Caracalla eilte (213) von Mainz den Main herauf und suchte die Allemannen in ihren Schlupfwinkeln auf. Die Zeichen treffen zu, dass wir hier den Wahlplatz zu suchen haben. Hinter dem Blutgraben erwarteten die Römer die anstürmenden Germanen. Früher noch mehr als jetzt wurden altdeutsche und römische Waffenstücke und Münzen auf der Ebene ausgegraben. Sie selbst war mit Grabhügeln wie bedeckt, die indess nach und nach der Pflug des Landmanns vertilgte.

mit wohl 1800 Einw., die wie Alle in der untern Maingegend starken Holzhandel treiben. In Urkunden wird der Flecken schon im 11. Jahrh. genannt und hiess, wahrscheinlich seit 1278, Wallstadt *episcopi,* weil sich der Erzbischof von Mainz den Grafen von Hanau gegenüber im Besitz behauptet hatte. Schon im frühen Mittelalter waren hier adelige Geschlechter, die Herren v. Breuberg und Schenken v. Erbach, begütert und noch steht manche ihrer stattlichen Kemnaten. Auch zeigt man die Ueberreste eines alten Baues, in dem Templer gehaust haben sollen. Die Sage ist nicht zu verwerfen, denn man kann historisch nachweisen, dass die Tempelherren gastfreie Aufnahme nach ihrer Verbannung aus Frankreich und Spanien (1313) im Erzstift fanden. Zu Jahrmarktszeiten, deren hier 6 gehalten werden, herrscht buntes, reges Treiben im Ort. Eine vielbesuchte Fähre setzt uns nach Grosswallstadt über. Ein grasbedecktes Wörth liegt hier im Main, das indess zum Vortheil der Schifffahrt mit dem linken Ufer verbunden worden ist. Dies Wallstadt führt nicht etwa wegen seiner bedeutendern Einwohnerzahl, sondern seines höhern Alters wegen das Prädicat „Gross". Es ist um ein Drittheil kleiner als sein Nachbarort, doch weit wichtiger durch sein historisches Interesse. In seinem Beinamen Wallstadt *regis* bewahrt es die glänzende Erinnerung an die direkte Botmässigkeit des deutschen Kaisers, die mit dem Jahr 1298 an das Erzstift Mainz überging. Wallstadt war schon vor 700 Jahren der Sitz mehrerer Rittergeschlechter, die Focken, Hewern und Knabeln v. Wallstatte werden in Urkunden des 11. und 12. Jahrh. genannt. Einst war unser Ort mit gewaltigen Mauern und Gräben umgeben, wovon noch heut der alte Thurm am nördlichen Ende des Fleckens Zeugniss gibt. Die Pfarrkirche (1756 erbaut) ist wegen einiger alten Epitaphien interessant; der Kirchhof ist nach alter Art befestigt. — Die Gemeinde besitzt grosse Waldungen, in denen sich ein Thoneisenstein-Bergwerk befindet, das alljährlich einige 1000 Ctr. Ausbeute liefert.

Mit Gross-Wallstadt darf der Wanderer den Naturschönheiten des Maines auf dem linken Ufer *Valet* sagen; nur durch das jenseitige Gestade gewinnt die Landschaft ihre Reize. Sulzbach, ein bescheidenes Dorf, lagert im Kranz jener majestätischen Höhen und wer von der Wallstadter Gemarkung zu ihm herüberblickt, glaubt sich für den Moment in eine

Schweizerlandschaft versetzt. Hier endigte die Grafschaft Klingenberg und als Kurmainz später den Ort erwarb, befand sich ein eignes Fautheigericht hier und die dazugehörigen Leute nannte man „die Hüpfenden.“ Das Dorf ist nicht eins der unbedeutendsten; denn es zählt gegen 1200 Einwohner. Ihm ziemlich gegenüber breitet sich ein anderer Flecken auf der fruchtbaren Gemarkung aus: es ist das alte Niedernberg, muthmasslich bei den Römern das *castellum superius* (Niederenburc im 11. Jahrh.) Nur einige hier gefundene Münzen und Anticaglien bekunden römisches Dasein. Zu Kriegszeiten hatte der Ort immer viel zu leiden, doch wohnen gegenwärtig circa 900 Menschen hier. Noch trotzt wie zu den Zeiten einer übermüthigen Ritterschaft der Ort mit seinen Ringmauern und die alte gothische Pfarrkirche (aus dem 13. Jahrh.) verdient immerhin gesehen zu werden, namentlich da man vom Kirchhof aus eine sehr schöne Ansicht des jenseitigen Ufers geniesst. Das Epitaph eines in Christo ruhenden Landschöffen enthält einen beherzigenswerthen Spruch: Der Du bist, bin Ich gewesen. Der Ich bin wirst Du werden. Noch lebt eine Sage im Munde der Landleute, welche Beweis gibt, dass Muth und Entschlossenheit die besten Retter in Gefahr sind. Als im 30jährigen Krieg die Schweden mainabwärts zogen, flohen entsetzt die Bewohner des flachen Landes in Wälder und Klüfte; denn man hielt die Söhne des Nordens für leibhaftige Teufel. Auch Niedernberg stand entvölkert, nur ein alter Bauer wollte das Haus seiner Väter nicht verlassen. Als er nun vernahm, dass König Gustav Adolf in Aschaffenburg weile, da machte er sich flugs auf und begehrte Gehör vor der Majestät. Endlich ward ihm dies und in schlichten Worten stellte er das Zagen, die Flucht seiner Gemeinde vor. Da sprach der König: Vertrauen wider Vertrauen. Dir sei Gnade gewährt. Auf, ziehe in Deine Hütte und die Güter der Entflohenen zähle zu den Deinigen. Der ehrliche Bauer dachte aber nur seine Freunde zu erretten und gab ihnen Alles zurück. Eine starke Stunde von Niedernberg entfernt, liegt rechts Obernau, ein Dorf mit ungefähr 800 Einwohnern. In Urkunden selten genannt, ist es arm an histor. Interesse und wir setzen daher wieder auf das linke Ufer über, wo der sogenannte Nilkheimerhof nicht allein durch seine Vergangenheit, sondern auch seine reizende Gegenwart unsre Aufmerksamkeit fesselt. Hier wo jetzt herr-

liche, geschmackvolle Garten- und Parkanlagen das hohe Ufer unseres Stromes zieren, stand einst in altersgrauer Vorzeit ein ansehnliches Dorf Nölkheimb. In den Stürmen des markgräfl. (1552) und dreissigjährigen Krieges ward es der Erde gleich gemacht und die Einwohner theils getödtet, theils vertrieben. Es ist vielleicht urkundlich die älteste Niederlassung am Main gewesen, da nach einer Steinschrift in der alten längst verschwundenen Kapelle schon um das Jahr 711 der Priester Adalhuno dem heil. Dionys hier ein Tempelchen erbaute. *) Ferner berichtet die Legende, hier habe Bonifaz das Christenthum gepredigt und Tausende dem Schooss der christlichen Kirche wieder zugeführt. Das Weisthum aus dem 16. Jahrh. spricht: Im Dorff Nülkheimb ist mein gnädiger Herr v. Mainz oberster Herr und Fayth mit Gebotten, verbotten, atzung, geschoss und aller oberkeit. Item hat m. gn. Herr in diessem Dorff eyn schultheissen vndt gericht, darahn wahret man alle Hueb und andere guether, die in der Markh gelegen und gehn Nülkheimb gehören, etc. Aus den verlassenen Gütern wurde im vor. Jahrh. eine eigne Hofmark gebildet und 1780 neue Gebäude aufgeführt. Neues Leben und Treiben entstand hier, als der Freiherr v. Mergenbaum die Besitzungen 1811 an sich brachte. Auf grossen Reisen hatte dieser vielseitig gebildete Mann Welt und Menschen kennen gelernt und an die Ufer des heimathlichen Stromes zurückkehrend, schuf er sich hier ein Eldorado, das vollgültiges Zeugniss liefert von dem Geschmack und Kunstsinn des Gründers. Wenn schon die Natur den Landsitz mit all ihren Reizen schmückte, so bietet hier noch die Kunst bereitwillig die Hand, unser Nilkheim zu einem kleinen Eden zu erheben. Da wo der Main in einem Bogen nach Aschaffenburg strömend, plötzlich neue herrliche Landschaften erblickt, thronen die stattlichen Gebäude des Hofes auf der Hochebene des linken Ufers. Sie beherrschen die Fernsicht mainaufwärts und blicken nach dem Waldsaum, der die nordwestliche Fläche begränzt. Aschaffenburgs rothes Kurfürstenschloss, die Thürme der Stadt, die majestätische

---

*) Die Inscription lautete: *Hic primo ecclesiam struxit Adalhuno, sacerdos temporibus Theobaldi, sed quam Regbertus Pontifex Moguntiae honori dicavit martyris illius et sociorum.* Johannes de reb. Mog.

Brücke blinken leuchtend zu uns herüber und des Stromes Silberband windet sich idyllisch an jenen Höhen vorbei, die auf dem jenseitigen Ufer so ernst und colossal emporsteigen. Wir schwelgen in den Landschaftsreizen, die sich ringsum entfalten und vergessen beinahe die trunkenen Blicke auf unsern Standpunkt selbst zu heften. O Fülle des Reichthums, wie wohlthätig empfängt uns Dein Segen! Was warst Du ehedem, bescheidenes Nilkheim, und was bist Du durch die Allgewalt des Goldes geworden. Aus magerm Sandboden spriesst jetzt üppiges Getraide und die herrlichsten Gartenanlagen bedecken den einst öden Boden. Villen und kleine Tempel wechseln mit den grossartigen Oeconomiegebäuden ab, überall eint sich das Nützliche mit dem Schönen. Am meisten überrascht der erste Eintritt in den Spiegelsaal; im ersten Augenblick glaubt man sich in Sheresada's Zauberwelt versetzt, wenn uns von allen Seiten die Landschaftsbilder, die uns noch eben entzückten, wieder entgegentreten. Es ist ein Diorama, dessen Maler die Natur selbst ist. Mit edler Gastfreundschaft, die dem Reichthum nicht immer eigen ist, empfängt der Besitzer den Wanderer, der befriedigt scheidet, und wenn er die Blicke auf jenen Saturn wirft *), der ernst mahnend auf dem höchsten Punkt der Anlagen sich erhebt, neidet er ihm wohl auch nicht die vergänglichen Güter dieser Welt. Gleich unterhalb Nilkheim setzt der Main in seiner eigensinnigen Laune zu jener grossen Krümmung an, die erst bei Mainaschaff endet. Es waltet kein Zweifel darüber ob, dass der Strom vor Alters wahrscheinlich schon von Obernburg an, einen ganz andern Lauf gehabt habe. Auf der ganzen grossen Ebene des linken Ufers gewahrt man noch heutzutag sein altes Bett, doch hat die Zeit die meisten Spuren davon verwischt. Auch bei Nilkheim scheint er sich mehr nach der Ebene gewendet zu haben, während er sich jetzt dicht an die Berge drängt. Ja man will sogar behaupten, das Dorf Nilkheim habe zum Theil in dem jetzigen Flussbett gelegen. Bei niedrigem Wasserstand gewahrt man Spuren alten Gemäuers.

---

*) Bei der Legung des Fundaments zum Piedestal (1819) fand man zahlreiche römische Anticaglien, Urnen, Lampen, Münzen etc., die eine römische Niederlassung mit ziemlicher Gewissheit bestätigen.

C. Schneider del. Tanner sc.

ASCHAFFENBURG.

Digitized by Google

Achter Abschnitt.

Der Unter-Main von Aschaffenburg bis Frankfurt.

Deinen Thoren nahn wir nunmehr, reizendes, oft beneidetes Aschaffenburg. Du, die stets Auserwählte Deiner Beherrscher, bist nicht allein durch Fürstengunst emporgestiegen, schon in der klassischen Vorzeit ward der Keim gelegt, den ein günstiges Geschick so segensreich emportrieb. Ein Liebling der Natur bist Du, denn sie schmückte Dich fast allzu verschwenderisch mit ihren Reizen. Mit freundlichem Lächeln begrüsst uns eine Landschaft, die sich Dichter wie Maler vergebens zu schildern bemühen. Hier eint sich das Liebliche mit dem Romantischen und der Rhein würde stolz darauf sein, wenn es ihm vergönnt wäre, seine Wellen durch dies kleine Eden treiben zu dürfen. Wir wollen indess nicht durch poetische Ergüsse den Empfindungen des Wanderers vorgreifen, hier lässt sich nichts beschreiben, die Autopsie mit ihrer Allgewalt wirkt allein mächtig. Wir weisen dem Freunde der Natur einen Standpunkt auf der Chaussee von Stockstadt an. Geht auch der Anblick des Mains mit seinen Silberwellen verloren, so entfaltet sich dennoch erst von hier aus jenes Panorama in seiner ganzen Grossartigkeit. Auf einer majestätischen Ebene, deren äusserster Saum von dunklem Waldesgrün begränzt ist, stehn wir; rechts dehnen sich die hohen Pappeln des „schönen Busches“ und vor uns erheben sich in ernster Majestät des Spessarts erhabene Vorhöhen. In stolzen Schlangenwindungen steigt das rechte Ufer zu dem

Gebirge empor, die Abhänge sind bedeckt mit wogenden Saatfeldern, grünen Matten oder mit dem wohlthätigen Rebstock. Wenn der Duft eines schönen Herbsttages auf der Landschaft ruht und Aschaffenburgs hohe Thürme im Glanz der Sonne funkeln, dann wird auch der Roheste sich hingerissen fühlen. Von dem Innern der Stadt können wir nicht gleich Rühmliches wie von ihren Umgebungen sagen. Die Strassen sind krumm, meist eng, der schönen Häuser sind nicht viele und auch diese concentriren sich auf ein Paar Strassen. Bergauf, bergab winden sich die Gassen, das Pflaster hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem der Asphaltquais zu Paris, und wenn Mondschein im Kalender steht, ist es grade hell genug, um nicht an die Laternenpfähle zu rennen. Dennoch ist das heutige Aschaffenburg gegen das vor 30 Jahren ein kleines Paris. Noch vor dem Jahr 1792 war es nicht viel mehr als ein grosses Dorf und hob sich erst, als die Kurfürsten v. Mainz mit ihrem Hofstaat und einem Theil des Mainzer Adels und der Gelehrtenwelt vor der französischen Revolution hierher flohen. Ihre eigentliche Blüthe begann unter der Regierung des Fürst Primas, Karl v. Dalberg, des Unvergesslichen (1806-1813). Damals entstanden die meisten schönen Häuser, einige öffentliche Gebäude und Aschaffenburg sonnte sich in dem Glanz, den der Hof und die hohen Gäste, die immer einsprachen, verbreiteten. Durch die politischen Ereignisse des Jahres 1815 versiegte der Stadt diese Quelle des Wohlstands, doch ward ihr Ersatz durch die Sommerresidenz des Kronprinzen, jetzt Königs v. Baiern. Die Nahrungszweige der Einwohner, deren Zahl sich auf 9000 belaufen mag, bestehn hauptsächlich in Betreibung des ansehnlichen Holzhandels, der hier seinen Sitz hat, in der Schifferei und Fischerei und verschiedenen Gewerben. Das Industriewesen ist im Wachsen, der würdigste Repräsentant desselben ist bis jetzt Hr Dessauer mit seiner grossartigen Bunt-Papier- und Leim-Fabrik, die über hundert Menschen beschäftigt, geblieben. Zu Damm ist eine Steingutfabrik durch Daniel Müller gegründet, die ansehnliche Geschäfte macht, und in der Nähe der Stadt befinden sich einige Papiermühlen. Die Zahl der Beamten ist nicht gering und da hier der Sitz eines Apellations-, Kreis- nnd Landgerichts, zweier Forst- und Rentämter ist, so erfreun sich die Gewerbe guter Nahrung, doch ist der Verlust der Forstlehr-Anstalt durch die

Verlegung des Apellationsgerichtes von Würzburg hierher nicht ganz ersetzt worden. Die Stadt besitzt an gelehrten Anstalten ein Lyceum, Gymnasium und die lateinische Schule, welche alle ausgezeichnete Lehrer besitzen, unter denen auch mancher wackere Schriftsteller sich befindet. Mit den gelehrten Anstalten ist ein *Seminarium puerorum* verbunden. Auch hat Aschaffenburg eine landwirthschaftliche und Gewerbschule, deren Werth und Wirkung erst die kommende Zeit bestimmen kann und wird.

Seitdem aus allen Provinzen Baierns Beamte hier zusammenströmen, beginnt sich die frühere Absonderung und rauhe Aussenseite dieser Kaste immer mehr abzuschleifen.

Welche Charakteristik verlangt aber Ihr, ehrenwerthe Bürger der alten *Ascapha* und Ihr schönen, oder nicht schönen Aschaffenburgerinnen? Ich werde so viel Rühmliches von Euch sagen, als ich nur kann. In dem Aschaffenburger *par excellence* liegt ein gewisses Etwas, das sich nur schwer beschreiben lässt. Es ist ein Gemisch von Stolz, Eigenliebe und Conversationsbildung, welches alles von der altbaier'schen Derbheit so auffallend absticht, dass man in einem ganz andern Staat zu leben glaubt, wenn man einige Zeit in den socialen Kreisen weilt, die sich indessen nur Auserwählten öffnen. Das Hofleben hat die kleine Stadt verwöhnt, überall strebt man höher hinauf als man soll; dem Ton ist etwas von altfranz. Ceremoniell beigemischt und das ganze Wesen kommt mir so geleckt, gemessen und abgezirkelt vor, dass ich unwillkürlich an einen *courtisan de l'ancien régime* in der Tournure von 1742 erinnert wurde, wenn ich so in das Treiben hineinsah. Viel, ausserordentlich viel Eleganz und Putz herrscht beim weiblichen Geschlecht und das ist ein böses Omen, denn meist ist es nur Flitterflimmer, der die Armuth bedeckt. Dazu kommt noch, dass man in Aschaffenburg am allertheuersten im ganzen südlichen Baiern lebt. Trotz mancher Mängel, die wir offen uud frei bekannt, besitzt der geborne Aschaffenburger doch eine Vorliebe für seine Stadt, die bei Manchem schon zur förmlichen Manie ausgeartet ist.

Wer sich nur kurze Zeit hier aufzuhalten gedenkt, dem wird es an Gelegenheit sich zu amüsiren trotzdem nicht fehlen. Herrliche Spaziergänge ziehn sich um die Stadt und manche

grosse Residenz beneidet unser Aschaffenburg um sein reizendes, romantisches „Schönthal“, einer englischen Anlage in den ehemaligen Stadtzwingern *), mit schattigen Alleen, Wasserfällen, Seen und der Ruine des vormaligen Nonnenklosters *ad St. Mariam in Indagine.* **) Berühmter noch ist der sogenannte „schöne Busch“ vor der Brücke auf dem linken Ufer, zu dem jene herrliche Pappelallee führt, die über die duftige Ebene so majestätisch hinschreitet. Die Natur ist gleichsam überlistet, ihr vorgegriffen worden, noch vor 60 Jahren war dieser unermessliche Park mit seinen pompösen Gebäuden, Tempeln, Brücken, Ruinen ein unbedeutendes Wäldchen, das zum Nilkheimerhof gehörte. Da kam der Beherrscher der Welt, der Mensch, mit goldgefüllten Händen und die ungehorsame, geizige Mutter Natur beugte ihr Haupt. Wo magerer Sandboden kaum dem Grashalm Nahrung gewährte, blühen jetzt die farbenprangenden Blumen des Südens. Majestätische Bäume beugen ihre Häupter zu uns nieder und flüstern ihre Enstsehungsgeschichte. Gern suchen wir uns auf den schönsten Partieen zu überreden, nicht Kunst habe sie ins Leben gerufen, die Natur sei es selbst gewesen, die diese reizenden Gebilde geformt! Der Effekt wird nicht gestört durch Gebäude im Rococo-Geschmack; „der schöne Busch“ ist mit der Zeit fortgegangen und noch alljährlich werden bedeutende Summen auf seine Verschönerung gewendet. Die Wirthschaftsgebäude am Eingang des Parks sind fast täglich besucht und jener freie Platz, auf dem die schöne Welt auf- und abwogt, hat schon manche Liebesintrigue anspinnen sehn. Ja, Ihr armen oder reichen Touristen, wahret Euere Herzen, denn unsere Aschaffen-

---

*) Sie entstand gegen das Ende des vorigen Jahrh. unter der Leitung des Kurfürsten Fr. Karl und läuft vom Sand bis zum Kapuzinerthor.

**) Ueber dieses Kloster sind die Meinungen verschieden. Hier soll ehedem ein Dorf gestanden haben, Hagen genannt. Es ward zerstört in der Mitte des 15. Jahrh., nachdem schon 1240 die Cisterz. Nonnen des Klosters, dessen Ruinen der Gegend so romantischen Reiz verleihn, wegen lockern Lebenswandels mit denen des Convents Schmerlenbach vereinigt worden waren. Uebrigens soll auf den Ruinen des Klosters eine grosse Kapelle „zum heil. Grab im Thiergarten“ erbaut worden sein, die wahrscheinlich im dreissigjährigen Krieg zerstört wurde.

burgerinnen mit den feurigen Augen machen nicht vergeblich so glänzende Tournüren! Doch nicht allein hier, auch etwas weiter von der Stadt entfernt, wird er ihnen an schönen Tagen begegnen. Auf die Berg- und Aumühle, in die Fasanerie, in den Utzuberischen Garten, auch nach dem reizenden Goldbach wandern Viele. Von Dorf Leider werde ich später sprechen. Wem es Zeit und Verhältnisse nur einigermassen gestatten, der versäume nicht diese Plätze zu besuchen, wenn er den Sehenswürdigkeiten der Stadt selbst gehörige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Aschaffenburg, das von jeher begünstigte, ist nicht arm daran. Wir werden uns des Wissbegierigen annehmen und führen ihn zuvörderst auf die Brücke, wo er mainauf- wie abwärts eine so reizende Aussicht geniesst. Kühn schwingt der stolze Bau seine 10 Bogen über den Fluss, doch so massenhaft er auch erscheint, so erschüttert ihn doch der Eisgang alljährlich in seinen Grundfesten. Die Brücke in ihrer jetzigen Gestalt ward 1430 begonnen, nachdem der Sage nach schon die Römer eine solche über den Fluss geführt haben sollen, deren Fundamente Erzbischof Willegis (989) aufsuchen und eine hölzerne darauf gründen liess. Von jenem majestätischen Bau, der höchsten Zierde Aschaffenburgs, wollen wir jetzt sprechen. In die hohen Hallen des ehemaligen Kurfürstenschlosses, das mit seinen vier riesigen Thürmen gebieterisch in die Landschaft hineinragt, in die Johannisburg treten wir jetzt ein. Der Stolz, der Reichthum eines der mächtigsten deutschen Kirchenfürsten hat sich in diesem Wohnsitz eines der pompösesten Monumente errichtet. Das Schloss, von rothen Sandsteinquadern erbaut, bildet ein regelmässiges Quadrat; jede der 4 Ecken ziert ein Thurm, der mit dem Gebäude ziemlich parallel läuft, 180 Fuss hoch ist und 5 Stockwerke über einander hat. Die Länge einer jeden Façade beträgt 295 Fuss. Ueberraschend ist der grosse Hofraum, 30,074 □ Fuss Flächenraum begreifend. Die Einrichtung des Innern ist nicht mehr die modernste, doch um so prachtvoller. Die Appartements Sr. Majestät des Königs von Baiern, namentlich aber jene riesigen Spiegel (14 Fuss hoch, 15 Fuss breit und mehrere etwas kleinere) aus einem Stück ziehn unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Zahl der Fenster soll sich auf 366 belaufen. Der eigentliche Gründer dieses Werkes für die Ewigkeit ist Kurfürst Johann Schweikard, der es sich mehr

als eine Million kosten liess, seinen Namén durch diesen Prachtbau auf die Nachwelt zu bringen. In den Jahren 1605 — 1614 ward das Schloss vollendet, doch war es nicht das erste, was auf dieser Stätte sich erhob, Archäologen wollen vermuthen, dass schon die Römer hier ein Castell gehabt, auf dessen Trümmern die fränkisch-allemannischen Herzöge ihren Wohnsitz gegründet. Historisch erwiesen ist nur, dass Erzbischof Adalbert I., 1122 vor dem Zorn Kaiser Heinrich V. flüchtend, hier eine feste Burg baute, die unter nachfolgenden Fürsten erweitert wurde. Der alte Thurm im Innern des Schlosshofes stammt aus jener Periode. Im Schloss befindet sich auch die königl. Bibliothek von 20,000 Bänden und jene berühmte Kupferstichsammlung, 5000 niederländische, 4000 deutsche, 3000 englische und 3000 französische Blätter umfassend. Die Leitung der beiden Sammlungen ist dem auch als Schriftsteller rühmlichst bekannten Professor Merkel anvertraut. Die helloplastischen Arbeiten des Hrn. May sind interessant.

Den Fuss und Abhang der Höhe, auf welcher sich der Bau erhebt, bedecken geschmackvolle Parkanlagen. Eine kurze Strecke mainabwärts wird jetzt das Fundament zu einer Villa des Königs gelegt, die nach dem Muster eines zu Pompeji ausgegrabenen Hauses aufgeführt werden soll. Es lässt sich erwarten, dass Aschaffenburg durch jene besondere Vorliebe und Gunst seines Beherrschers jährlich zunehmen und sich vergrössern muss. — Gerade am Ausgang der Brücke fällt uns das geschmackvolle Palais des Grafen von Ostein ins Auge. Es ist das schönste Privatgebäude und deshalb beachtungswerth. An Kirchen ist die Stadt, wie es sich leicht denken lässt, nicht arm. Obenan steht die uralte Stifts- und Pfarrkirche zu den heil. Peter und Alexander, in den Jahren 970—80 im byzantinischen Styl erbaut. Auf einer Anhöhe ruhend, führt uns eine doppelte Steintreppe in den Gottestempel. Die Form des lateinischen Kreuzes ist vorherrschend; ihre Länge beträgt 184 Fuss, ihre Breite 75 Fuss. Einst zierten zwei Thürme den gottgeheiligten Bau, jetzt ist nur mehr einer im gothischen Spitzbogenstyl übrig. In ihrem Innern und den Kreuzgängen bewahrt die Kirche eine Menge der schönsten Denksteine, worunter der zu Ehren Herzog Otto's von Baiern, Sachsen und Schwaben, in dem Jahr 1574 errichtet, besonders interessant ist. Der Herzog, Neffe Kaiser Otto's II., rief wahrscheinlich

969 dies Kollegiatstift ins Leben und beschenkte es wahrhaft kaiserlich. Das reiche Stift ward 1803 säcularisirt und die Pfarrei gehört jetzt gerade zu den ärmsten der Stadt. Der Sage nach soll schon im 8. Jahrh. auf derselben Stätte (dem sogenannten Badberg) ein Kloster nach der Regel des heil. Benedikts gestanden haben. Die Muttergottes-Pfarrkirche ward 1768 von dem Pfarrer Stadelmann aus eignen Mitteln neu und prächtig erbaut. Die alte rührte aus dem 11. Jahrhundert her. Wegen einiger sehr alten Epitaphien verdient auch die St. Agathenkirche besucht zu werden. Deutscher Wanderer, tritt mit Ehrfurcht in den bescheidenen Leichenhof dieser Kirche. Hier ruht seit dem 22. Juni 1803 Joh. Jac. Wilh. Heinse, der Verfasser des Ardinghello, ein Schriftsteller, hochgeehrt von der Mit- und Nachwelt. Baierns kunstsinniger König Ludwig hat die beinahe schon vergessene Ruhestätte mit einem einfachen aber bezeichnenden Denkmal geschmückt. Von geistlichen Orden fanden sich ausser den Stiftsherrn zu Aschaffenburg nur noch erstens die Jesuiten, welche 1612 sich niederliessen, 7 Jahre darauf die Kirche zur heil. Dreifaltigkeit erbauten, und zweitens die Kapuziner, die sich 1620 ansiedelten und bald darauf die Kirche und ein Hospiz erbauten. Der schöne Garten ist in die englischen Anlagen gezogen, die Gebäude selbst wurden 1813 aufgeführt, da die früheren abbrannten. Ausser der sogenannten Sandkirche (1518. erb.) befinden sich noch einige Kapellen in der Stadt. Die Protestanten haben sich erst 1837 einen bescheidenen, freundlichen Gottestempel erbaut. Von öffentlichen Gebäuden hebe ich das der ehemaligen Universität hervor; es ward 1726 aufgeführt und die hohe Schule von Mainz 1808 hierher verlegt. Sie besass aus dem Fond des aufgehobenen Kollegiatstifts ein jährliches Einkommen von 60-70,000 fl., das, als 1814 die Universität aufgehoben ward, für Studienzwecke verwendet wurde. — Aschaffenburg war noch bis zum Ausgang des vorigen Jahrh. mit gewaltigen Thürmen und Mauern umgeben, die nur noch zum Theil stehn, im Mittelalter war sie in die alte und neue Stadt getheilt, wovon uns der Merian'sche Grundriss von 1642 einen Begriff gibt.

Die Geschichte der Stadt selbst können wir mit ziemlicher Gewissheit in das erste Jahrh. nach Christi Geburt hinaufführen. Römische Münzen und Votivsteine, hier gefunden,

erhellen den dunklen Pfad, den der Historiker wandelt. Schon im J. 69 muss Aschaffenburg keins der unbedeutendsten römischen Castelle gewesen sein. Eine der wichtigsten Steinschriften, im vorigen Jahrh. entdekt, die aber leider verloren gegangen ist, beurkundet dies; sie lautet:

I. O. M. N. BRIT. NB. MANC. OB. LE. XI. IVS. BRꟾ. V. S. ➢ ➢. LEG, XXIII. ꟾ V. S. L. L. M.	Jovi Optimo Maximo Numinibus Britonum Numinibus Mancunnii omnibus, legionis XI justae Britanicae centuriones suscepto voto solemni centuriarum et leg. XXIII centuriones votum solventes laetae libenter merito.

Die 11. und 14. Legion, welche im Jahr 43 mit Kaiser Claudius nach Britannien zog, wurde von Vespasian nach Germanien und Dalmatien berufen und trafen endlich beide im Decumatenland zusammen. Nach unserer Steinschrift scheint indess auch die 23. in Britannien gekämpft zu haben. Nach damaliger Sitte nahmen die Römer gern germanische und celtische Krieger in ihre Legionen auf und bildeten eigne Centurien daraus. Hier am Ufer des Maines lösten die britischen Hauptleute und ihre Untergebenen ihr Gelübde, indem sie den Heimathgöttern und namentlich denen ihrer Stadt *Mancunium* (Manchester) einen Votivstein setzten. Ausser diesem für die Archäologie so höchst interessanten Stein sind noch eine Menge andere hier aufgefunden worden, welche im Studiengebäude verwahrt werden. Ihren Hauptsitz sollen die Römer auf dem sogenannten Badberge, wo jetzt die Stiftskirche steht, gehabt haben. Uns liefern diese Steinschriften die Gewissheit, dass Aschaffenburg schon um das Jahr 69 nach Christi ein wichtiger Punkt innerhalb des *limes transrhenanus* war, doch möchte ich bezweifeln, ob er den Römern seine erste Entstehung verdankt. Der Name lässt auf eine altgermanische Ansiedelung schliessen; Ascafaburg lautet die Bezeichnung in den ältesten Urkunden. Asc die erste Sylbe scheint analog mit Oesch, was noch heutzutagim Würtembergschen ein angebautes Feld bedeutet (Oeschle). In vielen deutschen Ortsnamen hat sich diese Bezeichnung erhalten. *) Der Bach Aschaff (Ascaffa) mag

*) Steiner will sogar schliessen, dass der Name des fränkischen Heerführers Askarich (Ascherich, Escherich) reich an bebautem Feld bedeuten soll.

demnach der Stadt den Namen ertheilt haben und bedeutet ein Wasser, das durch bebaute Felder strömt. *) Burg nannten die alten Deutschen gewöhnlich alle Niederlassungen, wo sie befestigte Zufluchtsorte fanden. Es kann indess, wie gesagt, nicht bestimmt werden, ob die Römer hier schon eine Ansiedlung fanden, oder erst die Allemannen auf den Trümmern des römischen Castells eine solche errichteten. Albern genug, wollen einige Alterthumsforscher des Ptolemäus Asciburg hier suchen, da es doch an den Unterrhein gehört! Nach der Verjagung der römischen Zwingherren hausten lange der Allemannen arbeitsame Horden hier und erst im J. 496 kam die Umgegend unter die Botmässigkeit der Franken. Wir haben Ahnungen, dass schon frühe fränkische Herzöge der Jagd willen sich in Aschaffenburg aufgehalten *), denn der Spessart ward zu einem gebannten Königsforst erhoben. Erst im 8. Jahrh. wird es indess heller in der Geschichte unserer Stadt. Das berühmte Benediktinerkloster Honau im Elsass legte hier unter Karl dem Grossen eine geistliche Colonie an, die Herzog Otto von Baiern, ein Enkel Kaiser Otto des Grossen, 974 in ein Kollegiatstift umwandelte. Welch' hohen Einfluss im Mittelalter die Errichtung von Klöstern und die Ausbreitung der christlichen Religion auf die Kultur äusserten, erfahren wir auch hier. Von Jahr zu Jahr wurden die Wirkungen wohlthätiger, welche das ins Leben gerufene Kollegiatstift auf die ganze Umgegend ausübte. In den Besitzungen, die es nach und nach erwarb, herrschte ein geregelter Haushalt und bestimmt war Aschaffenburg nicht mehr so ganz unbedeutend, als Erzbischof Adalbert 1122 vor dem Zorn Kaiser Heinrich V. hierher flüchtend, die Stadt mit Mauern umgab und die Burg aufführte. Wir dürfen ihn den eigentlichen Gründer nennen; doch hat unser Aschaffenburg durch weise Anschliessung an den rheinischen Städtebund (1255) den ersten Impuls zu seiner spätern Bedeutsamkeit gegeben. Wenn unsre gute Stadt sich später einmal auf irgend eine Weise auszeichnen sollte und

---

*) Affa, nach Graff zu aha, augia (Wasser) gehörig.

**) Auch von den Römern fand sich ein Votivstein dem Apoll und der Diana gewidmet, nach welchem einige Archäologen schliessen wollen, dass schon damals Jagd- oder Lustschlösser hier gestanden haben sollen.

man um einen Beinamen verlegen wäre, so würde ich unmassgeblich den „die treue“ vorschlagen. Durch Treue und Anhänglichkeit an seinen angestammten Herrscher ist es schon vor Alters aus seiner Unbedeutenheit getreten; durch Fürstengunst steigt es noch jetzt immer mehr empor. Doch weiss die treueste aller Schwätzerinnen, die Geschichte, auch zu berichten, dass die Bürger sich zuweilen gegen die Priesterherrschaft auflehnten und auch namentlich 1525 von dem allgemeinen Freiheitsschwindel ergriffen wurden. Dadurch verloren sie den grössten Theil ihrer Privilegien, was sie indess längst verschmerzt haben. Die Stadt ist seit dem 19. Jahrh. in rascher Entwicklung begriffen. Handel und Industrie sind im Steigen, die Fremdenpassage wird immer lebhafter und wir sind überzeugt, dass die emporblühende Dampfschifffahrt auch für Aschaffenburg eine neue Aera hervorrufen wird. Am 16. April 1841 war es, wo die Stadt im „Stanislaus“ das erste Dampfboot begrüsste. Der königl. baierische Oberzollinspektor K. Schneider war jener Mann, der mit so edler Uneigennützigkeit und aus reinem Patriotismus, das Wagestück unternahm. Bis hierher fuhr das Boot und kehrte dann wieder um. Den Namen dieses Wackern soll aber die Geschichte in ihr Buch mit goldnen Lettern eintragen, und wenn durch sein rasches Handeln dereinst der Wohlstand von Tausenden gegründet sein wird, dann möge er im Bewusstsein, als Menschenfreund gehandelt zu haben, und in dem Segen der Nachwelt den schönsten Lohn finden.

Noch hätten wir der neuesten Geschichte unserer Stadt einige Aufmerksamkeit zu widmen. Nach der Aufhebung des Kurfürstenthums Mainz (1803) ward Aschaffenburg die Hauptstadt eines neuen Fürstenthums gleichen Namens. Nachdem indess dieser kurerzkanzlerische Staat durch die rheinische Bundesakte (1806) in einen Primitialstaat und, auch 4 Jahre darauf in der damaligen Sturm- und Drangperiode wiederum in ein Grossherzogthum umgewandelt worden war, behauptete sich Aschaffenburg doch meist als Residenz. Erst 1813 wurde es aus seinen Hofträumen geweckt; die Oestreicher hoben die Napoleonischen Einrichtungen auf und 1815 ward die Stadt an Baiern abgetreten. Es ist ein erfreuliches Zeichen, dass unser würdiges Aschaffenburg durch diesen schnellen Wechsel günstiger und ungünstiger Ereignisse nicht mehr gelitten hat, und um so mehr vertrauen wir dem Glücksstern, der seit einem Jahrtausend so

segensreich über der Stadt waltet. Die bedeutendsten Gasthöfe sind: die „Post“, der „Freihof“, der „baiersche Hof“ und der „Adler“.

Gleich unterhalb der Brücke krümmt sich der Main wieder nach Westen und begrüsst nach einer kleinen Stunde das Dorf Leider mit 500 Einw. Reiche Aschaffenburger besitzen hier manches schöne Hofgut, doch wissen wir in histor. Beziehung nichts von dem Oertchen zu berichten und wenden uns nach dem weiter abwärts gelegenen Main-Aschaff, einem Pfarrdorf mit 700 Einw. Schon in Urkunden des 9. Jahrh. Aschaffa genannt, hat es sich doch nicht aus seiner Unbedeutenheit emporschwingen können. Gleiche Missgunst des Geschicks widerfuhr dem eine halbe Stunde weiter abwärts auf dem linken Ufer gelegenen Stockstadt. Wer dem Studium der Städtegeschichte seine Musse weihte, wird über die eigensinnige Laune des Glücks die ernstesten Betrachtungen anstellen können. Wie viele Ortschaften, die den Keim zu künftiger Grösse in sich trugen, mussten verkümmern. Wie viele andere sind urplötzlich wie eine Treibhauspflanze emporgeschossen, ohne dass weder historische Wichtigkeit noch ihre geographische Lage sie begünstigten. Wer ahnet es, dass unser Stockstadt in altersgrauer Zeit berühmt und beneidet weit und breit war. Hier hatten die Römer nachweislich eines ihrer grössten Castelle und wer sich hinter das ehemalige Zollhaus in die Gerspring stellt, kann sich einen deutlichen Begriff von den sogenannten alten Lagern machen. Die Sage hat sich erhalten, dass auf einer kleinen Anhöhe unweit der Brücke ein grosser römischer Palast gestanden haben soll. Die Stätte wird der Kästrich genannt. In keinem andern Mainort hat sich die Erinnerung an die ehemaligen Bezwinger der Welt lebhafter als hier erhalten. Nirgends mögen sich aber auch mehr Ueberbleibsel der Römerzeit gefunden haben. Tausende von Münzen und Anticagiien sind schon entdeckt und verschleudert worden und noch immer kann Stockstadt für eine Fundgrube in dieser Beziehung gelten. Nach aufgefundenen Substructionen zog sich der Römerort mehr landeinwärts die Gerspring hinauf, denn am Main fand man röm. Leichensteine und diese konnten nur ausserhalb des Castrums stehn. Grosses Verdienst um die Alterthümer der Umgegend hat sich der Gastwirth Hock erworben. Seine grosse, schöne Sammlung an Ort und Stelle nach und nach aufgefunden hat er zwar dem König v. Baiern geschenkt,

doch besitzt er noch fortwährend seltene Münzen und Anticaglien und ist mit der ganzen Gegend aufs Innigste vertraut. Auf den Substructionen der hinterlassenen Römergebäude siedelten sich Allemannen an und unter den Franken war Stockstadt eine *villa regia* (Königshof). Ja nach Urkunden des 9. und 10. Jahrh. gab es einer eignen Grafschaft (Stoddenstat) den Namen und hier war auch der Sitz derselben, so wie der des Landgerichts vom ganzen Bachgau. Trotz all dieser Begünstigungen konnte sich der Ort nicht emporschwingen, denn dunkler Sage zufolge starb er im 14. Jahrh. während einer furchtbaren Pest ganz aus. Landstreicher und Zigeuner sollen von Dieburg aus die verödeten Plätze wieder bevölkert haben. Die Mauer, welche den Flecken noch jetzt umgibt, ward im 15. Jahrh. aufgeführt, doch zerstörte im 30jähr. Krieg eine Feuersbrunst wiederum den ganzen Ort. Die Einwohnerzahl beläuft sich gegenwärtig auf circa 1600. Die Strasse von Aschaffenburg nach Frankfurt führt hier durch und wird jetzt öfter als ehedem eingeschlagen. Gleich unterhalb Stockstadt fällt die Gerspring, ein bedeutender Bach, in den Main. Er entspringt im Odenwald unweit Ostern. Kurz vor der Mündung führt eine grosse steinerne Brücke darüber, welche Nürnberger Kaufleute im Mittelalter erbaut haben sollen. Stockstadt ist übrigens der letzte baier'sche Ort auf dem linken Mainufer; kaum eine Stunde abwärts tritt dieser in das grossherzogl. hessische Gebiet. Jener grosse Bogen, den der Main vom Nilkheimerhof an auf Aschaffenburg beschreibt, ist hier vollendet. Unterhalb der Aschaffenburger Brücke drängen die Fluthen mit Gewalt nach der Ebene zu und richten oft bei Eisgängen furchtbare Zerstörungen an. Unterhalb Stockstadt werden seine Ufer hoch und steil und die Wellen schlagen heftig an die Gestade, unterwühlen grosse Strecken und machen die Wiesen zu einem sehr unsichern Besitz. Rechts gedenken wir jetzt des beträchtlichen Pfarrdorfs Klein-Ostheim (Ozzenheim), das schon im 9. Jahrh. oftmals genannt wird. Die Römer scheinen es gekannt zu haben, denn in dem nahen Lindigwald fanden sich nicht nur römische, sondern auch altdeutsche Gräber und Urnen, Geräthe etc. in ihnen. Der Ort erhebt sich malerisch auf der Hochebene des rechten Ufers und zählt über 1100 Einw., die meist wohlhabend sind. In Mainflingen begrüssen wir auf dem linken Ufer den ersten grossherzogl. hessischen Ort. Seine neue, 1821 unter

der Leitung Mollers erbaute Kirche schaut freundlich über die Ebene. Dem Geschichtsforscher ist es als urkundlich eine der ältesten Niederlassungen in der ganzen Umgegend interessant, denn schon im Jahr 796 überträgt ein gewisser Suinger dem Kloster Lorsch Güter im Maingau *(in pago Monachgowe)* in der Mainflinger Gemarkung *(in Manoflinger marco)*. Wir finden in den Ortsnamen der ganzen Umgegend meine oftmals aufgestellte Behauptung bestätigt, dass die meisten allemannischen oder fränkischen Niederlassungen den Namen ihres Gründers beibehalten haben. In dem heutigen Mainflingen finden wir deutlich das *nomen proprium* Manolf heraus, wenn wir auf die älteste Benennung zurückgehn. Die Schlacht bei Dettingen, die wir sogleich ausführlich beschreiben werden, hat hier einige Blutzeugen hinterlassen, deren Denksteine in der Kirche aufgestellt sind. Das Dorf zählt gegenwärtig circa 700 Einw. Nur eine kleine halbe Stunde mainabwärts, da wo der Fluss sich krümmt, liegt Dettingen, in der Kriegsgeschichte durch die Schlacht am 27. Juni 1743 bekannt geworden. Es war im Frühjahr 1743, als der Herzog von Noailles mit einem franz. Heere von 50,000 Mann dem bedrängten Kurfürsten von Baiern Karl Albrecht (als deutscher Kaiser Karl VII.) zu Hülfe eilte. Zur selben Zeit betrat Georg II., König v. England mit einem Heer von 45,000 Mann Deutschland. Die Operationen beider Armeen richteten sich auf den Mainstrom; auf dem rechten Ufer zogen die Alliirten nach Aschaffenburg, das linke hielten die Franzosen besetzt. Die Feindseligkeiten begannen schon am 19. Juni und in der That war die Lage der Verbündeten keine gefahrlose. Von Aschaffenburg strecken auf dem rechten Ufer die Vorhöhen des Spessarts in Verbindung mit denen des Freigerichts ihre Zweige über die Ebene. Kaum dreiviertel Stunden vom Flussrand entfernt steigen die Berge empor. Auf dieser beengten Fläche lagerten sich Engländer, Oestreicher, Hessen und Hannoveraner in buntem Gemisch. Die Franzosen schnitten ihnen die Zufuhr ab und stellten ihre Arrieregarde bei Gross-Ostheim auf, denn hier erwarteten sie den Angriff. Der König von England beschloss aber nach Hanau zu seiner Reserve zurückzugehen. Der Herzog v. Noailles, bei Zeiten davon unterrichtet, änderte sogleich seine Positionen, schlug bei Seligenstadt Schiffbrücken über den Main und stellte sich hinter Dettingen auf. Sein Plan war, wie Friedrich der Grosse selbst sagte, des

grössten Feldherrn würdig. Das linke Mainufer war mit französischen Batterieen und 13,000 Mann besetzt; Tod und Verderben schleuderte das schwere Geschütz in die Reihen der Verbündeten. Georg der Zweite gerieth selbst in Lebensgefahr, denn sein Pferd wurde scheu und raste einem Vortrab franz. Reiterei entgegen; nur durch die Besonnenheit des Stallmeisters ward der König gerettet. Auf dem rechten Ufer formirte Noailles seine Schlachtordnung. Der linke Flügel lehnte sich an ein Gehölz, den rechten schützte der Main und vor der ganzen Linie zog sich ein gefährlicher Sumpf. Die kleine Ebene zwischen diesem und dem Main war durch Schanzen und Gräben gesichert. In dieser vortheilhaften Stellung konnten die Franzosen jedem Angriff trotzen, ja die Verbündeten aufreiben; aber hier wie anderwärts vernichtete die Tollkühnheit eines unbesonnenen Hitzkopfes die weisen Dispositionen eines erfahrenen Feldherrn. Der Herzog von Grammont, statt Dettingen zu besetzen, warf sich mit dem grössten Ungestüm auf die Verbündeten und liess Defilée, Gräben und Schanzen hinter sich. Um 12 Uhr Mittags begann die Schlacht. Auf den beiden Flügeln der Franzosen stand die Cavallerie, bereit zum Einhauen, doch war der linke Flügel dem mörderischen Feuer der Engländer ausgesetzt. Beide Armeen konnten nur gleich starke Streitkräfte entwickeln. Die Alliirten hatten ihren rechten Flügel und das Centrum mit Batterieen gedeckt, die furchtbar in den Reihen der Gegner wütheten. Die Franzosen schlugen sich wie die Löwen, während die Engländer Mauern gleich standen. Die Kanonen der Ersteren auf dem linken Mainufer mussten durch das Vordrängen des Herzogs von Grammont schweigen. Schon hatten sich einige französische Bataillone verschossen, da warf sich die englische Reiterei mit Ungestüm auf den rechten Flügel der Franzosen, nicht lange hielten die Tapfern Stand, bald löste sich Alles in Flucht auf. Noch stand der linke Flügel, doch zog auch dieser sich bald zurück. Gegen 6 Uhr Abends erreichten die Franzosen Seligenstadt unverfolgt von den Verbündeten, die nach Hanau zurückmarschirten. Der Verlust der Franzosen betrug 4000 Mann, von den Alliirten bedeckten 3000 das Schlachtfeld. Der Herzog von Grammont, wohl fühlend, dass durch ihn die Schlacht verloren gegangen sei, stürzte sich in die Reihen der Feinde, suchte und fand den Tod. —

Durch diese geschichtliche Action erhält unser Dorf sein einziges Interesse, obgleich es in Urkunden des Mittelalters keine unbedeutende Rolle spielt. Schon 975 schenkt Otto II. den Tribut zu Tetinga *(in argento et Fruschinges)* dem Aschaffenburger Stift und auch später wird fortwährend die ehemalige Bedeutsamkeit des Ortes durch die zahlreichen hiesigen Schenkungen constatirt. Die Strasse nach Hanau läuft hier durch und ruft bei Wohlstand auch viel Lebendigkeit hervor. Die Häuser sind meist nett und reinlich gebaut und werden gegenwärtig von circa 700 Seelen bevölkert. Ehedem war hier der letzte der 14 baier'schen Mainzölle, die der Staat nunmehr auf eine so edle und uneigennützige Art zur Belebung der Schifffahrt aufgehoben hat. Unmittelbar unterhalb des Dorfes schreiten wir über die Gränzen des sogenannten Freigerichts, jenes Distriktes, der sich ungefähr 6 Stunden in die Länge und 3 in die Breite zog und von Kaiser Friedrich Barbarossa treuer und williger Dienste halber von allem Einfluss jeder andern Herrschaft befreit und unter kaiserlichen Schutz gestellt wurde. Die Sage geht, die Bewohner der hohen Mark hätten einst den hochherzigen Kaiser aus der Gewalt der Feinde gerettet und seien zum Lohn ihrer Treue mit so herrlichen Freiheiten begabt worden. Gross-Welmitz- oder Welzheim heisst der Ort, in welchem wir jetzt stehn; mit dem gegenüberliegenden Dorf Klein-Welzheim spielt er in der Kulturgeschichte der untern Maingegend keine unbedeutende Rolle. Schon gegen den Ausgang des 8. Jahrh. wird hier im alten Maingau an den Ufern unseres Stromes Walinesheim sehr oft in Urkunden genannt. Diese altdeutsche Niederlassung ist keine der unbedeutendsten gewesen und scheint noch ein weit höheres Alter zu fordern. In Klein-Welzheim auf dem linken Ufer wurden 1834 alte Mauerüberreste, worin römische Trinkgefässe und Becher lagen, gefunden. Man ist jetzt mit dem Bau einer neuen Kirche beschäftigt; ausserdem finden wir nichts Interessantes. Seligenstadts Thürme, die so erhebend und einladend zu uns herüber blicken, erinnern uns daran, dass wir hier in mancher Beziehung entschädigt werden sollen. Wer hat Dich nicht wenigstens einmal nennen hören, freundliches, bescheidenes Städtchen, mit Deiner uralten weltberühmten Abtei. Wenn wir der Geschichte glauben dürfen, so warst Du einst weit bedeutender als jetzt, denn Kaiser und Geistlichkeit stritten

sich um Deinen Besitz. Jetzt bist Du nicht viel Besseres als ein gewöhnliches Landstädtchen mit 3164 Einw., das sich immer mehr und mehr seines mittelalterlichen Gewandes entäussert. Deine historischen Erinnerungen werden Dir aber treu bleiben wie die freundlichen Naturgebilde, welche sich vor Deinen Thoren ausbreiten. Hier wie anderwärts verdanken wir den Römern die ersten Keime der Kultur, sehr bedeutend und wichtig sind die Entdeckungen ihrer Legion- und Gelübdesteine und noch im Jahr 1840 wurden auf der Stätte, wo jetzt das neue Schulgebäude so stolz auf die Fluthen unseres Stromes blickt, die Substructionen eines bedeutenden Bades ausgegraben. *) Aus all diesen Ueberbleibseln können wir zwar auf das Dasein eines römischen Castrums, keineswegs aber auf die Zeit, wann es entstanden ist, schliessen. Die Religion mit ihren Repräsentanten, den Klöstern und Mönchen, muss hier wiederum unsere Führerin sein. Im Chorgesang und Orgelton lauschen wir auf ihre Stimme, wie sie uns von frommen Männern erzählt, die Hab und Gut dem Herrn um ihrer Seligkeit willen opferten und wenn sie sich auch vielleicht oft nicht den Himmel erwarben, so bleibt ihnen doch das Verdienst, mächtig auf die Kulturentwicklung der Gegend gewirkt zu haben, der sie ihre Wohlthätigkeit zugewendet. Von unseres Städtchens Dasein erfahren wir erst durch eine Urkunde vom Jahr 815 Näheres. Es war damals noch ein elendes Dörfchen, im Besitz des Grafen Drogo und hiess Obermühlheim. Ludwig der Fromme schenkte es damals dem Geheimschreiber seines Vaters Eginhard und an diesen Namen knüpfen sich nicht allein die Erinnerung an Seligenstadt's Emporblühn, sondern auch eine der schönsten deutschen Sagen von der Liebe Emma's zu dem Schreiber ihres Vaters, die schon so viele Dichter besungen haben. Eginhard lebte an des grossen Kaisers Hof und stand in hohem Ansehn bei Jung und Alt, am meisten aber bei Emma, Karls holdseligem Töchterlein. Und ihre Herzen fanden und verstanden sich bald, doch durfte nur verstohlen der arge Geheimschreiber der Liebe süsses Glück

---

*) Im III. Bd. I. Heftes des Archivs für hessische Geschichte ist diese wichtige Entdeckung ausführlich beschrieben. Jetzt ist nichts mehr davon zu sehn, da wegen des Baues Alles mit Erde bedeckt werden musste.

geniessen. Unter dem Schleier der Nacht stahl er sich in die jungfräuliche Kammer der Geliebten; manches Stündchen wurde da gekos't und getändelt und noch ehe der Hahn gekräht, huschte Eginhard wieder davon. Einstmals aber war während der Nacht tiefer Schnee gefallen und Entsetzen sträubte dem kühnen Secretair das Haar, als er auf die Schwelle trat. Wie war es möglich ohne Spuren männlicher Fusstritte zu entrinnen? Verzweifelnd rangen die Liebenden die Hände, doch Liebe findet ihre Wege — rasch entschlossen nahm Emma ihren Auserwählten auf den Rücken und trug ihn über den Schlosshof. Aber, o Unglück! zur selben Stunde als dies geschah, hatte sich der Kaiser von seinem Lager erhoben, auf dem er sich schlaflos gewälzt, und erblickte alsbald sein züchtiges Töchterlein mit der theuern Last auf dem Rücken. Hier nun weichen die Sagenerzähler ab; einige, die einen fröhlichen Ausgang über Alles lieben, berichten: der Kaiser habe am andern Morgen seinen saubern Geheimschreiber rufen lassen und sei ihm tüchtig zu Leibe gegangen, endlich aber habe er die Hände der Liebenden in einander gefügt. Andere hingegen wollen wissen, dass Eginhard mit Emma sich im Odenwald ein sicheres Asyl gesucht habe und mehrere Jahre hindurch dem Zorn des Kaisers entfloh. Es trug sich aber zu, dass der grosse Karl in der Gegend jagte, wo seine Emma verborgen war und er müde und matt in das Dörflein Mühlheim einkehrte. In einer freundlichen Meierei fand er gastfreie Aufnahme; eine schöne junge Frau empfing den hohen Gast; ungekannt von ihm bereitete sie ihm ein Lager und schritt an den Heerd, stärkende Speise zu fertigen. Als sie aber die dampfende Schüssel auftrug und der Kaiser sein Lieblingsgericht, das ihm in besseren Zeiten sein Töchterlein Emma manchmal bereitet, wiedererkannte, da fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen. Er erkannte in der jungen Frau seine Tochter, seine Emma und verschwunden war plötzlich aller Groll. „Selig, selig ist die Statt (Stätte)“, soll er im höchsten Entzücken gerufen haben, „wo der Kaiser seine Tochter gefunden hat.“ *) Die Gatten kehrten

*) Nach diesen kaiserlichen Worten soll dies kleine Mühlheim umgetauft worden sein, doch will es mir natürlicher scheinen, dass erst durch die Wallfahrt die Benennung: Seeligenstadt üblich geworden sei.

mit an den Hof zurück und als der grosse Kaiser gestorben war, empfing Eginhard die *villa regia* Obermühlbeim, nunmehr Seligenstadt genannt von Ludwig dem Frommen, um eine Abtei nach der Benedictinerregel hierselbst aufzurichten. Die Reliquien der beiden Martyrer Peter und Marcellinus gaben die erste Veranlassung dazu; ein Tempel wölbte sich über die Gebeine. Als aber die geliebte Emma nach d. J. 829 starb, beschloss Eginhard der Welt zu entsagen und berief eine Congregation frommer Benedictiner hierher. Die Wallfahrt nahm mehr und mehr zu, um das Kloster erhoben sich Hütten und bald erwuchs das kleine Mühlheim zu einem ansehnlichen Flecken und dann zur Stadt; ja es durfte sich sogar eines Kaiserpalastes *) rühmen, von dem wir noch heute die Substructionen in der alten Stadtmauer unweit der Klosterkirche gewahren. Durch Trug und List erwarb 1063 das Erzstift Mainz den Besitz der Abtei wie des Fleckens selbst, doch verlieh Kaiser Rudolph der Habsburger 1284 letzterm die Reichsunmittelbarkeit und von diesem Zeitpunkte an blühte unser Städtchen rasch empor. Wenn es auch 8 Jahre darauf wieder an Mainz fiel, so konnte es doch viele seiner errungenen Freiheiten bewahren; es umgürtete sich mit Mauern, trat dem rheinischen Städtebund bei und zählte kampffähige, wohlbewehrte Mannen in seinen Ringmauern. Die Abtei hingegen hob sich immer mehr, erwarb grosse Reichthümer und Alles hätte gut gehen können, wenn nicht jener Geist des Aufruhrs und der Widerspänstigkeit in die Bauern gefahren wäre. Auch unsre Seligenstadter huldigten ihm und büssten dadurch 1525 den grössten Theil ihrer Freiheiten ein, die ihnen 1552 nochmals geschmälert wurden, weil sie sich mit dem kriegslustigen Markgraf Albrecht v. Brandenburg eingelassen hatten. Der 30jähr. Krieg wüthete hier so furchtbar mit Hunger, Feuer und Schwert, dass von 350 Familien nur noch der 7. Theil übrig war. Gustav Adolph selbst hatte sich so menschlich gezeigt, dass der bigotte Prior Walz von ihm sagte: Der König sei ein Mann, sanftmüthig und bescheiden, über Alles

*) Nach einem Mspt. v. J. 1629 war es noch damals zum Theil bewohnt und hiess das Kaisershaus. Es soll ein stattlich Gebäu mit schönen Fensterbögen und Säulen gewesen sein.

menschlich; auch übe er strenge Kriegszucht. Die Königin dagegen sei ein lächerliches, dummes Weib, da sie bei ihrem Einzug auf dem Reisewagen einen Affen verkleidet als Kapuziner mit dem Rosenkranz und geschornem Kopf sitzen liess. Das Städtchen erholte sich indess bald und namentlich erwarb es durch die Tuchmacherei seinen Wohlstand. Mit der Säcularisation des Klosters (1803) fiel das Städtchen selbst an Hessen-Darmstadt. Die grossen Torflager, seit 1820 besonders stark in Anbruch, sind die Haupterwerbsquelle. Gegen 18 Millionen Stück werden jährlich geformt, das Tausend zu 2 — 2½ fl. Das Städtchen selbst ist nicht unfreundlich gebaut und hat manches stattliche, öffentliche Gebäude aufzuweisen. Oben-an steht natürlich die Abteikirche, die zwar ihres besten Schmuckes entkleidet, doch noch immer einer der schönsten Gottestempel ist. Von den Gebäuden, die Eginhard aufgeführt und die nach seinen Briefen so grosse Summen Goldes gekostet haben sollen, sind hier und da nur noch die Substructionen vorhanden; was wir sehn, ist Stückwerk aus dem 11. — 18. Jahrh. und auch das wurde nach der Säcularisation modernisirt. In den Zellen, wo jene frommen Benedictiner hausten, lagern jetzt die bestaubten Actenstösse der Civil- und Justizbehörde und Conferenzen werden da gehalten, wo einst Gott durch den Mund seiner Priester sprach. In der Kirche wurde einst der Sarcophag, worin Eginhards und Emmas Gebeine ruhten, aufbewahrt, nur der äussere Sarg von Marmor wird jetzt gezeigt, das Innere ist in die Sammlung nach Erbach *) gekommen. Bemerkenswerth ist das Bild am Hochaltar wegen des schönen abgehauenen Kopfes eines Heiligen. Die Kirche neben der Abtei ist dem heil. Laurentius gewidmet und soll schon 815 zum Theil gestanden haben. Der Thurm namentlich ist aus Steinen von röm. Bauwerken aufgeführt. Es wird kein Gottesdienst mehr in ihr gehalten. Die Abteikirche ward 1803 der Stadt überlassen. In dieser selbst ist noch das neue 1823 erbaute Rathhaus und das Schulgebäude am Main bemerkenswerth. Oberhalb Seligenstadt liegt die sogenannte Wasserburg,

*) Die Grafen v. Erbach leiten ihre Abstammung von dem Gründer der Abtei und der Tochter Karls des Grossen. In einem der Corridor's hängt ein uraltes Bild, die beiden Gatten vorstellend.

1708 erbaut, einst eine Art Erholungsort für die Benedictiner, gleicht es beinahe einem Ritterschloss, denn 4 Thürme zieren seine Ecken und eine Zugbrücke führt in das Hauptthor. Des Städtchens Wahrzeichen darf ich ja nicht vergessen, es ist jener hochberühmte Riesenlöffel in dem Wirthshaus zur Krone zu sehn. Karl der Grosse soll ihn von einem Hirt zum Geschenk erhalten haben und liess ihn hier zurück. Dies alte Stück ist mehr durch das sogenannte Löffelbuch, in welches jeder rüstige Trinker seinen Namen und Lieblingsspruch einträgt, als durch sich selbst bekannt. Der Löffel hängt an einer Kette und Alles zusammen ist aus einem Stück Lindenholz geschnitten. Das dabei liegende Buch ward mit dem Jahr 1690 begonnen, doch existirt noch ein älteres. Autographensammler finden reiche Ausbeute hier, denn selbst Peter der Grosse hat es nicht verschmäht, sich hier einzuschreiben. Auch das Gasthaus zum Riesen hat ein solches Monstrum von Löffel aufzuweisen. Wir verlassen Dich jetzt, bescheidenes Mainstädtchen, um dem Lauf unseres Stromes zu folgen. Eben und immer ebener werden die Ufer, nur mehr des Freigerichts blaue Berge sind es und unter ihnen der majestätische Hahnenkamm, die der Gegend einigen Reiz verleihn. Kahl heisst der nächste Ort, den wir vom Flusse aus erblicken; ein Flüsschen gleichen Namens trägt hier seine Wellen dem Hauptstrome zu, freundlich plaudernd von den schönen Thälern, durch die es geflossen, denn die Kahl ist berühmt bei Landschaftszeichnern und Freunden der Natur durch ihre schönen Umgebungen. Von dem Ort selbst wissen wir nichts weiter zu berichten, als dass er 400 Einw. hat und zur Pfarrei Hörstein gehört. Die Kirche ward 1769 erbaut, doch stand schon weit früher eine hier, denn Kahl ist auch ein alter Ort. — Wie eine Schlange windet sich der Main durch die Ebene und deutlich erkennen wir, dass er sich oft in eigensinniger Laune hier vor Jahrhunderten ein Bett gewühlt und es dann wieder verlassen hat. Zwei ziemlich beträchtlichen Ortschaften nahn wir uns jetzt; es sind die beiden Krotzenburg. Das auf dem linken Ufer heisst das kleine, das andere das grosse. Nach Steiners Derivation hätten hier die Römer ein *castrum* gehabt und der Name soll von ehemals hier lebenden Christen und einem hier aufgerichteten Kreuz herrühren. Gewiss ist nur, dass Gross-Krotzenburg gleichsam wie mit einer röm. Mauer umgeben scheint, deren

Substructionen noch hier und da emporragen. Münzen, Legionsteine, ja selbst die Spuren eines röm. Bades wurden aufgefunden und der frische Trinkquell wird noch heute der Römerbrunnen genannt. Schon zu Karl des Grossen Zeiten erscheint der Ort; einst ward er Eigenthum des Bartholomäus-Stiftes zu Frankfurt, dann des Petersstiftes zu Mainz, auch die Abtei Seligenstadt war hier reich begütert. Im Dorf befindet sich eine vor wenig Jahren erbaute Kirche, die nicht besonders zu rühmen ist. In dem gegenüberliegenden Klein-Krotzenburg, an Einwohnerzahl beträchtlicher, wurden Spuren eines römischen Sommerlagers *(castra aestiva)* gefunden. Schon vor 600 Jahren und wahrscheinlich noch früher waren hier die Freiherren von Eppenstein reich begütert, welche Besitzungen die Abtei Seligenstadt erwarb und in ein schönes Hofgut vereinte. — Eine starke halbe Stunde abwärts liegt auf dem hohen und steilen rechten Ufer Heinstadt, ein kleines Dörfchen mit 500 Einw. Im 30jähr. Krieg wurde, wie fast alle andere Orte in der ganzen Umgegend, auch dieser zerstört und erst später wieder von eingewanderten Franzosen und Niederländern aufgebaut. Noch heut zu Tag nennt man die Heinstädter oft Welsche. Die beiden Auheime erreichen wir in einer guten halben Stunde und wenden uns für's Erste zu dem grössern auf dem rechten Ufer. Es ist ein ansehnliches, freundlich gebautes Dorf mit mehr als 1600 Einw. und einer netten Pfarrkirche. Schon in Urkunden des Jahres 801 wird eines Ewichheim *(in pago Mognachgowe)* gedacht, doch können wir nicht sagen, ob Gross- oder Klein-Auheim damit gemeint ist. Im Jahr 1062 schenkt Graf Reginbodo, aus dem alten Geschlecht derer von Buchen, dem Stift Fuld mehrere seiner *terrae salicae* *) zu Oweheim und wir sehn daraus, wie schnell sich im Lauf der Jahrhunderte die Ortsbenennungen änderten, so dass heutzutag aus dem alten Oweheim Auheim geworden ist. Der halb zerstörte Thurm am Main stammt zweifelsohne von einer ehemaligen Besitzung der Abtei Seligenstadt, der sogenannten Wolkenburg. Uralte Basaltmauern werden noch oft beim Umackern aufgedeckt. Die Schlacht bei Hanau wüthete 1813 auch

---

*) So waren vorzugsweise die Grundbesitzungen edler Franken genannt. Sie waren ziemlich gleichbedeutend mit den Allodien.

hier furchtbar und Feldmarschall Wrede soll selbst gesagt haben, auf dem ganzen Marsch habe er keinen Ort gesehen, der so zerstört gewesen wäre. In der Kirche, welche 1766 erbaut ward, ruht ein Blutzeuge dieser unseligen Schlacht, der achtzehnjährige Prinz von Oettingen - Oettingen und Wallerstein, Hohenboldern-Sotern. Klein-Auheim, auf dem jenseitigen Ufer gelegen, ist in historischer Beziehung interessant ob seines Marktgerichts, das vor Alters zweimal im Jahr gehegt wurde. Die Abtei Seligenstadt durfte jährlich von der Markgenossenschaft 39 Wagen Holz fordern, doch musste sie 24 Laib Brod, 4 Urnen Wein, 4 ditto Bier, 24 Würste und 24 Braten abgeben. Schon 1287 wurde auf diese Rechte Verzicht geleistet. Vor Alters stand hier ein burglicher Bau (eine Kemnate) wahrscheinlich den Herren von Eppenstein zuständig. Nach Steinheim, dem interessanten alterthümlichen Städtchen haben wir nur eine Viertelstunde. Sein noch immer majestätisches Schloss mit den vielen spitzen Thürmchen fesselt vor allen andern unsere Aufmerksamkeit. Nicht als eine im Sturm der Zeiten gebrochene Ruine erinnert uns der stolze Bau an seine frühere Bedeutsamkeit. Kühn und trotzig reckt er sein Haupt zum Himmelsdom empor und schaut gebietend auf den friedlich daher wallenden Strom darnieder. Ist auch der kriegerische Geist aus seinen Räumen gewichen, so ist ihm doch jene ganze Reihe reicher historischer Erinnerungen geblieben. Denken wir uns in der Phantasie um ein halbes Jahrtausend zurück! Welch' reicher Kranz edler Frauen und Ritter auf Steinheims Burg! — es sind die Herren von Eppenstein und die von Katzenellenbogen, welche Schloss und Amt zu gleichen Theilen besassen. Im Jahr 1301 — welch Kriegsgewühl und rauher Waffenklang? Die Truppen Kaiser Albrechts und des Grafen Ulrich v. Hanau sind's, die drohend vor die feste Burg ziehn. Gerhardt, Erzbischof von Mainz, jener stolze Eppensteiner, der sich gegen Deutschlands Oberhaupt rühmte: er habe noch mehr Kaiser in der Tasche, soll in seinen eignen Erblanden gezüchtigt werden. Steinheims Zinnen und Warten werden erstiegen, doch sehn wir 124 Jahre später das Erzstift Mainz im Besitz der Burg, welche zu einer der stärksten Landesfestungen erhoben ward. Als solche wehrte sie standhaft alle Angriffe Adolphs v. Nassau in der sogenannten Successionsfehde ab. Im dreissigjährigen Krieg ward sie dreimal theils von den Schweden, theils den

Kaiserlichen erobert und wieder verlassen. Das Schloss in seiner jetzigen Gestalt ist nur mehr ein Gerippe früherer Grösse. 1425 und 1431 liess Erzbischof Konrad jenen massenhaften Bau aufführen, der bis zum Jahr 1790 eine Zierde der Gegend war und von jedem Durchreisenden bewundert wurde *). Damals wurde das obere Stockwerk abgebrochen und man konnte jetzt erst recht die solide Bauart der Vorfahren bewundern. Ganze Eichenstämme dienten zum Dachgesparre und die ungeheuersten Baustücke lagen auf den Mauern. Eine Zeitlang diente das modernisirte Schloss dem Prinzen Georg von Hessen zur Wohnung; jetzt ist es der Sitz des Justizamtmannes. Was die nähere Geschichte des Städtchens betrifft, so geben wir der Vermuthung Raum, es sei erst durch die Erbauung des Schlosses nach und nach entstanden. In dem Jahr 900 wird der Burg unter Kaiser Konrad zuerst gedacht und wenn wir auch zugeben, dass die Herren von Hagenhausen Besitzer gewesen sein mögen, so erfahren wir doch erst durch Urkunden des Jahres 1260 Näheres über die Eigenthümer des Schlosses. Die Herren von Eppstein waren es bis dahin gewesen, der Stamm verdorrte aber in der einen (der Gerhardinischen Linie) und nur die Gottfriedische Linie bestand fort. Nun gerieth die Burg mit dem bedeutenden Amt bald in diese, bald in jene Hände, denn es ist das characteristischste Zeichen jener Zeit, dass die Feudalherren in ihrer Geldnoth sich nicht entblödeten mit ihren Unterthanen und dem Erbe ihrer Väter förmlich Wucher zu treiben. Endlich brachte 1425 Erzbischof Konrad Burg und Stadt *„sambt Dörfern, Gerichten, Rechten, Gewohnheiten, dartzu mit Zollen, Landen und Luten, Mäner und Mannschaften etc. umb 38000 guter vnd gemeiner rinischen Gulden, derselben Summe wir gentzlichen zumale vnd wol bezalt sind vnd gute Begnüge daran haben“* an sich. Der geistliche Herr rühmt sich, einen ganz besondern guten Kauf gemacht und die Einkünfte des Landes um ein Beträchtliches vermehrt zu haben. Die Schicksale des Schlosses sind schon oben ausführlich erzählt. Bis zum Jahr 1320 war unser Steinheim ein armes Dorf und empfing erst damals Stadtrechte, die jedoch sehr

*) *„Grandia quoque et sumptuosa aedificia fecimus et facere intendamus“*, sagt der Erbauer.

beschränkt waren. Der Gunst, in welcher Gottfried v. Eppenstein bei Kaiser Ludwig stand, verdankt der Ort diese Privilegien. 9 Jahre bedurfte dieser, ehe er sich mit Befestigungswerken umgeben konnte, dann galt er aber für eine ganz besonders gute Festung. Den hiesigen Wasserzoll, den deutschen Kaisern zuständig, übertrug Karl IV. 1360 dem Eberhard von Eppenstein als Pfand für die Summe von 13000 kleine Gulden *), die Zölle zu Steinheim, Gernsheim und Oppenheim mit der Befugniss, die Abgabe vom Wein von einem halben Turnus auf zwei und so weiter aufs Vierfache zu erhöhen. Wir sehn aus diesem Beispiel, welch' arge Willkürlichkeit sich einzelne deutsche Kaiser erlaubten, wenn sie in Geldnoth waren. — Steinheim in seiner jetzigen Gestalt ist ein sauberes Landstädtchen mit ungefähr 1200 Einwohnern; die Erwerbs- und Nahrungszweige sind Fischerei, Schifffahrt und die trefflichen Basaltbrüche in der Nähe. Die Lage ist überaus reizend; auf der Höhe des linken Ufers breitet sich das Städtchen mit seinen mittelalterlichen Thürmen und Warten aus, ringsum dehnt sich eine grosse fruchtbare Ebene östlich von den Bergen des Freigerichts, westlich von den Höhen des Taunus begränzt. Von der grossen, alten Linde vor dem Mainthor geniessen wir eine ungemein freundliche Aussicht über die Landschaft, die sich vom Schloss aus noch schöner gestaltet. Gleich unterhalb des Städtchens liegt Kleinsteinheim, ein Dorf mit circa 500 Einwohnern, vielleicht älter als Grosssteinheim, denn hier war die Mutterkirche der beiden Orte und erst 1449 wurde der Pfarrgottesdienst nach dem Städtchen transferirt. Schon damals befand sich hier ein wunderwirkendes Kruzifix, das im genannten Jahre in der neuen Hauptkirche feierlichst aufgestellt wurde, aber — o Mirakel! am Feste *exaltationis crucis* fand es sich wieder auf der alten Stätte. Waren die Wallfahrten bisher schon gross gewesen, so stieg jetzt der Strom der Menge auf eine ganz unglaubliche Höhe und dauerte bis in unser Jahrhundert fort. Auf dem Wege nach Grosssteinheim sind die 7 sogenannten Fussfälle zu beachten. Sie versinnlichen die Leiden Christi und sind sehr interessante Sculpturwerke.

---

*) Eine Goldmünze 5 M. an Werth.

Digitized by Google

Cornwelius del. Tanner sc.

HANAU.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hinc meliore via Cuttorum ex montibus altis
In planum erecti, vallatam vidimus Hanam
Auget ubi Francum Fuldensis Kitzinga Mœnum.

Mit diesen Distichen begrüsst Herr Georg Fabricius, der „vortreffliche hessische Panegyricus“, unsere alte Grafenstadt Hanau. Dort liegt sie auf der majestätischen Ebene des rechten Ufers in jenem Delta, das die Kinzig bei ihrem Einfluss in den Main bildet, eine Viertelstunde vom Ufer unseres Stromes. Eine Totalansicht unserer freundlichen Mainstadt gewinnen wir am besten vom Steinheimer Schloss aus, doch wird es immer schwer fallen ein getreues Bild derselben, auf dem Papier fest zu halten; seit Merian *) ist es keinem wieder gelungen, ein naturgetreues Panorama der Stadt und ihrer Umgebungen zu entwerfen. Ohne diese gerade erhaben schön zu nennen, fühlen wir uns doch, wenn wir an heitern Tagen vor die Thore schreiten, unwillkürlich erhoben und begeistert. Es liegt etwas Gemüthliches, Idyllisches in jener fruchtbaren Ebene, so feierlich begränzt von den duftig blauen Bergen des Freigerichts und der Taunuskette. Und wie ernst schmiegen sich hier und dort dunkle Waldpartieen an die weite Fläche! In Hanau's Innerm waltet dagegen der Geist der Industrie und des Fabrikwesens; öde und wie ausgestorben sind die Strassen, nur wenn die Feierglocke tönt und die Comptoire und Fabriken ihre lebendigen Maschinen entlassen, beleben sich die nach dem Winkelmaas angelegten Gassen und Plätze. Wo der Blick sich hinwendet, stösst er auf die Attribute des Handels. Jene Neustadt mit ihren gradlinigen, geleckten Häuserreihen ist die personificirte Langeweile und was die Bewohner selbst betrifft, so wollen wir den Mantel christlicher Liebe über ihren Character werfen. Von ihrer Gemüthlichkeit und Gastlichkeit habe ich nicht allzu Rühmliches sprechen hören, wenn sie auch sonst ganz vortreffliche, fleissige und wackere Leute sein mögen. Es ist nicht jener rheinische und norddeutsche Handelsgeist grösserer Städte, der in unserm Hanau waltet; es ist ein Geist, der geräuschvolle Freuden nicht liebt. Wie eine Schnecke zieht sich der Hanauer in sein Haus zurück und wenn er der Aussenwelt wenig Beachtung widmet, so schmückt er sich doppelt schön seine nächsten Umgebungen aus. Deshalb wird der

*) *Topographia Hassiæ et regionum vicinarum 1655.*

Fremde der prunkenden öffentlichen Gebäude nur wenige hier finden, dringt er aber in das Innere der Privatwohnungen, so überrascht ihn ein unerwarteter Luxus. Nur selten geht der Hanauer, so zu sagen, aus sich heraus; geschieht es aber einmal, dann wird seine Freude zur bacchantischen Lust und so ist es gekommen, dass jenes allbekannte Lamboifest in ganz Deutschland berühmt geworden ist.*) Im Allgemeinen herrscht hier sehr viel Wohlhabenheit, wie das von einer so reichen Fabrikstadt nicht anders zu erwarten ist; doch wird man nur durch die elegante Repräsentation der Stadt selbst etwas davon gewahr. Wenn wir von dem socialen Leben und Treiben, dem Kunstsinn und der Gemüthlichkeit unserer Städter nur wenig Erfreuliches berichten konnten, so müssen wir doch zugestehen, dass in mercantiler und industrieller Hinsicht Hanau als ein Muster dasteht. Ein rastloses Vorwärtsschreiten, ein reger, unternehmender Geist beseelt die grösseren und kleineren Handlungshäuser und Fabrikbesitzer. Rühmt doch selbst Göthe**) z. B. die Bijouteriefabriken als „die Pflanzschulen ähnlicher Anstalten in mehreren europäischen und deutschen Hauptstädten, die indessen, ohne Ausnahme, das Vorbild nicht erreichten.“ Die Geschichte des Handels und der Industrie in unserer Mainstadt ist um so interessanter, als sie den Beweis liefert, wie rasch sich dieser wichtige Culturzweig emanzipiren kann, wenn man dem Ausspruch jener französischen Deputation huldigt, die Colbert um die Mittel zur Hebung des Handels befragte und deren Antwort war: *„Laissez faire Monseigneur“* oder auf deutsch: „Hindert uns nur nicht, helfen wollen wir uns selbst.“ Wozu andere deutsbe Städte ein Jahrtausend bedurften, das errang Hanau in dem kurzen Zeitraum vom 245 Jahren; freilich darf sich nicht deutscher Unternehmungsgeist rühmen so Grosses und Herrliches begonnen zu haben, aber er hat es mit Beharrlichkeit durchgeführt und vollendet und darauf kann er mit Recht

*) Der kaiserliche General Lamboi belagerte vom 12. September 1635 — 13. Juni 1636 die Stadt mit einem starken Heer und würde sie endlich noch eingenommen haben, wenn nicht im entscheidenden Moment Landgraf Wilhelm der Beständige die geängstigte Stadt entsetzt hätte. Zum Andenken an die Erlösung von diesen Drangsalen wird noch jetzt das Lamboifest gefeiert.

**) In Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden.

auch stolz sein. Könntet Ihr aus Euern Gräbern aufstehn, Ihr armen vertriebenen Niederländer, die Ihr hier so bereitwillig eine neue Heimath fandet! Könntet Ihr aufstehen und Euer Werk schauen, wie es auf einer so hohen Stufe der Vollendung steht und sich immer noch mehr zu veredeln strebt! Längst seid Ihr vermodert und selbst Eure Namen sind bis auf wenige untergegangen im Strom der Zeiten. Weder Ton, Sitten, noch Gebräuche erinnern an Euch, aber Eure Verdienste stehen fest in dem Herzen jedes guten Hanauer's und in der Geschichte der deutschen Culturentwicklung habt Ihr Euch einen bleibenden Ehrenplatz erworben! Allzueng verknüpft ist die Blüthe des Handels und der Industrie mit den geschichtlichen Ereignissen Hanau's im Allgemeinen, deshalb verschmelzen wir beide in eins.

Da wo heut zu Tage der Neustadt regelmässige Strassenzeilen sich ausbreiten, stand noch bis zum Jahr 1597 ein unbedeutendes Dörflein: Kinzdorf genannt. Althanau, Hagenowe genannt, scheint keineswegs unter die ältesten Mainorte zu gehören, denn nirgends finden sich Spuren seines Daseins im 8. oder 9. Jahrhundert. Erst im 12. und 13. Jahrhundert beginnen die Urkunden des Oertleins zu gedenken, das in die freie Reichsherrschaft der Herren v. Buchen, die sich hier zu Hagenowe ein Schloss bauten und darnach nannten, gehörte. Dass die Römer hier ein Kastell gehabt, wollen zwar einige allzueifrige Vaterlandsfreunde behaupten, doch constatiren ein Paar alte Töpfe und einige Münzen eben so wenig als Schlussfolgerungen und Hypothesen eine solche Ansiedlung. Historisch erwiesen ist nur, dass die Herren von Hanau durch Heirathen und kluge Käufe ihr Gebiet von Decennie zu Decennie zu vergrössern und ihrem Namen immer mehr und mehr Ansehen und Geltung zu verschaffen wussten. So geschah es, dass unser Hagenowe, das im J. 1277 nichts mehr als ein blosses Dorf war, 1303 von Kaiser Albrecht trewer und williger Dienste halber, so Herr Graf Ulrich von Hanau ihm geleistet, zur Stadt erhoben und mit vielen „herrlichen Freiheiten und Privilegiis“ begabt worden. Es wurde in dieser Beziehung Frankfurt ganz gleichgestellt und nur der Missgunst der Zeit ist es zuzuschreiben, dass die neugebackene Stadt trotz all dieser Begünstigungen doch nur langsam emporstieg. Im engen Verband stand ihr Wohl und Wehe mit dem Schicksal jenes adeligen Geschlechts, das sie ins Dasein gerufen. Wie dieses an Macht und Ansehen

gewann, blühte jene empor. Ein neuer Hebel des Wohlstands war das Privilegium Kaiser Friederich III., welcher 1468 Hanau zur Abhaltung zweier Messen jährlich Befugniss gab; doch melden uns bis dahin nur wenig Urkunden, welchen Rang unsere Stadt in der Handelswelt einnahm. Die Ritter von Hanau, welche seit 1429 den Grafentitel führen durften, waren unterdess bemüht, ihre Hauptstadt zu verschönern und zu vergrössern. Seit dem J. 1436, wo sie Windecken, ihre alte Residenz, verliessen, begannen sie damit.*) Ein Rathhaus wurde 1484 erbaut und die Pfarrkirche in der Altstadt 1493 zu einem Kollegiatstift erhoben. Ja Graf Reinhardt IV. und Philipp III. erweiterten die ganze Stadt 1502 und 28 beträchtlich durch Anlegung einer Vorstadt, die in die Befestigungen mit eingezogen wurde. Der Letztere liess es sich namentlich sehr angelegen sein, durch zweckmässige Verschönerungen die Stadt zu heben, doch ist dieser Theil noch heutigen Tags seinem mittelalterlichen Character treu geblieben. Von dem geregelten Zustande der städtischen Verhältnisse dürfte auch die Entstehung des Hospitals in einem ehemaligen Nonnenkloster 1502 Zeugniss geben. Als Glanzpunkte in der älteren Geschichte Hanaus heben wir, besserer Uebersicht halber, demnach die Jahre 1303, 1436 und 1468 hervor, doch war es erst die Reformation mit ihrer ganzen titanstürmenden Culturbewegung, welche auch unser Hanau so gewaltig aus seinem Jahrhundert langen lethargischen Schlaf emporrüttelte. Wenn sich Graf Philipp III. schon 1530—61 der Kirchenverbesserung so geneigt zeigte und dieselbe 1574 wirklich in den gräfl. Landen eingeführt wurde, so verdanken wir doch erst der Intoleranz einiger katholischen Regenten die rapide Culturentwickelung unserer Stadt. Wem sind nicht jene grässlichen Verfolgungen Andersdenkender in den spanischen Niederlanden bekannt? Wer möchte nicht jenen Schandfleck aus der Geschichte des 16. Jahrh. tilgen, den Schiller in seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ eben so wahr als meisterhaft uns vor die Augen führt! Wenn diese unseligen

---

*) Hanau verdankt diesen wichtigen Schritt der Tapferkeit und Treue seiner Bürger, die am Martiniabend d. J. 1419 ihre Stadt durch eine kühne entschlossene That aus mainzischer Botmässigkeit dem rechtmässigen Besitzer Herrn Reinhardt II. überlieferten.

Verfolgungen mit Feuer und Schwert einerseits gleich einem würgenden Todesengel für lange Zeit Blüthe und Wohlstand der reichen Niederlande lähmte, so dankt anderseits unser deutsches Vaterland der staatsklugen Toleranz einiger Regenten die Bedeutsamkeit seiner jetzigen Industrie und des so rasch emporgestiegenen Fabrikwesens. Das eben ist die Eigenthümlichkeit des deutschen Characters, dass er in so vielen Zweigen menschlichen Wissens und Handelns erst nach fremden Mustern herangebildet werden muss, dass der Saame erst von fremder Hand gestreut werden muss, den dann Beharrlichkeit, Muth und sicheres Wagen bald so herrliche Früchte tragen lässt. Bereits um d. J. 1554 suchten die wieder aus England vertriebenen Niederländer beim Stadtrath zu Frankfurt um die Erlaubniss der Domicilirung nach, und schon ein Jahr später war die Zahl der Eingewanderten auf 2000 gestiegen. Es waren meist Bursatmacher (Posamentirer), stille, ruhige Leute, ansehnliches Geld und Gut besitzend. Neid, Missgunst, wohl auch die Abweichung in der Confession, bewog die Frankfurter, jene fleissigen Menschen 1594 aus ihrer Stadt zu verweisen. Um diese Zeit strahlte an dem Hanauer Regentenhimmel ein Stern erster Grösse, der in jenem Jahrhundert der Unduldsamkeit und des finstern Glaubenshasses wie ein Meteor leuchtete. Graf Philipp Ludwig der Unvergessliche war es, der bereitwillig den Vertriebenen seine Stadt als Asyl darbot; doch erwies es sich bald, dass das kleine Hanau nicht hinreiche, die ganze Masse der Fremdlinge mit ihren Fabriken, Webstühlen etc. unterzubringen. Da beschloss der Graf neben seiner alten Residenz auf dem sogenannten Kinzdorferfeld eine neue Stadt nach einem grossartigen regelmässigen Plan zu gründen. Er bestritt die Kosten der Befestigungswerke, gab Grund und Boden zu billigen Preisen und die Niederländer dagegen mussten sich zum Anbau der Häuser verbindlich machen. Gross waren die Schwierigkeiten, welche sich von Seiten Frankfurts, ja des eigenen Magistrats von Althanau dem grossen Unternehmen entgegensetzten. In 12 Artikeln trug Letzterer sein Bedenken dem Grafen vor, doch hinderte dies Alles nicht und *am ersten Junii 1597 ward die Capitulation der newen Statt Hanau* zwischen beiden Theilen in 22 Artikeln aufgerichtet. Die Hauptpunkte waren: Schutz der Religion, des Handels und der Gewerke; das Versprechen einen Kanal bis an den Main graben zu lassen

und mehrere andere Begünstigungen, die wohl den Neid der Althanauer erregen mochten. Rüstig regten sich nun Tausende von Händen, die neue Stadt anzubauen und wahrlich, es muss ein eigenthümliches Bild gewesen sein diese Lebendigkeit, dieses Herbeischleppen der Baumaterialien, dieses Abmessen und Abstecken der Plätze mit anzusehn; unwillkürlich werden wir an die babylonische Sprachverwirrung erinnert, die auch hier geherrscht haben mag, da die fremden Kauf- und Fabrikherren der deutschen Sprache nur wenig mächtig waren. Der Plan, nach welchem die Gebäude errichtet werden sollten, ist sehr zweckmässig und blieb fortan das Modell, nach dem selbst die neuen Rheinstädte entstanden sind. Weislich suchte man die Mittagslinie auf und gab den längern Strassen die Richtung von Osten nach Westen, den kürzern von Norden nach Süden, wie es auch noch jetzt ist. Vom Markt ging der Anbau aus. Der Allmächtige war mit dem grossen Werk, denn wenn auch Verfolgungen, Pest und Krieg mit Untergang drohten, doch gedieh es voran und als Graf Philipp Ludwig der Unvergessliche von dieser Erde schied, da konnte er schon stolz durch ganz vollendete Strassen reiten und durfte sagen: das ist mein Werk! Der dreissigjährige Krieg mit seinem ganzen Gefolge von Lasten und Bedrückungen konnte nur für wenige Jahre den kühnen Adlerflug des emporstrebenden Handelsgeistes lähmen; denn die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 brachte wiederum eine Menge unternehmender, arbeitsamer Männer in die Mauern der neuen Stadt. Mit dem Beginn des vorigen Jahrh., welches man überhaupt das der Bauwuth und Verschwendung nennen durfte, kam auch über unsere Grafen von Hanau der Geist des Luxus, dem Hanau den grössten Theil seiner öffentlichen Gebäude verdankt. Beinahe ebenso wichtig als das Jahr 1597 war der Zeitraum von 1735-87 für die Kulturgeschichte Hanaus. Die Grafschaft fiel an das Haus Hessen-Cassel und Landgraf Wilhelm VIII. liess sich nichts angelegentlicher sein, als das Wohl seiner neuerworbenen Stadt. Ein öffentliches Decret sicherte zuvörderst Kaufleuten und Fabrikanten den ungetheiltesten Schutz zu, lud zur Anlegung neuer Manufakturen, zu Niederlagen von Kaufmannsgütern und Weinen ein und versprach allen neuen Ansiedlern die Befreiung von Abgaben und Lasten. Ein neuer Handelszweig sollte durch Anpflanzung von 2000 Maulbeerbäumen ge-

schaffen werden und wenn schon in den ersten Jahren gute Seide gewonnen ward, so ist es nur der Ungunst der Verhältnisse zuzuschreiben, dass diese wichtige Erwerbsquelle in den achtziger Jahren versiegte. Was die Stadt seit dem Aussterben des alten Herrscherstammes durch die Aufhebung der Residenz verloren hatte, ward ihr 1764 wieder erstattet. Der Erbprinz wählte sie sich zum Aufenthalt und bald erstanden wie durch einen Zauberschlag reizende Gartenanlagen, Lustgebäude und Villen. Die Festungswerke wurden abgetragen, die Gräben eingeebnet, denn die Zeiten der Gefahr waren vorüber und was im Mittelalter Gesetz gewesen, wurde jetzt überflüssig. Die eigentliche Incorporation der alten Grafschaft mit dem Hauptlande erfolgte 1803, doch nur 3 Jahre lang herrschte der hessische Löwe über das hanau'sche Land. Jene Sturm- und Drangperiode, die Napoleon über Deutschland hervorgerufen, ging auch hier nicht spurlos vorüber. Hanau wurde mit französischen Truppen überschwemmt und 1810 dem Grossherzogthum Frankfurt einverleibt. Dass in diesen Kriegstrubeln die Wissenschaft gepflegt wurde, liefert ein günstiges Zeugniss für eine Stadt handeltreibender Menschen; 1808 wurde der naturhistorische Verein unter dem Namen: „Wetterau'sche Gesellschaft" von Gärtner, Kopp, Leonhard und Andern gegründet, der noch jetzt besteht.

Der Kampf der Vernichtung bei Hanau.

Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen; Deutschlands Söhne hatten die langjährige Schmach in ihrem Blute rein gewaschen und der corsische Löwe floh mit seinen Schaaren nach Frankreichs schützenden Festen. Ueber Hanau hatten sich am 25. Oktober des Jahres 1813 gewitterschwangere Wolken gelagert, jene dumpfe Schwüle, die stets den Vorabend grosser Ereignisse bezeichnet, erstickte das sonst so rege Treiben. Aengstlich bewacht von den französischen Machthabern erfuhr Niemand etwas Sicheres von den grossen politischen Ereignissen, nur die Unruhe unter den Beamten, die einzelnen Heerhaufen, welche ohne Aufenthalt durchpassirten, liessen einen entscheidenden Schlag ahnen. Drei Tage nachher hatten die Franzosen die Stadt verlassen und alsbald sprengten auch einige 100 baierische Chevauxlegers zum Thor herein. An der

Kinzigbrücke entspann sich ein wüthendes Scharmützel. Hin und her wogte der Kampf und geschlagen flohen die Baiern zur Stadt hinaus. Auf der Aschaffenburger Strasse empfing sie das in Sturmschritt heranrückende Heer der Baiern, Oesterreicher und Würtemberger, gleich einer ehernen Mauer jedes Hemmniss zertrümmernd. Wrede, der baier'sche General, der in Russland tapfer gefochten, führte den Oberbefehl, den ihm der treulose Gott der Schlachten bald entrang. Zu gleicher Zeit aber betraten auch die Kolonnen der Franzosen das Schlachtfeld; ihnen entgegen warfen sich die Baiern und schlugen sie im ersten Anlauf. Noch war indess der Kern des feindlichen Heeres zurück und Wrede der Meinung huldigend, die grosse Armee der Verbündeten rücke Napoleon in Eilmärschen nach, entsandte den General Rechberg mit einer starken Abtheilung nach Frankfurt, um dem letzten Rest des feindlichen Heeres von dort aus den Rettungsweg zu versperren. Schwelgend in dem Vorgenuss des Sieges hatte er unbegreiflicher Weise jenen wichtigen Engpass im Kinzigthal bei Wirthelm unbesetzt gelassen und Napoleon hielt die Schlacht für gewonnen, als er diesen Fehler seines Gegners gewahrte *). Langsam rückte er am 29. früh aus dem sogenannten Lamboiwäldchen hervor. Die Tirailleurs des Generals Charpentier sollten den Feind beschäftigten, bis Druot mit der Artillerie herangezogen sei, und trefflich gelang dieser Plan. Die Batterieen der Baiern und Oesterreicher verschossen nutzlos ihre Munition auf diese vereinzelten Truppen, als plötzlich mit unerhörtem Muthe die feindliche Cavallerie, sich vor der Mündung der Kanonen auf-

*) Man hat später Wrede's Fehler dadurch entschuldigen wollen, dass sein Heer, grossentheils nur aus Cavallerie bestehend, es ihm nicht zugelassen habe, den Pass zu schliessen. Ja preussische Ingenieure wolten später nach eigner Untersuchung behaupten, der Pass würde Napoleon nicht gehindert haben, seine Flucht durch die unwegsamen Schluchten des Vogelsgebirges oder Spessarts zu nehmen. Nichts ist lächerlicher als dieses. Wie hätte ein geängstigtes Heer, dem eine überlegene Armee auf der Fährte war, das Wagstück vollenden können, das ihm allerdings beim Uebergang über die Alpen gelungen war. Bestimmt ist es einmal in jedem Fall, dass durch die Besetzung des Engpasses das Blut von 10,000 Deutschen, die bei Hanau fielen, nicht so nutzlos geopfert worden wäre.

stellend, in die Kolonnen der Baiern hineinrasselte. Es war ein furchtbar schöner Anblick, diese alten Krieger über die Ebene jagen und in die Reihen der Feinde einhauen zu sehen. Den Anprall auszuhalten sandte Wrede 7 Regimenter Chevauxlegers gegen die Franzosen. In der That gelang es diesen Tapfern, die feindliche Cavallerie zurückzutreiben, doch nicht in regelloser Flucht wandten sie sich zurück, in fest geschlossenen Massen wie beim Parademarsch kehrten sie um. Siegestrunken jagten die Baiern nach; da theilten sich die Kolonnen der französischen Cavallerie, rechts und links zerstoben sie, sich mit aller Macht auf die feindliche Infanterie werfend. Am Saume des Waldes aber standen wie aus der Erde hervorgezaubert Druot's furchtbare Batterieen, den Todesgruss den Nachfolgenden entgegenschleudernd. Ha wie tanzten die Zwölfpfünder über die Ebene, wie schmetterten die Kartätschen in den dichtgedrängten Massen ganze Reihen nieder! Ein blutiges Fest feierte der Gott der Schlachten und strenge Vergeltung übte der Bezwinger der Welt ob des Verraths der Baiern. Das Letzte versuchend, befahl Wrede einen Angriff auf der ganzen Linie — eitles Mühen, vergebliches Hoffen, noch einmal sollte der Genius des grossen Mannes siegen. Nansouty's Kürassiere und die alte Garde warfen die tollkühnen, wie rasend kämpfenden Deutschen zurück. Da wandte sich der Rest des Heeres in scheuer, regelloser Flucht nach der Kinzig zurück, um das schützende linke Ufer des tiefen Flüsschens zu gewinnen. Ihnen nach sprengte die schwere Reiterei der Franzosen, der Rest der Verbündeten aber, der in Sicherheit auf dem linken Ufer stand, begann nunmehr, die Fehler der verlorenen Schlacht vollzählig zu machen, unter Freund und Feind zu schiessen. Bald war auch Hanau wieder von den Franzosen besetzt und Napoleon sah ruhig den Weg nach Frankreich offen, doch erfüllte tiefe Trauer sein Herz. —

Politische Erfolge hatte diese blutige Schlacht nicht, es wurde blos um die gänzliche Vernichtung des französischen Heeres gestritten. Hanau war zum Theil furchtbar zerstört und mehr als einer Decennie bedurfte es, um die geschlagenen Wunden zu verschmerzen. Da aber, als der Engel des Friedens heimkehrte und die deutschen Gaue wieder beglückte, begann bald das frühere rege Treiben Platz zu ergreifen. Die Keime der Industrie, des Fabrikwesens und Handels, kaum gelegt,

sprossen reichliche Frucht tragend empor, und der Zollverband, der so segensreichen Einfluss übt, belebt von Jahr zu Jahr mehr auch in unserer Stadt die Geschäftigkeit. Nur noch der Statistik habe ich einige Aufmerksamkeit zu widmen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich nach der letzten Zählung auf beinahe 15000, deren Hauptnahrungszweige im Handel und den Fabriken bestehn. Sehenswürdigkeiten an prunkvollen öffentlichen Gebäuden etc. suche man nicht, Hanau will nur mit seiner Industrie brilliren, deshalb nehme man auch die Fabriken vor Allem in Augenschein. Die Bijouteriefabrikanten beschäftigen allein gegen 600 Menschen und Hanau hat in ganz Deutschland nur eine Concurrenz, das badische Städtchen Pforzheim; doch rühmt man an dem hier erzeugten Produkt grössere Eleganz, geschmackvollere Façon und das ist natürlich; denn unsere gute Stadt besitzt unter des wackern Th. Pelissier Leitung eine Zeichenakademie, welche den Geschmack immer mehr zu veredeln sucht und unter ihren 300 Schülern ein Drittheil Gold- und Silberarbeiter zählt. Viel wird ausserdem geschaffen an Zeugen aller Art, an Papieren (Fues), Eisengusswaaren, Tabak, namentlich aber an Teppichen (Leisler). Möchte niemals dieses rege Treiben durch politische Conjuncturen gestört werden — dies ist der beste Wunsch, den wir hegen! —

Gleich unterhalb Hanau strömt die Kinzig, einer der stärksten Nebenflüsse des Mains, in unsern Strom. Wenn Du, freundlicher Wanderer, jemals die grosse Frankfurt-Leipziger Handelsstrasse, jene Pulsader des deutschen Verkehrslebens, entlang pilgertest, dann wird Dir unser geschwätziges Flüsschen nicht mehr unbekannt sein. Seine treuen Begleiter, jene reizenden Bergpartieen wird keiner ohne Entzücken verlassen haben. Kurz vor seinem Ausfluss muss er den Nacken noch einmal unter die Joche einer Brücke beugen, über welche wir nach dem nahen Kesselstadt, einem reizend unter schattigen Baumalleen gelegenen Pfarrdorf, gelangen. Dieses selbst nimmt in der Geschichte natürlich keinen bedeutenden Platz ein, obgleich einige Alterthumsforscher hier selbst im Namen *(locus castelli)* Spuren römischer Niederlassung gefunden haben wollen. Interessanter ist das schöne Schloss Philippsruhe, am Endpunkt jener beiden herrlichen Alleen, welche sich von Wilhelms-

bad*) und der Fasanerie hierher ziehn. Es ward erst 1701 von dem Grafen Philipp von Hanau in dem reichen italienischen Styl erbaut und verdient seiner opulenten innern Einrichtung wegen wohl gesehen zu werden. Leider steht es jetzt fast ganz unbenutzt. Auf dem jenseitigen Ufer erhebt sich dicht am Fluss das Dorf Dietesheim, das alte Ditinesheim schon 767 in Urkunden genannt; heut zu Tag ein unbedeutender Ort mit kaum 600 Einwohnern. Eine kurze Strecke abwärts liegt Mühlheim, es ist jenes *Mülinheim inferior*, welches 815 Kaiser Ludwig der Fromme dem Geheimschreiber seines seligen Vaters, Eginhard schenkte. Damals war es eine noch gar unbedeutende Niederlassung, doch gewann es im Mittelalter grössere Ausdehnung und die Herren von Eppenstein waren hier reich begütert. Gegenwärtig ist es von mehr als 1300 Menschen bewohnt. Von nicht minderer Bedeutung ist der gegenüberliegende kurhessische Ort Dörnigheim, als Thurinken schon in Urkunden des 9. Jahrhunderts oft genannt; zählt es auch nur circa 700 Einw., so ruft doch die Frankfurter Strasse, welche hier durchführt, viel Lebendigkeit hervor. Die Zuckerfabrik, welche 1836 angelegt wurde, bedarf günstigerer politischerer Verhältnisse, um mehr aufzublühn. Das kurhessische Gebiet tritt hier auch auf das linke Ufer über und wir müssen vor allen Dingen jenes freundlichen Ortes gedenken, dessen majestätisches Schloss dicht am Main, die Aufmerksamkeit jedes Vorüberziehenden erregt. Es ist Rumpenheim, welches wir meinen und jenes stattliche Palais gehört dem Landgrafen Wilhelm. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts stand auf dieser Stätte ein Freigut, welches die Herren von Edelsheim besassen; diese Besitzung brachte 1769 Landgraf Karl von Hessen-Cassel an sich und seine Mutter Maria „mehrete und besserte sie mit herrlichen Gebäuden und einem unvergleichlichen Lustgarten“, wie die Chronik berichtet. Im Uebrigen ist Rumpenheim einer jener Orte, welche sich rühmen dürfen, schon im Jahr 788 nicht mehr unbedeutend gewesen

*) Kräuterweiber entdeckten 1709 den hiesigen schwachen Sauerbrunnen; Wilhelm I., als Graf von Hanau, schuf die ganze jetzige Anlage, welche nicht allzustark von Badegästen, desto lebhafter aber von Hanauern besucht wird.

zu sein; die grossen und häufigen Schenkungen, welche schon damals von Ansässigen dem Kloster Lorsch und andern gemacht wurden, lassen wohl mit Recht darauf schliessen. Die Einwohnerzahl beläuft sich jetzt auf kaum 600.

Die Uferumgebungen gewinnen hier nochmals einige Reize durch jene Höhenreihe, welche sich auf dem rechten Ufer erhebt. Freundlich blicken stattliche Ortschaften auf den Fluss herab, vor allen andern das alterthümliche Bergen mit seinen mittelalterlichen Warten und Thürmen; zur Carolinger Zeit eine *villa regia* und wahrscheinlich schon von den Römern gekannt, wenigstens deuten die Spuren eines Bades darauf hin *). Am Flusse selbst liegen die stattlichen Gebäude des so vielbeliebten Frankfurter Vergnügungsortes Mainkur. In eigensinniger Laune krümmt sich der Strom hier plötzlich aus seiner westlichen Richtung nach Süden und beschreibt einen beträchtlichen Bogen. Rechts liegt Fechenheim gleichsam wie in einem Obst- und Weingarten, denn die ganze Gegend gleicht einem solchen. Der Ort ist sehr freundlich gebaut und zählt über 1200 Einwohner; da er nach einer Urkunde Kaiser Otto II. schon 970 eine Kirche hatte, so lässt dies auf sein hohes Alter schliessen, im 12. und 13. Jahrhundert waren Frankfurter und mehrere andere adelige Rittergeschlechter hier begütert. Historisch interessanter ist das nur eine kleine Strecke weiter abwärts, auf dem linken Ufer gelegene Bürgel. Sage und Geschichte vereinen sich, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Schon 793 in Urkunden genannt, war 882 mit unserm Oertlein (*Birgilla*) ein edler Herr, Rüdiger, vom Kaiser belehnt und die zahlreichlen Ueberreste eines ehemaligen stattlichen burglichen Baues, welche sich in vielen Fragmenten im Dorfe zerstreut vorfinden, setzt sich das Volk zu einem grossartigen Palast zusammen, den die Schwester Kaiser Karls des Grossen bewohnt

---

*) Von hier stammt das Rittergeschlecht der „Schelme v. Bergen“, so oft in Urkunden genannt. Die Sage berichtet, sie leiten ihre Herkunft von jenem kühnen Scharfrichter ab, der es wagte, einst auf einem Maskenball zu Frankfurt mit der Kaiserin selbst, unerkannt den Reigen zu beginnen. Um die Ehre der hohen Frau zu reinigen, schlug der Kaiser den schelmischen Henker zum Ritter und nannte ihn Schelm v. Bergen. — Bereits in einer Urkunde von 1194 wird ein Wernher, Scelmo v. Bergen genannt.

haben soll. Mehr als diese Andeutungen wird den Literarhistoriker die Notiz interessiren, dass auf dem hiesigen, stillen Kirchhof eine ihrer Zeit hochberühmte Familie dem Tag der Auferstehung entgegenharrt. Laroche hiess sie und in wem ruft dieser Name nicht jene ganze Fülle der Begeisterung hervor, die selbst Göthe so mächtig erfasst hatte, als er im Kreise dieser herrlichen Menschen weilte. Laroche starb im Jahr 1789 hier als geheimer Conferenzrath, nachdem er aus Kurtrier'schen Diensten wegen seiner „Briefe über das Mönchwesen" entlassen worden war. Seine Gattin, einst das Ideal Wielands, erwarb sich als Schriftstellerin einen ehrenvollen Ruf; sie folgte ihm 1807 den 18. Februar nach.

Von dem freundlichen Bürgel haben wir kaum eine kleine halbe Stunde nöthig, um an einigen Ziegelbrennereien vorbei nach dem gewerb- und handelsthätigen Offenbach zu gelangen. In der Cultur- und Handelsgeschichte steht diese Stadt beinahe einzig in ihrer Art da. Vor kaum hundert Jahren nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Marktflecken, blühte sie unter der Fürsorge eines einsichtvollen Fürsten und durch eignes eifriges Bestreben bald so herrlich empor. Zu verwundern ist es immer, dass die grosse Usurpatorin des Handels, die Nachbarstadt Frankfurt, vor ihren eignen Thoren eine so gefährliche Nebenbuhlerin aufkommen liess! Wir wollen zuvörderst von der Physiognomie unserer Stadt sprechen. Der Eindruck, den sie auf den Fremden macht, ist kein unangenehmer. Der Charakter des Modernen ruht durchgehend auf ihr und ausser dem alten Isenburg'schen Schloss am Main, werden wir in nichts an das Mittelalterliche erinnert, selbst das *ancien régime* hat keinen Repräsentanten. Die Häuser stehen sämmtlich da, wie von Anno 1830 geschniegelt und gebügelt. Vor wenig Jahren war für unser Offenbach ein schöner Stern am Horizont des Handels aufgegangen. Es war 1829 als unsere gute Stadt mit dem Recht: jährlich zur selben Zeit wie in Frankfurt zwei Messen halten zu dürfen, beschenkt wurde. Die würdige „Reichsfreie" sah mitleidsvoll *de haut en bas* auf den wachsenden Verkehr ihrer Rivalin herab; bald aber empfand sie mit Zittern, dass auch dem Schwachen ein Stachel gegeben sei. Von Jahr zu Jahr blühten die Messen herrlicher empor und zu Frankfurt nahm in gleichem Maasse die Waarenanhäufung ab. Als nun endlich in den beiden Messen d. J. 1835 die

Verkehrsmasse in Offenbach auf 109,573 Ctr. angewachsen war, da sah man in Frankfurt mit Schrecken ein, man müsse energische Maassregeln ergreifen, um der guten alten Stadt ihr Messmonopol zu retten und so erfolgte denn der Anschluss an den Zollverband. Seit diesem verhängnissvollen Ereigniss erhielt der sonst so lebendige Verkehr in unserm Offenbach einen ebenso empfindlichen als lähmenden Schlag. Oede und leer steht das grosse Lagerhaus und wie ein tödtender Samum schleicht der Schrecken vor noch gefahrdrohenderen Crisen durch die Strassen. Nur die Schulden, in welche sich die Commune dem Interesse des Messverkehrs zu Liebe gestürzt hatte, erinnern an den einst so erfreulich emporstrahlenden Glanz! Es ist ein schlechter Trost für die mercantile Welt, den ihr der verdienstvolle Heber in seiner Geschichte Offenbachs gibt: „Dass man durch den Verlust des Handels an materiellen Vortheilen, der Zügellosigkeit der Sitten mit Nachdruck begegnen kann!“ Wir wünschen von ganzem Herzen, unserer würdigen Stadt möge durch sorgfältige Pflege ihres Industrie- und Fabrikwesens ein nachhaltiger Ersatz werden. Und in der That, wenn wir unsre Blicke auf diesen Erwerbszweig werfen, so gewahren wir nur Erfreuliches. Der Ruf der Offenbacher Fabriken ist ein weltberühmter und der deutsche Fleiss, wie deutsche Erfindungsgeist zählt Offenbach unter seinen würdigsten Repräsentanten. Viel, unendlich viel und nur Vorzügliches wird geleistet und producirt in: Tabaken aller Art, Manufaktur-, Leder-, Seiden- und Baumwollenwaaren, Spielkarten, Buchbinder- und Etuisarbeiten, Darmsaiten, Meubeln, Bijouterie- und lackirten Blechwaaren, Chaisen und Wagen etc. Es genügt, wenn wir sagen, dass über 100 der verschiedenartigsten Fabriken hier bestehn und dass sich unter den 10,000 Einw. nicht viel über hundert zum Gelehrten- und Bauernstande Gehörende oder Staatsdiener befinden und der ganze Rest durch Handel- und Gewerbindustrie beschäftigt wird.

Offenbach's Geschichte bietet des Interessanten nur Weniges. Die erste historische Gewissheit von dem Dasein einer Niederlassung auf der Stätte, wo sich jetzt unsre Stadt erhebt, bringt uns eine Urkunde d. J. 970 *), doch dürfen wir, da dies

*) v. Boehmer *codex dipl. I v. J. 977. res, quas Ludovicus imp. ad capellam in honorem Salvatoris constructam tradidit . . . . . et quod Rotlint ad ipsam cappellam (in Ovinbach) tradidit & scripto confirmavit.*

Document eigentlich aus d. J. 843—870 herstammt, wohl ein Jahrh. weiter hinaufsteigen. Dass die Römer hier kein Castell gehabt, ist erwiesen und auch nicht wohl denkbar. Das kleine Oertlein Ovinbach (nach Steiner von Offo, einem fränkischen *nomen proprium*, oder von den Oefen der alten Kalksteinbrüche; nach Heber von „offenem Wasser" herrührend) hatte indess schon im 13. Jahrh. ein eignes Rittergeschlecht, dem es den Namen ertheilt — doch mögen die ersten Besitzer die Herren von Hagen u. Mingenberg gewesen sein. Das alte berühmte Geschlecht der Ovenbache siedelte später nach Frankfurt über und starb 1490 aus.

In jenen Zeiten des unruhigen Besitzes ging auch unser Offenbach von Hand zu Hand, bis es endlich 1417 dem Grafen Diether v. Isenburg zufiel. Wir wollen unsere Leser nicht mit einer speciellen Auseinandersetzung all' der Wirren, Theilungen, Verträge etc., welche in den verschiedenen Linien dieser ehrwürdigen Familie herrschten, belästigen und einfach hervorheben, wie sich die Kulturgeschichte unserer Stadt gebildet. Erst als die Grafen von Isenburg ihren Wohnsitz hier nahmen, beginnt es zu tagen. Solches geschah 1559, das alte Falkenstein'sche Schloss am Main ward neu aufgebaut, brannte ab und wurde 1572 wiederum hergestellt. In seiner letzten Metamorphose sehn wir es noch heute; doch hat sich die jetzt fürstliche Familie, welche ihren Wohnsitz wiederum in ihrem getreuen Offenbach genommen, an der Frankfurter Strasse eine neue moderne Residenz erbaut. Bei der Theilung der Grafschaft i. J. 1628 fiel Schloss und Flecken Offenbach an Graf Wolfgang Heinrich, der beide zu befestigen begann, indess bald darin gestört wurde. Der dreissigjährige Krieg mit seinen Sturmeswehen liess eine Entwicklung der Kultur hier wie auch anderwärts nicht zu. Er machte nur nach der Beendigung das Bedürfniss, sich emporzuschwingen und die Wunden, die er geschlagen, zu heilen, rege. Wie Hanau hat auch Offenbach seinen Stern am Regentenhimmel und das war Graf Johann Philipp. Als im Jahr 1699 eine Anzahl *Refugiés*, welche das Edikt Ludwigs XIV. aus dem schönen Frankreich vertrieb, hier Schutz suchten, kam ihnen der kluge Regent mit Liberalität entgegen und durch die vielfältigen Begünstigungen begann das Fabrikwesen mit Hanau in eine nicht unbedeutende Concurrenz zu treten. Die Anlegung

grösserer Fabriken fällt indess erst in die 2. Hälfte des vorigen Jahrh. und die noch jetzt blühende Schnupftabakfabrik der Gebr. Bernard (1774) war die ansehnlichste. Seit dieser Zeit wurde nichts verabsäumt, was zur Hebung dieses wichtigen Zweiges beitragen konnte. Strassen wurden angelegt und 1819 die Schiffbrücke über den Main geschlagen. Offenbach's Industrie steht noch keineswegs im Meridian ihres Glanzes, sie ist noch immer in einer regen Entwicklung begriffen und deshalb hoffen wir auch sicher, wird die momentane Crisis bald ihren hemmenden Einfluss verloren haben.

Neunter Abschnitt.

Der Unter-Main von Frankfurt bis zur Mündung.

Ueber die Ebene herüber winken uns die Thürme einer grossen Stadt ernsten Feiergruss entgegen. Das ist Frankfurt, das ehrwürdige, reiche und freie, dem unser Herz schon so lange sehnsuchtsvoll entgegenschlägt; dessen hochwichtiges historische Interesse uns entschädigen soll für manche Dürre, welche wir überwinden mussten. Kaum eine halbe Stunde unter Offenbach beginnt das Frankfurter Gebiet, dessen Flächeninhalt ungefähr 47,886 Morgen Landes mit circa 65,000 Einwohnern umfasst. Auf dem rechten Ufer liegen die Röderhöfe, welche schon 1193 Heinrich VI. dem Schultheiss Wolfram von Frankfurt schenkte. Der erste Ort, den wir auf dem linken Ufer begrüssen, ist das freundliche Oberrad. Ueber die erste Entstehung des Fleckens fehlen sichere Urkunden, doch schliessen wir nach der ältesten Benennung (Rode), es müsse diese von dem althochdeutschen *riutjan*, ausrotten, urbar machen, herrühren und in der That berichtet eine Urkunde von 1151*), dass die edle Frau Luitgard nebst mehreren andern dem Kloster Aldenburg auch 7 Mansen im neuen Rottland, Rode genannt, bei Frankfurt, geschenkt habe. Ein Beweis also, dass die Cultur des Bodens um unsre alte Reichsstadt im 12. Jahrhundert noch nicht allzuweit vorange-

---

*) Kolb, *aquil. cert. Doc. I.*

schritten war. Mechtildes, Beguine von Rode, stiftete nach frommer Sitte der damaligen Zeit, 1304, eine Clause hierselbst. Zur Zeit des Kaisers Sigismund löste Frankfurt den Ort ein, den indess schon Hermann Knobloch, genannt v. Ovenbach, von den Grafen von Werthheim und Eppenstein gekauft hatte. Am ersten Januar 1689 brach die Mordbrennerbande der Franzosen in das friedliche Dorf und brannte es von Grund aus nieder. Jetzt hat es sich zu einem stattlichen Marktflecken emporgeschwungen, zählt circa 2000 Einwohner und ist ein sehr beliebter Vergnügungsort der Frankfurter, von denen mancher der Reicheren hier seine elegante Villa besitzt. Frankfurt sehen wir von hier aus mit seiner ganzen imponirenden Majestät vor uns liegen. Die Staffage bilden freundliche Baumgruppen, fruchttragende Saatfelder, seitwärts strömt ernst und gebietend der Main. Auf jene duftige Ebene, deren Arme zu den Wellenformen des Taunus hinaufreichen, hat sich die ehrwürdige Stadt gelagert. Wenn wir sagen, die ganze deutsche Culturgeschichte spiegele sich, gleichsam wie in kaleidoscopischen Bildern, in der unserer Stadt wieder, so ist dies eine Ansicht, welche sich jedem Geschichtskenner aufdrängen muss. Wer die Chronik nachschlägt, wird, wenn auch nicht in den Daten, doch in dem Geist derselben, eine wundersame Harmonie finden. Nirgends tritt der deutsche Charakter, jene langsame Selbstentwicklung, jenes Prüfen und Erwägen und dann jenes starre, eiserne Festhalten des Herkömmlichen deutlicher als in Frankfurts Bildungsgeschichte hervor. Selbst die Sturm- und Drangperiode der Gegenwart in ihrer ganzen rapiden Entwicklung, rüttelt noch immer vergebens an den Fundamenten der reichsfreien Institutionen. Während man sich anderwärts kühn hineingeworfen hat in das lebendige Treiben des Augenblicks, prüft man hier ängstlich das pro und contra und ich wage es zu behaupten — dies sei gerade das Lebenselement unserer Stadt. Ein Jahrtausend bedurfte sie um zu wachsen und erst wenn die Blüthe überreif ist, wird sie welken — doch dazu wird ein zweites Jahrtausend nöthig sein; denn die getreueste aller Schwätzerinnen, die Geschichte, berichtet uns, dass Frankfurt, seit den ältesten Zeiten jenem weisen Princip des sorgsamen Erwägens huldigend, Neuerungen nur aufnahm, wenn diese längst erprobt waren. Die Zeit führte unserer Stadt jenen mittelalterlichen

Gesetzesbau auf, der noch auf festen Fundamenten steht, wenn gleich die Gegenwart an manchem seiner veralteten Strebepfeiler rüttelt. — Wie seine Geschichte, so ist der Frankfurter selbst. Mit Eifer, ja bis zur Extravaganz an seinen herkömmlichen Institutionen hangend und sein Frankfurt über alles schätzend, bildet jene rührende Vorliebe für die theuere Heimath einen seiner eigenthümlichsten Charakterzüge. An einer speciellen Schilderung der socialen Verhältnisse unserer Städter ist schon mancher competentere Richter, als ich sein kann, gescheitert. Selbst der grosse Börne hat sich mit seinem, die mannichfaltigsten Deutungen zulassenden: „es liegt ein Etwas in uns Frankfurtern, ein Etwas — ich habe keine Worte dafür — — —" beholfen. Und wahrlich es ist keine leichte Aufgabe, in dieses Chaos der verschiedenartigsten Ansichten Licht und Klarheit zu bringen. Wer verweilte je, sei es nun längere oder kürzere Zeit, in unserer guten freien Reichsstadt, und wird sagen können: er habe Frankfurt kennen gelernt. Ich habe die Urtheile fast aller Stände vernommen und paralelisirt; aber kein Befriedigter hat je das Seinige abgegeben. In Frankfurts geselligem Leben und Treiben herrscht jener Kastengeist des Mittelalters in seiner ganzen grassen Erscheinung. Neidisch duldet dieser kein fremdes Gesicht in seinem Reich, es scheint, als fürchte er gleichsam, Unberufene in sein Gebiet zu ziehen. Verzeihen wollte ich noch jene abominable Geldaristokratie, welche alle Keime eines herzlichen, traulichen Beisammenseins zerstört; denn das Geld, der Erwerb ist seit einem Jahrtausend das Lebensprincip Frankfurts. Aber das Anathema fällt auf jenes Uebel, weil es sich sogar auf die Fremden, die schutz- und rathlos in unserer Stadt weilen, erstreckt. In dieser einen Beziehung sind sich alle Frankfurter gleich, obwohl sonst ein übersichtliches Urtheil der Neigungen und Gewohnheiten nirgends mehr erschwert ist als hier. Jenes „Etwas" Börne's wird, irre ich mich nicht ganz, in dem alten reichsstädtischen Stolz, der wahrlich keine Phrase ist, liegen. Es ist in der That das kalte Abmessen und Erwägen von Anno 1500, das so störend zwischen Einheimische und Fremde tritt. Die Frankfurter unter sich selbst mögen das weniger empfinden, denn hier scheiden sich die Stände zu schroff ab — der Millionär kennt nur seinesgleichen; der Hunderttausendmann würde es unter seiner Würde hal-

ten, mit einem Fünfzigtausender nähern Umgangs zu pflegen und so sondert sich der Mittelstand wieder vom niedern ab. Die Künstler und Gelehrten bilden Gesellschaften, die die einzigen Centralisationspunkte für die verschiedenen Stände sind; denn in Frankfurt will jedermann gründlich gebildet heissen (v. Hauff's Schriften, Memoiren des Teufels).

Aber auch selbst in Künsten und Wissenschaften, die hier sorgsam gepflegt werden, herrscht jener gemessene kalte Ernst vor und Frankfurts öffentliche Anstalten sind dadurch förmlich in Verruf gekommen. Auf das sociale Leben übt dieser stereotyp gewordene Ton den unheilsamsten Einfluss. Die Freude ist in Frankfurt niemals eine herzliche, was den Fremden um so unangenehmer berührt, weil sie von dem lebensfrohen lebendigen Treiben der benachbarten Rheinländer so grell absticht. Es ist wahrlich keine grundlose Behauptung, die wir aufstellen, wenn wir sagen: der Frankfurter gehe erst aus sich selbst heraus, wenn er sich *extra muros* befindet. Die Frankfurter Atmosphäre scheint den Stickstoff der Langenweile in sich zu enthalten, der in seinen feinen Atomen das hiesige sociale Leben förmlich durchdringt und deshalb dürfen wir uns nicht wundern, auf den rheinischen Volksfesten stets so viel Frankfurter zu treffen. Wenn sich in unserer würdigen Reichsstadt einmal ein solches bildet, so hat es meist nur den Hauptzweck, Frankfurts Reichthum und solide Pracht auf eine anständige, passende Weise zu entfalten. Diese werden wir nie vermissen, aber das gesunde, frische rheinische Treiben ist ein weit nothwendigeres Element und dem begegnen wir hier niemals. Wem es vergönnt ist, in den geheiligten Tempel der hiesigen Familienkreise zu dringen, der wird von dem Patriarchenleben des Mittelalters ein getreues Bild erhalten. Hier herrscht die deutsche Sitte der Altvordern noch in ihrer ganzen ungeschminkten Wahrheit. Da es in ganz Frankfurt keine eigentlichen Armen gibt, so wird man selbst bei den Mittelständen jene solide Prunkliebe finden, die äussern Flitterflimmer hasst. Was Du von Gold und Silber siehst, ist massiv und ächt und die sorgsame Hausmutter bewahrt in ihren Schränken überflüssige und theure Massen von Weisszeug und Linnen. Die Häuser von Aussen alt und baufällig, sind dennoch meist im Innern geschmackvoll restaurirt. Familienbibliotheken wird man nur

selten finden, die Frankfurter sind im Durchschnitt schlechte Bücherkäufer; aber die natürlichen Geistesanlagen unserer Städter liefern den Beweis, dass hier ein gutes Feld zu bebauen wäre. Es ist auffallend, welch' einer Menge geistreicher Physiognomieen wir überall begegnen, selbst in den unteren Ständen finden sich Modelle, die manchem Künstler willkommen sein dürften.

Wir haben Frankfurts gesellschaftlichen Ton, die Eigenthümlichkeit des Charakters seiner Bewohner vom historischen Standpunkt aus zu beurtheilen gesucht; es wird deshalb nothwendig sein, der geschichtlichen Entwicklung die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen.

Mit Sagen und Traditionen beginnen wir hier, wie oft anderwärts, das dürftige Feld der ältesten Geschichte zu bebauen. Seltsam dürfte es erscheinen, dass fast jede historisch bedeutende Stadt Süddeutschlands jene barocke, schon von Tacitus belächelte Griechensage, in ihrer Entstehungsgeschichte adoptirt hat. Wenn Trier sich rühmt (v. Menk, Moselsagen S. 187) von Trebeta, der Semiramis Sohn, abzustammen, so ist Frankfurt eitel genug, seine erste Entstehung einem Sohn des trojanischen König Priamus, Helenus dem ersten, zuzuschreiben. Höher hinauf wird kein Alterthumsforscher steigen wollen. Noch manch' andere fabelhafte Derivation ward in den letztverflossenen Jahrhunderten geschaffen; Helena, des Kaisers Constantin Mutter, selbst der Franken imaginäre Könige spielen keine geringe Rolle dabei! Man braucht wahrlich die Geschichte nur in ihren Elementen studirt zu haben, um die Lächerlichkeit dieser Sagen, denen selbst das romantische Gewand fehlt, einzusehn. Nicht einmal die römische Grundlage, an welcher doch kaum hier in dem blühend angebauten Secumatenland gezweifelt werden darf, kann mit historischer Gewissheit nachgewiesen werden. Die Votivsteine, welche man entdeckte, wurden sämmtlich bei Frankfurt ausgegraben und jene Gefässstücke, Griffeln, Knochen etc., welche die Bibliothek aufbewahrt, constatiren die Anwesenheit der Römer noch bei weitem nicht. Wahrscheinlicher dürfte es sein, will man einmal über die Carolingische Periode hinauf steigen, dass Chlodwigs Westfranken, nach Ostfranken ziehend, hier eine bequeme Ueberfahrt fanden, die seitdem in stetem Gebrauch blieb (Franchonovurt 794: Franckenfurth). Auf diese Art sind mehrere Städte am Main entstanden, die

in ihrer Endsylbe **furt** die letzte Reminiscenz an die Veranlassung ihres ersten Anbaus tragen. Stolzes Frankfurt, was warst Du vor einem Jahrtausend und zu welcher Höhe hast Du Dich emporgeschwungen! Fürwahr, Deine Taufpathen hättest Du nicht würdiger wählen können. Das mächtigste, gefürchtetste Volk Europa's, die Franken, legte den Keim zu Deiner einstigen Grösse und Karl der Grosse selbst, ja die ganze Reihe der auf ihn folgenden Regenten pflegten sorgsam die emporblühende Saat. Nicht wie die meisten Deiner Schwesterstädte bist Du durch die Allgewalt der Kirche emporgestiegen und wenn wir anderwärts den hohen Einfluss des Christenthums auf die Culturentwickelung stets dankend anerkennen mussten, hier äusserte er nur geringe Wirkung. Durch die besondere Gunst der historischen Ereignisse, durch eigne innere Kraft und kluge Berechnung der Verhältnisse ist Frankfurt im Sturme der Zeiten das geworden, was es ist. In Karl dem Grossen verehren wir den eigentlichen Gründer unserer Stadt. Auf der Stätte, wo noch heut zu Tage die beiden alterthümlichen Thürme des St. Leonhardtstifts ihre ehrwürdigen Häupter gen Himmel strecken, erbaute er sich in den J. 772—93 ein Pallatium, schlecht und recht nach der damaligen Sitte der Zeit. Mit der grossen Kirchenversammlung, welche 794 hier gehalten wurde, beginnt jene Reihenfolge wichtiger historischer Ereignisse, durch die Frankfurt so berühmt geworden ist. Von hier aus ging auch der Heereszug des Kaisers gegen die Sachsen. Das Bild, welches wir uns von dem Culturzustand unserer Stadt im 8. Jahrhundert entwerfen dürfen, ist keineswegs ein glänzendes*). Um den Kaiserpalast erhoben sich eine unbedeutende Anzahl geringer Hütten von den königlichen Dienstleuten *(ministeriales)* und den leib-, zins- und hofhörigen Colonen *(servi fiscales)* bevölkert. Die Stätte war dem König eigen und durfte nicht verlassen werden. Der Bezirk dieses Reichspalastes reichte bis an den Hirschgraben und zum westlichen Ende der Mainzergasse. Der Tradition nach bildete die heutige Rosengasse den carolingischen Garten! Auf dem linken Ufer hatte dagegen

---

*) Freilich schreibt der Patriarch von Friaul, Paulin, schon 794: *in loco* ***celebri*** *Franconofurd in synodo magno contra felicem haereticum.*

eine Colonie hierherversetzter Sachsen Platz ergriffen. Mehr Freiheit und Unabhängigkeit errang die emporblühende Niederlassung unter Ludwig dem Frommen. Der Palast seines erlauchten Vaters schien ihm, der bleibendern Aufenthalt in Franconofurt zu nehmen gedachte, nicht würdig genug. So war 822 jener hochberühmte Saalhof (*aula regia*), unweit des heutigen Fahrthors, entstanden. Engverknüpft ist Frankfurts Culturgeschichte mit diesem neuen Kaiserpalast. Durch ihn erhob sich die Stadt unter Ludwig dem Deutschen (862) zur *metropolis civilis* des ostfränkischen Reichs und in diesen Zeitraum fällt die Glanzperiode der ersten Erweiterung. Um ein halbes Jahrtausend würde Frankfurt früher emporgestiegen sein, wenn die nachfolgenden Beherrscher des grossen Frankenreichs die gleiche Thatkraft wie ihre Vorgänger entwickelt hätten, doch drohte mit Verlegung der Residenz nach Regensburg unter Arnulph der kaum aufgegangene Stern wieder zu verlöschen. Wir müssen die Gunst des Schicksals bewundern, welche Frankfurt in dem Zeitraum vom 10. — 12. Jahrhundert vor gänzlichem Rückschritt schützte. Während sein Kaiserpalast nur selten mehr einem Concilium zum Aufenthalt diente und die Hauptquelle seines Flors mithin beinahe versiegte, begannen sich die Verhältnisse des Innern auf eine günstigere, vielversprechende Periode vorzubereiten. Die politischen Stürme des 11. und 12. Jahrhunderts zerstörten hier nicht wie anderwärts — sie entwickelten vielmehr. Durch die oft wiederkehrende Verheerung des flachen Landes gewann Frankfurt, welches zweifelsohne schon damals befestigt war, neue Insassen und mit ihnen erwachten allmählig Verkehr und Gewerbfleiss. Handel und Messen waren damals noch in ihrer ersten Kindheit. Jahrmärkte, auf denen die benachbarten Bewohner des flachen Landes ihre dürftigen Produkte zum Verkauf ausboten, mögen indess wohl schon zu Karl des Grossen Zeit bestanden haben. Durch die Reichstage und den oft wiederkehrenden Aufenthalt der Grossen erlangten sie bald einige Bedeutung und es ist mehr als wahrscheinlich, dass die Einweihung der Salvatorskirche (876) die hiesige Messe veranlasste *). Die Regierungsperiode Kaiser

*) An diesem Tage wurde Generalablass ertheilt und mit den vielen Menschen, die, um desselben theilhaftig zu werden, von fern

Konrads III. tauchte endlich wie ein leuchtender Meteor empor. 1143 wird Frankfurt eine Stadt (*oppidum*) genannt, mehrere grosse Reichsversammlungen werden abgehalten und der heilige Bernhard predigt hier das Kreuz. Wichtiger in ihren Folgen war für die Stadt die Wahl des Königs Heinrich durch die hier versammelten Fürsten. Was damals vielleicht noch zufälliger Gebrauch war, wurde endlich Gesetz und Frankfurt gewann allmälig durch nähere Berührung mit seinen Beherrschern, jene wichtigen Freiheiten, die seine Blüthe so rasch emportrieben. In Friedrich II. verehren wir den eigentlichen Gründer und Beförderer des Handels und Verkehrs Frankfurts, das jetzt in den Urkunden stets als *civitas* erscheint*). In dem Gemeindewesen und der Verfassung waltet seitdem Ordnung und Recht, Stadtschultheissen erscheinen und von Frankfurt wird allerwärts als einer hochwichtigen königlichen Stadt gesprochen. Klöster und Städte buhlen um ihre Gunst und erachten die Zollfreiheit daselbst für ein köstliches Gut. Friedrichs hochherziger Sinn erkannte die Wichtigkeit des emporkeimenden Frankfurts und beförderte durch Schutz- und Freibriefe Handel und Messen, jene beiden Lebensprincipe unserer Stadt. Ueber den Aufschwung, den diese damals nahmen, ermangeln sichere Nachrichten, doch muss rege Geschäftigkeit hier geherrscht haben, welche noch mehr zunahm, als der Kaiser in einer Urkunde vom Jahre 1240 allen denen, die die Frankfurter Messe besuchen würden, des Reiches besondern Schutz gelobte. Durch den Beitritt zum rheinischen Städtebund, der 1255 ins Leben trat, errang Frankfurt endlich eine Selbstständigkeit, die die glänzendsten Erfolge mit sich brachte. Wenn Handel und Gewerbfleiss des gesammten Deutschlands seit diesem wichtigen Ereigniss schon im Allgemeinen jenen grossartigen Aufschwung nahmen, so äusserte es doch auf Frankfurt in's Besondere den segensreichsten Einfluss. Das Gemeindewesen gewann an Selbstständigkeit, der Handel gedieh unter dem mächtigen Schutz

---

und nah herbeieilten, kamen auch natürlich viele Kaufleute, die Nutzen von den frommen Büssern zu ziehen trachteten. Vor Eröffnung des Markts hörte man die Messe (*Missa*), daher der noch jetzt gebräuchliche Ausdruck.

*) Im J. 1219 v. Archiv f. d. Gesch. Frankf. 2. B. S. 72.

der Hansa, die Messen wurden besuchter und als Ludwig der Baier auf dem Wahlfelde vor den Thoren der Stadt die Mehrheit der Stimmen für sich erhalten hatte, belohnte er seine treuen Bürger mit einem Diplom, welches ihnen ausser der Herbstmesse noch die Errichtung der Ostermesse gestattete *). Der hochherzige Kaiser war es auch, der die Stadt zum zweitenmal erweiterte und damals schon wurde den Ringmauern, die erst vor wenig Jahren eingeebnet und in reizende Anlagen verwandelt worden sind, eine so grosse Ausdehnung gegeben. Man darf sich indess Frankfurt zur damaligen Zeit bei weitem nicht so angebaut wie heutzutage denken. Innerhalb des umfangreichen Stadtbezirks fanden sich grosse Plätze, und ganze Theile, welche jetzt mit opulenten Palästen prangen, lagen wüste. Der grosse Merian'sche Plan vom Jahr 1642 zeigt uns selbst noch einen beträchtlichen Theil der Stadt unangebaut. In der Mitte des 14. Jahrh. stand indess Frankfurt, gehoben durch die Gunst seines Kaisers, im Meridian seines Glanzes und mit verjüngter Macht ging es immer wieder aus jenen blutigen Fehden, die es mit einer beutelustigen Nachbarschaft von Rittern und anderm Raubgesindel führen musste, hervor. Als Endpunkt dieser kulturgeschichtlichen Ereignisse steht das Jahr 1356, in welchem Karl IV. durch die berühmte goldne Bulle Frankfurt die feierliche Bestätigung als Wahlstadt des Reiches verlieh. Weit wichtiger als die directe Einwirkung auf die Verhältnisse der Stadt, war der hohe Ruhm, der ihr dadurch in ganz Deutschland verliehen wurde. Wir mussten der Entwickelungsperiode unserer Stadt grössere Aufmerksamkeit widmen, als ihrer Blüthezeit. Interessanter ist es Jedem, zu erfahren, wie seine Stadt sich gebildet und gehoben, ihre Ausbildung ist Jeder im Stande selbst zu beobachten. Die Reformation, vorbereitet durch die Gährung, welche auch hier zwischen Volk und Geistlichkeit waltete, ergriff schon 1522 Platz und trotz aller Abmahnungen fasste sie mehr und mehr festeren Fuss. Gerechtes Erstaunen erfasst uns vor dem hohen Muth der Bürger einer einzelnen Stadt, die es fast

---

*) . . *„und sullen den haben zu dem margt, den si von alter Gewonheit gehabt habent, mit allen Rechten und vreyheit als sie derselbe in vorder margt hat . .“* so die Urkunde vom J. 1330.

allzukühn wagten, den Drohungen der meisten katholischen Fürsten, ja des Kaisers ihres Herrn selbst Trotz zu bieten. Dieser Muth zeigt uns, welch' hohes, gefürchtetes Ansehn die freie Stadt des Reichs schon damals errungen. Nichts, selbst das Unglück des schmalkaldischen Bundes, dem Frankfurt beigetreten war, konnte den Funken, der bereits zur Flamme angefacht war, wieder ersticken. Der Rath zeigte in dieser Sturm- und Drangperiode eben so viel Klugheit als Muth gegen seinen Kaiser, Karl V. Während die Stadt 1552 eine furchtbare Belagerung des markgräflich brandenburgischen Heeres unter Albrecht und des sächsischen unter Moritz aushalten musste, errang sie doch bald nachher Religions- und Gewissensfreiheit. Schöne Früchte hätte diese tragen können, als 1534 eine Anzahl Niederländer und Engländer, die finsterer Glaubenshass aus ihrem Vaterland getrieben, in Frankfurt Schutz suchte. Das Fabrikwesen, das durch englische Concurrenz schon damals zu sinken begann *), erhielt auf kurze Zeit durch jene fleissigen, gewerbthätigen Männer (meist Bursatmacher: Posamentirer) neuen belebenden Impuls; doch damals herrschte jener Geist der Kleinigkeitskrämerei, des engherzigen Brodneids und des lächerlichen Festhaltens an veralteten Institutionen in Frankfurt, der auch leider heutzutag noch nicht ganz verbannt ist und so geschah es, dass jene wackeren Leute schon 8 Jahre nach ihrem Einzug zum Theil wieder auszuwandern begannen, und endlich 1596 von dem Grafen Philipp v. Hanau (v. S. 377) mit offenen Armen aufgenommen wurden. Der Fluch jener abermals Vertriebenen scheint seitdem auf Frankfurts Fabrikwesen zu lasten, niemals konnte sich dieses zu einiger Bedeutung bis auf die neueste Zeit erheben. — Die neuen Ideen und Ansichten, welche die Reformation hervorgerufen, wirkten indess im Stillen fort und als sie sattsam an den Fundamenten des alten Gesetzeskörpers gerüttelt hatten, stürzte dieser endlich zusammen und aus den Trümmern gingen, diesmal freilich durch eine Revolution, neue Principe hervor. Das sind die sogenannten Fettmilch'schen Unruhen, durch die Umschaffung der Gesetze 1571 (erneuerte Stadtreformation) bereits vorbereitet; indess dürfte

*) Namentlich waren es die grossen Tuchwebereien, welche Frankfurt schon im 14. Jahrh. berühmt machten, die dadurch litten.

dem Buchhandel, der damals in Frankfurt seinen Centralisationsplatz hatte (v. weiter unten) kein geringer Antheil an diesem Geist der Aufklärung zuzuschreiben sein. Das Volk begann seine moralische Kraft zu fühlen und waren es damals auch nur die Motive des Eigennutzes, die es zu trotzigem Auftreten bewogen, so wurde doch dadurch dem Uebermuth der Geschlechter und ihrer Habsucht Einhalt gethan. Ein gräulicher Missbrauch ward damals mit Aemtern und Einkünften getrieben und während die Vornehmen den Nutzen von diesen Unordnungen zogen, drückte man den ärmeren Bürger. Da erhob sich (1612) das Volk zu Hauf und an seiner Spitze stand der Lebküchner Vincenz Fettmilch. Bei Kaiser und Reich ersuchten sie um Abstellung der Missbräuche und als man ihnen schlecht willfahrte, sperrten sie den Rath ein, ja legten selbst Hand an die kaiserl. Herolde. Drei Jahre lang währten die Unruhen und erst als Fettmilch mit seinen Genossen auf dem Schaffot geendet hatte, beruhigten sich die Gemüther. Diese Periode der Umwälzung hatte den Beweis geliefert, dass des Volkes innere Kraft noch nicht reif zur Selbstständigkeit gewesen war. Die Stürme des dreissigjährigen und Eroberungskrieges Ludwig XIV. wehten über die Stadt herüber, ohne ihren innersten Nerv zu zerstören, aber manch' veraltete Form ward mit fortgerissen, manch' edler Keim, der noch tief im Schooss der Erde verhüllt lag, trat ans Licht des Tages. Das 18. Jahrh. brachte des Heils desto mehr; die Volksbildung begann sich aus ihrem lethargischen Schlafe zu erheben, das steife, bocklederne Ceremoniell längst veralteter Conventionen ward durch die emporkeimende Wissenschaft, welche neben den handelnden und spekulirenden Prinzipen mehr und mehr Platz ergriff, verdrängt und da brachen die französischen Revolutionskriege in ihrer titanstürmenden Kulturentwicklung herein. Frankfurts tausendjährige Freiheit blutete als Opfer auf dem Altar der Aufklärung. Es war gegen das Ende des Jahres 1806, als durch Napoleons Gewaltspruch Frankfurt, freilich nur auf sieben Jahre, unter den Scepter des Fürst Primas Karl v. Dalberg gelangte. Die Regierung dieses zwar mildthätigen, kunstsinnigen, aber wahrlich wenig Energie *) besitzenden Regenten

*) Schon sein Vorfahr, der geistig-liberale Kurfürst Friedrich von Erthal sagt von ihm: *est bonus homo, sed non habet animam principalem!*

war keine segensreiche; Frankfurt verdankt ihm nichts, als seine theilweise Verschönerung und die Juden ihre Emanzipation, welche indess 1813, wo die alte ehrwürdige Reichstadt von den verbündeten Mächten ihre vorige Freiheit und Verfassung wieder zurück erhielt, zum grössten Theil wieder aufgehoben ward. Ein kostbares Gut hatte aber Frankfurt aus dieser Sturm- und Drangperiode gerettet — es ist der Geist der grössern Duldsamkeit, der Aufklärung und Intelligenz! Möge er stets in diesen Räumen walten!

Wanderungen durch die Stadt.

(v. das Register am Ende des ganzen Werks.)

Schon oftmals bist Du mir gefolgt, freundlicher Wanderer, und hast Dich vertrauensvoll meiner Führung überlassen, so gestatte denn, dass ich zum letztenmal den Liebesdienst Dir erweise. Wenn Du es vor Dir liegen siehst, dieses stolze, freie Frankfurt, so merke zuerst, dass Jahrhunderte an dieser unübersehbaren Häusermasse gebaut haben. Daher dies chaotische, regellose Häuserlabyrinth ohne Plan und Ordnung, daher jene Musterkarte des Baugeschmacks von den Zeiten der Carolinger bis auf unsere Periode des Eleganten und Zweckmässigen. Billiger Weise beginnen wir diese Streifzüge vom Ufer des Mains und zwar vom Fahrthor aus. Weniger seiner architektonischen als vielmehr historischen Bedeutsamkeit wegen, wählen wir diesen Standpunkt. Wer Frankfurts Entstehungsgeschichte geprüft, dem wird es klar, dass eine bequem gelegene Furt im Fluss die erste Veranlassung zum Anbau in jenen rauhen Zeiten, wo man die Kunst, das Wasser zu beschiffen, noch nicht kannte, gewesen sein mag. In der That zieht sich auch noch heute quer über den Strom ein Felsenriff, das einen natürlichen Uebergangspunkt bei niederm Wasser bildet. Später erst setzte man vermittelst Fähren über und da suchte man das tiefere Wasser am heutigen Fahrthor, das vom altdeutschen *Vare* seinen Namen erhielt. Aus den Hütten der Schiffer entstand nach einem Jahrtausend das mächtige Frankfurt. Heilig muss jedem Frankfurter diese Stätte sein, doppelt heilig, denn Karl der Grosse baute sich in dieser Nähe seinen Palast, an den sich die Culturgeschichte unserer Stadt knüpft. Da wo heute der Leonhardtskirche seltsam geformte Häupter gen

Himmel emporragen, stand das schlichte Gebäude, das indess bald verlassen, 1219 von Kaiser Friedrich II. als „eine verwaiste Stätte“ den Bürgern geschenkt wurde. Eine Kapelle erhob sich auf dem Platze, die 100 Jahre später durch die Reliquien des heil. Leonhardt in eine Collegiatstiftskirche gleichen Namens verwandelt wurde. Durch ihr unregelmässiges Aeussere macht sie heutzutage wenig Eindruck, doch ist jetzt das Innere ziemlich geschmackvoll restaurirt. Eine der Seitenkapellen beim Eingang zur linken Hand ist durch ein frei schwebendes Gewebe merkwürdig. Wir haben von dem alten kaiserlichen Pallatium gesprochen, interessanter ist es unstreitig, dem neuern mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Durchs Fahrthor hindurch bleiben wir an der ersten Strassenecke rechts stehen und heften unsere Blicke auf den „Saalhof“. Das also ist der Ueberrest der carolingischen Pracht und Herrlichkeit. Diese Räume sahen des deutschen Reichs Gewalt- und Trutzherren, sahen Frankfurt's und Deutschland's Kultur wachsen und emporblühn. Und was ist geblieben aus jenen gewaltigen Zeiten?! Ein thurmartiger Bau nach der Wasserseite zu und eine unterirdische Kapelle sind die letzen Zeugen ehemaligen Glanzes. Die *Aula regia*, des „Riches Sal“, der Saalhof oder das kaiserliche Pallatium zu Frankfurt entstand um das Jahr 822 durch Karl's Sohn, Ludwig den Frommen. Fünf Jahrhunderte später (1338) übergab ein anderer Ludwig (der Baier) das ehrwürdige, weitläufige Gebäude, das indess arg vom Zahn der Zeit gelitten hatte, einem adeligen Frankfurter Bürger Jakob Knoblauch zu Weiberlehn. Ganerbschaftlich besassen diese den Palast bis 1697, wo ihn die Kaufleute Gebr. Bernus für 36,000 fl. an sich brachten und den grossen Bau zunächst dem Rententhurm aufführten. Vom Saalhof wenden wir uns grade aus nach dem Römerberg, der seine Benennung von jener mittelalterlichen, berühmten Curie Frankfurt's „der Römer“ erhielt. Kein Fremder weilte wohl je hier, ohne nach diesem interessanten Bau gewallfahrtet zu haben. In jenem wichtigen Zeitabschnitt der Kulturgeschichte Frankfurt's, wo dieses sich den Fesseln der kaiserlichen Zwingherrschaft entwand — in dem Bund der rheinischen Städte — entstand es als ein Kaufhaus und so bezeichnet es zugleih die Periode des ersten Emporblühens unserer Stadt. Die Urkunden melden nicht, aus welchem Grunde es 1315 Eigenthum einer angesehenen Familie zum Römer „von Köln“

wurde; doch wissen wir, dass es 1405 der Stadt wieder zuständig war. Der Rath, damals durch die unglücklichen Folgen der Kronberger Schlacht fast aller Geldmittel beraubt, verständigte sich mit dieser Kölner Familie und empfing deren Wohnhaus, das alsbald zur Curie umgeschaffen ward. Frankfurt's gesammte historische Wichtigkeit, der Glanz, die Pracht, die es berühmt machten, ging aus diesen Räumen hervor. Hier versammelten sich die Kurfürsten zur Wahl des deutschen Kaisers, hier in dem Kaisersaal speiste der neue Herrscher, hier schwuren ihm Frankfurt's Bürger den Eid der Treue, hier in dem meisterhaft gebauten Stadtarchiv liegt das Reichsgrundgesetz, die berühmte goldene Bulle, 1356 von Karl IV. entworfen, aufbewahrt. Das Document ist auf 43 Pergamentquartblätter in lateinischer Sprache mit Mönchschrift geschrieben. Das Siegel *(Bulla)* ist mit Goldblech überzogen, daher der Name. Die Bulle ward zu Nürnberg von den Reichsständen unter Vorsitz des Kaisers entworfen; eines der Kapitel enthält auch die wichtige Bestimmung, dass in Frankfurt die Wahl des deutschen Kaisers stets abgehalten werden soll. Eine solche Wahl hat uns Göthe meisterhaft beschrieben. Dort auf dem Römerberg harrte das Volk und jauchzte dem Herrscher entgegen, wenn er aus dem Dom zurückkehrend, sich an den Fenstern des Kaisersaals zeigte. Dann verrichteten des Reiches Erzbeamte ihre Dienste. Der Erbtruchsess, ein Stück vom gebratenen Ochsen holend, bestellte des Kaisers Tafel, der Erzmundschenk füllte den kaiserlichen Becher aus einem Brunnen, dem heute rother und weisser Wein entperlte; der Erbmarschall sprengte auf stattlichem Ross in den Haferhaufen und bestellte den kaiserlichen Marstall, sein silbernes Maass füllend. Mehr als allen Andern jauchzte das Volk dem Erzschatzmeister entgegen, der aus zwei prächtigen Beuteln goldne und silberne Denkmünzen ausstreute und zuletzt den Beutel auch noch unter die Versammlung schleuderte. Am Ende ward Alles: Ochse, Wein, Hafer, ja die Bretterbude selbst dem Volke Preis gegeben. Die Weinschröter und Fleischer haben aus der letzten glorreichen Periode des deutschen Kaiserreichs noch einige — Ochsenköpfe aufzuweissen!

Es ist der Stadttheil, in welchem wir uns jetzt befinden, der bei weitem interessanteste von ganz Frankfurt. Wohin wir die Blicke wenden, gewahren wir Ueberreste mittelalter-

licher Sitte, mittelalterlichen Geschmacks. Hier ein stolzes Patrizierhaus mit hohen Giebeln, schmalen Fenstern, dort eine gothische Kapelle mit Spitzbogenfenstern und phantastischen Schnörkeln. Auf dem Römerberg selbst erhebt sich die alterthümliche Nicolaikirche, 1142 von Kaiser Konrad III. erbaut. Seit 1813 dient der gottgeweihte Bau zu profanen Zwecken. Nach dem Wahrzeichen unserer Stadt, der ehemaligen *capella regia*, jetzt dem stolzen Dom, haben wir nicht weit zu pilgern. Jetzt stehen wir vor ihm und messen mit den Augen die Höhe seines bei weitem noch nicht vollendeten colossalen Thurms. Zum grössten Theil hässlich durch Fleischer- und andre Buden verbaut, wird eine Totalübersicht des stolzen Baues dadurch unmöglich und das reiche Frankfurt sollte wirklich eines seiner historisch und architectonisch merkwürdigsten Gebäude von diesen Verunzierungen befreien. Auf der Stätte, wo heute der majestätische Bau gen Himmel ragt, führte schon 873 Ludwig II, der Deutsche, eine Kapelle *in honorem salvatoris* auf. Ein besonderer Vorfall war die Veranlassung dazu, so berichten die Geschichtschreiber. Zu der Reichsversammlung, welche in jenem Jahr ausgeschrieben war, fanden sich auch des Königs Söhne Ludwig und Karl ein. Und es trug sich zur Weihnachtszeit zu, dass der Letztere allein in seinem Gemache sass. Da trat der Teufel zu ihm heran in der Lichtgestalt eines Engels und entsetzt floh Karl in die anstossende Kirche. Doch folgte ihm auch hierhin der Geist und sprach: Sieh ich bin von Gott gesandt, auf dass du das Abendmahl durch mich empfangest. So sprechend empfing der Königssohn die Hostie und der Teufel hatte Gewalt über ihn. Wenige Tage darauf, als der Convent versammelt war, erfasste ihn furchtbare Raserei, dass ihn 6 Männer nicht bändigen konnten, die Bischöfe führten den Geisteskranken endlich in die Kirche, exorcisirten den bösen Geist und zum ewigen Gedächtniss baute der König zu Ehren des Erlösers einen Tempel. Als 1238 die Kirche den Schädel des heil. Bartholomäus erhielt, ward dieser ihr Schutzpatron, damals wurde sie wie auch 1315 erweitert. An dem colossalen Pfarrthurm wurde 1415—1509 gebaut. Er ist 260 Fuss hoch. Das ganze mächtige Gebäude ist in Kreuzesform ausgeführt und namentlich das Innere imponirt durch die hohen gewölbten Räume. Von Sehenswürdigkeiten, deren es an

altdeutschen Gemälden, Epitaphien etc. mancherlei gibt, hebe ich das Grabmal jenes ächt deutschen Kaisers, Günther von Schwarzburg, hervor. In Frankfurt soll er vergiftet worden sein, die Inschrift auf dem einfachen viereckigen Denkstein lautet:

Falſch. undrowe. ſchande czymt.	Falscher Untreue Schande ziemt,
Des. ſtede. drowe. ſchaden. nymt.	Dess (davon) stäte Treue Schaden nimmt.
Undrowe. nam. gewinnes. hort.	Untreue nahm Gewinnes Hort,
Undrowe. falſch. mit. giftes. wort.	Untreue falsch mit Giftes Wort.

Das Altarblatt ist nach einem Rubens gemalt. Die Wahlkapelle, rechts vom hohen Chor, ist ein schmuckloses Kirchlein, in welchem die deutschen Könige gewählt, dann vor dem Hochaltar die Salbung empfingen.

Der Stadttheil, in welchem wir uns gegenwärtig befinden, ist der älteste und deshalb auch der an interessanten, historischen Baumonumenten reichste. Die zahlreichen antiken Patrizierhäuser will ich übergehen und dagegen der ehemaligen Barfüsser-, jetzt St. Paulskirche, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begonnen und erst 1833 beendet, gedenken. Ihr Hauptschmuck ist die von Walther in Heilbronn gefertigte Orgel. Die Liebfrauenkirche verdient wegen eines Basreliefs, die Anbetung der Könige darstellend, eines Meisterwerks deutscher Kunst, und wegen eines dem Martin Schön zugeschriebenen Gemäldes gesehen zu werden. Kein Fremder wird wohl auch Frankfurt verlassen, ohne der einst mehr als jetzt berüchtigten Judengasse einen, wenn auch nur flüchtigen Besuch abzustatten. Was Göthe davon bereits vor 80 Jahren sagte: „Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfreulichen Sprache, alles zusammen machte den unerfreulichsten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorübergehend hineinsah —“, gilt mit einigen Moderationen auch heute noch. Doch sind die Kinder Israels heut zu Tage nicht mehr allein eingezwängt in jene düsteren schmutzigen Räume. Mit dem Geiste der Zeit sind die Aufgeklärteren und Wohlhabenderen herausgeschritten an das Licht des Tages und haben sich eingedrängt in die Kreise des socialen Lebens. In den schönsten Stadttheilen haben sie sich Paläste und stattliche Häuser erbaut, einst die Schmählichbedrückten, ist es ihnen jetzt vergönnt sich breit zu machen, ja sie geben

oft genug den Ton an, auf welchen das gesellige Leben und Treiben aufmerksam lauscht. Durch ihr Geld denken und herrschen sie und bilden somit die eigentliche Aristokratie Frankfurts. Und welche Vergangenheit entrollt sich unseren Blicken, wenn wir die bestaubten Blätter der Chronik nachschlagen! Was warst Du, Volk des Herrn, und was bist Du geworden! Vor einem Jahrtausend bereits ansässig, werden doch erst zu den Zeiten der Kreuzzüge die Nachrichten bestimmter. Verfolgungen mit Mord, Brand und Beraubung kehrten von Jahrhundert zu Jahrhundert wieder, oftmals verjagt, liessen die kaiserlichen Kammerknechte, so nannte man sie, um des zeitlichen Gewinnes halber doch niemals ab, sich wieder festzusetzen. Damals wohnten sie noch zwischen dem Dom und Mainufer, bis endlich (1458) der Rath ihnen ihr jetziges Quartier anwies, das damals öde und wüst lag. Unter Thor und Angel hielt man sie dort eingesperrt, drückende Abgaben mussten sie entrichten, ungerecht Schmähungen erdulden, besondere Abzeichen (gelbe Ringe) tragen, nach Sonnenuntergang durfte sogar keiner mehr das Quartier verlassen. Ja ein schändliches Gemälde unter dem Brückenthurm brandmarkte sie öffentlich*). So ging es fort bis ein — katholischer Fürst (der Grossherzog von Frankfurt) die Unterdrückten von der Schmach verflossener Jahrhunderte befreite und sie (1811) auf eine Stufe der Emancipation erhob, von welcher sie die Wiederherstellung der alten Reichsfreiheit nur allzubald wieder herabstürzte.

Wir schreiten heraus aus jenen düstern Räumen, um uns an erfreulicheren Bildern zu laben. Die Pietät erheischt es,

---

*) Noch vor hundert Jahren war es zu sehen. Nach einer alten Beschreibung Frankfurts soll es in Folgendem bestanden haben: erstlich sitzet ein alter Jud mit einer Brillen uf der Nasen rückwärts uf einem grossen Schweine, der dessen in die Höhe gezogenen Schwanz in der rechten Hand hält. Unter dem Schwein liegt ein junger Jud, der ihr an den Zitzen sauget; hinter der Sau knieget ein anderer alter Jud, welchen die Sau ihren Unflath lässt in das Maul lauffen. Hinter diesem Jud erscheint der Satan mit grossen Hörnern, und hält ihn an den Achseln. Auch eine Juddin in vollem Staat ist daruf abconterfeyt. Unten stehn die Verse:

„Sauf Du die Milch, friss Du den Dr . . .
Das ist doch eur bestes Geschleck.

Ueber dem Bild liegt ein nackig Christenknäblein, voller Wunden, Anno 1275 von den Juden zu Tod gemartert.“ *O tempora, o mores!*

den Wanderer nach dem Geburtshaus des grössten Frankfurters und begabtesten Dichters Deutschlands, Johann Wolfgang Göthe, zu geleiten. In der Strasse, der grosse Hirschgraben genannt, Lit. F, Nr. 74, steht es noch mit seinen hohen Giebeln und weissagend prangt noch das Göthe'sche Familienwappen mit seinen 3 Leyern über dem Eingang. Der Buchgasse, welche nicht weit davon liegt, gönnen wir um so lieber einen Besuch, als sich die Geschichte eines der bedeutendsten Erwerbszweige an ihren Namen knüpft. Hier war vor Jahrhunderten der Sitz der deutschen Gelehrsamkeit; zur Ostermesse strömten von fern und nah Doctoren und Gelehrte, Dichter und Scribenten herbei, um ihre Manuscripte an die zahlreich versammelten Buchhändler und Buchdrucker zu verkaufen. Zuerst brachte die scharfe Censur, welche des Kaisers Büchercommission handhabte, den Buchhandel zu Fall, dann war es die grosse Feuersbrunst, welche 1726 ein viele 100,000 fl. Werth besitzendes Bücherlager zerstörte und dadurch die Buchhändler und Literaten nach Leipzig jagte. Der Frankfurter Buchhandel will heut zu Tag, abgerechnet nur wenige grössere Verlags-, Sortiments- und Kunsthandlungen, unter welchen das Jügel'sche Etablissement allein europäischen Ruf errungen hat, wenig mehr bedeuten. Der Bücherhandel ist hier einer übermässigen Concurrenz unterworfen und jüdische Trödler drücken diese noch mehr herab. Wer für dieses edle Geschäft, das in Deutschland einst so ehrenwerth dastand, von Frankfurt aus Heil erwartet, irrt sich; man dürfte eher sagen, dass ihm von hier aus mehr und mehr sein Untergang bereitet wird.

In dem ältesten Theile der Stadt, den wir bisher durchwandert, wüssten wir nichts Bemerkenswerthes mehr hervorzuheben, einzelne Gebäude aufzuzählen, dürfte überflüssig erscheinen, wir würden zu keinem Ende bei dem Reichthum, den jede Strasse beinahe darbietet, gelangen. So treten wir denn auf jene, in der neuern Zeit so berühmt gewordene Zeil, die Hauptstrasse, welche die alte Stadt umschliesst; jenen grossen Bazar Frankfurts, zugleich der Corso aller Dandy's und der vornehmen Welt. Hier entfaltet sich Frankfurt in seiner eigentlichen modernen Pracht, Paläste reihen sich an Paläste, endlich gelangen wir an die Katharinenkirche, jener seit dem 3. April 1833 so berüchtigt gewordenen

Constablerwache gegenüber. Das erste Gotteshaus auf dieser Stätte baute Weicker Frosch, eines Frankfurter Schöffen Sohn, doch wurde es 1678 ganz abgebrochen und in seiner jetzigen Gestalt wieder aufgeführt. Im Jahre 1522 wurde hier von Ibach die erste lutherische Predigt gehalten. Das Altarbild von H. Boos ist sehenswerth. Unweit davon treten wir auf den schönsten öffentlichen Platz Frankfurts, den Rossmarkt; am 28. Februar des Jahres 1616 wurde hier Vincenz Fettmilch sammt seinen Genossen enthauptet.

Wir wenden uns jetzt zu den öffentlichen Anstalten Frankfurts. Der Reichthum unserer Stadt hat sich in diesen das schönste Denkmal gesetzt, doch dürfen wir es auch nicht verschweigen, dass der Fremde jene Trophäen des Reichthums bald als solche erkennt. Mit der Stadtbibliothek, in dem prachtvollen, 1825 von Hess vollendeten Gebäude am Obermainthor, beginnen wir. Sie zählt circa 60,000 Bände und besitzt viel seltene Drucke und Handschriften; am reichsten ist das Fach der deutschen Geschichte bestellt. Der durch seine historischen Schriften berühmt gewordene Böhmer ist Bibliothekar. Zu wünschen wäre, dass jene ängstliche Penibilität, die sich fremden Gelehrten bei Benutzung der Bibliothek entgegenstellt, fortan wegfiele. Eine Beeinträchtigung ist es ferner, dass trotz des zahlreichen Personals diese öffentliche Anstalt nur Dienstags und Donnerstags von 11—12 und Mittwochs und Freitags von 2—4 geöffnet ist. Die Bibliothek entstand gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts durch ein Vermächtniss des Schultheissen Ludwig von Marburg; mit diesem wurden nach und nach die Büchersammlungen der Klöster und Stifte, endlich auch 1668 die des Raths vereinigt. Zur damaligen Zeit lagen die meisten Folianten noch an Ketten. Nächst der Bibliothek fragt jeder Fremde nach dem Städel'schen Kunst-Institut, welches in der neuen Mainzerstrasse liegt. Berühmt durch seine Kunstwerke, berühmt durch die seltene Uneigennützigkeit des 1816 verstorbenen Stifters J. F. Städel, steht es gegenwärtig unter Veit's Leitung im Meridian seines Glanzes. Der Hauptzweck der Anstalt ist die Verbreitung und Hebung der bildenden Künste. Tüchtige Lehrer ertheilen den Unterricht im Malen, Zeichnen, der Kupferstecher-, Bildhauer- und Baukunst. Ausgezeichnetes bieten die Säle der niederländischen und altdeut-

schen Schule, im Entstehen ist die Sammlung der italienischen Meister und die der neuern Schule. Die Zimmer, in welchen die Kupferstiche und Handzeichnungen verwahrt werden, soll man nicht unbesucht lassen. Ein gedruckter Catalog und ausserdem zweckmässige Tabellen zur Erleichterung der Uebersicht, findet man in der Anstalt selbst, welche ausser der Messe viermal wöchentlich, in der Messe täglich, zur unentgeltlichen Beschauung geöffnet ist. — Der Kunstverein, 1829 gestiftet, ist eine von obiger getrennte Anstalt, doch werden die kleinern und grössern Kunstausstellungen hier abgehalten. An Privatkunstsammlungen ist Frankfurt reich, doch würde es uns zu weit führen, sie alle einzeln aufzuzählen; nur des Bethmann'schen Museum's (täglich von 11—1 Uhr Mittags geöffnet) müssen wir noch gedenken und wenn es nur wegen Dannecker's Ariadne geschehen sollte. — Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht die Senkenbergische naturforschende Gesellschaft oben an, ihr Ruf ist ein europäischer; sie entstand 1817 aus dem medicinischen Institut jenes edlen, aber seltsamen Dr. Senkenberg, dessen auch Göthe gedenkt. Die letztere ward 1763 gestiftet. Das Museum der naturforschenden Gesellschaft (Mittwochs von 2—4 Uhr und Freitags von 11—1 Uhr zur unentgeltlichen Betrachtung geöffnet) besitzt einen unermesslichen Reichthum der grossartigsten und seltensten Naturgegenstände von der Giraffe und dem Nilpferd an bis auf die kleinsten Thiere herab. Dem berühmten afrikanischen Reisenden E. Rupell verdankt Frankfurt zum grössten Theil diese Hauptzierde. Wir dürfen ausserdem nicht übergehn: den physicalischen Verein und die Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Wissenschaften.

An Centralisationspunkten des geselligen Lebens ist in Frankfurt kein Mangel. Die Lesegesellschaft und das Casino auf dem Rossmarkt, ferner das Museum sind Vereine, gebildet und erhalten von der Crême Frankfurts; durch Einheimische kann man leicht Zutritt erhalten. Gesungen, concertirt und musicirt wird heutzutag in unserer guten Stadt ausserordentlich viel und überhaupt Alles getrieben, was zum guten Ton gehört. Ich habe in der Einleitung gesagt: der Frankfurter gehe erst *extra muros* aus sich heraus und wahrlich, wer ihm in der Stadt und an entfernteren Vergnügungsplätzen begegnet, wird zweierlei Charaktere finden. Die Mainlust steht unter den

öffentlichen Sammelplätzen oben an und der Fremde, der nicht dort war, darf eben so wenig sagen, er habe die Frankfurter gesehn, als jener sagen kann, er sei in Frankfurt gewesen, wenn er nicht den Römer besucht. Ein freieres, fröhlicheres Leben entfaltet sich indess nur an entfernteren Plätzen: zu Bornheim, Hausen, auf der Grüneburg, in Ober- und Niederrad. Seit die Taunus-Eisenbahn errichtet ist, wallen viele an den Rhein: nach Biebrich, Mainz oder lassen sich an der Bank zu Wiesbaden die Beutel leeren.

Dem freundlichen Sachsenhausen müssen wir noch einen flüchtigen Besuch abstatten, ehe wir scheiden. Durch jene schöne Brücke, welche durch gemeinschaftliches Wirken beim Beginn des 15. Jahrh. entstanden war und noch jetzt der Stolz Frankfurts ist, ist es mit der Stadt verbunden. Eine historisch gewordene Sage weiss uns zu erzählen, Karl der Grosse habe den Ort durch Versetzung der Nord-Albinger (Sachsen) gegründet und dieser dadurch seinen Namen empfangen. Mehr Bedeutung errang dieser erst, als 1221 Herr Ulrich von Minzenberg dem deutschen Orden sein eigen Haus zu Sachsenhausen sammt Kirche und Hospital übergab. Der Orden breitete sich aus, erwarb mehr und mehr Reichthümer und äusserte dadurch den wohlthätigsten Einfluss auf seine nächsten Umgebungen. Sachsenhausen ward zugleich mit Frankfurt befestigt und bildet noch jetzt gleichsam eine Vorstadt. Seine Denkmäler der Baukunst gehören natürlich nicht zu den merkwürdigsten. Die langen grauen Gebäude des alten Ordenshauses hat der Geist der Zeit in eine österreichische Kaserne umgewandelt und ihres Schmuckes sind sie längst beraubt. Die Dreikönigskirche verdient ausserdem wegen eines künstlichen Orgelwerks gesehn zu werden. Das interessanteste Werk alter deutscher Kunst bleibt immer die Brücke, einst an beiden Enden durch mächtige Thürme geschützt, jetzt nach dem Geschmack der Zeit modernisirt. Schon um 1035 war urkundlich eine zum Theil steinerne Brücke über den Strom geführt. Die deutschen Kaiser selbst erliessen Gnadenbriefe und wiesen bestimmte Güter zum Unterhalt der Brücke an; eine ihrer Hauptfreiheiten war es, dass es Keiner wagen durfte, den Frieden zu brechen, wenn er sie überschritt. Ja wer nur den andern mit der Hand blutig schlug, der war schon dem Gesetz verfallen und die Unterschrift eines alten Gemäldes besagte:

„Wer dieser Brucken Freyheit bricht,
Dem wird sein frevelnd Hand gericht'!“ —

Aus dieser guten alten Zeit ist nichts als die zwei gewaltigen Mühlen auf der Brücke selbst übrig geblieben.

Die letzten Worte, ehe wir scheiden, seien dem Gasthofswesen Frankfurts gewidmet. Auf welche Stufe sich dieses in den letzen Jahren geschwungen, wird den meisten Reisenden jetzt bekannt sein. Die hiesigen Hotels sind die hohe Schule für Kellner und bei so allgemeiner Vollkommenheit ist eine gerechte Classifikation auch beinahe unmöglich. Was äussere Pracht betrifft, so stehn der römische Kaiser, der russische und englische Hof in einer Kategorie, der weisse Schwan und Weidenbusch ringen mit ihnen um die Palme. Es gibt auch noch eine ausserordentliche Menge Gasthöfe 2. und 3. Ranges, doch nenne ich unter den Besseren nur die Besten und das sind: der Landsberg, König von Würtemberg, Rheinische Hof, gelbe Hirsch, Rebstock und die Windmühle, in welch' letzterm die Omnibus, welche zwischen Frankfurt und Leipzig fahren, einkehren.

Ueber die majestätische Ebene des rechten Ufers hinweg brausen die Dampfrosse der Taunus-Eisenbahn, doch folgen wir nicht ihrer Spur, sondern bleiben unserm Strom getreu, der uns in mannichfaltigen Schlangenwindungen nach einem ungefähr 9stündigen Lauf an den Altvater Rhein führt. Vom Fluss aus gesehn bietet die Gegend nicht allzu Ueberraschendes dar und dennoch gehört diese Partie zu den schönsten Landschaftsbildern *). So verschiedenartige Ansichten rufen ungünstige Standpunkte hervor. Vergessen dürfen wir nicht, dass in archäologischer Beziehung die Taunus-Ebene zu den interessantesten Deutschlands gehört. Der Boden ist classisch, den wir betreten und fast nirgends wurde auf einem so kleinen Raum eine grössere Menge der interessantesten Römerbauten und Denkmäler aufgefunden. Denken wir nur an Heddernheim, Praunheim und die altdeutschen Ringwälle auf den Höhen des Taunus u. a. m. Flussabwärts gewahren wir noch im Angesicht Frankfurts zuerst rechts unter schattigen Lindenbäumen den sogenannten Schwefel- oder Grind-

*) Erinnert sich doch Humbold auf den Hochebenen Amerika's der Grossartigkeit der Taunuslandschaft.

brunnen, dem ein eigenthümliches, unangenehm riechendes, doch trinkbares Wasser entströmt, das Scorbut und Ausschlag heilen soll. Nicht allzuweit davon, gleich unterhalb Gogel's Gut liegt der sogenannte Gut-Leuthof, einst das Siechenhaus für Frankfurt, in welcher Eigenschaft es bereits 1345 genannt wird. Gerade gegenüber breitet sich, im Hintergrunde begränzt vom Frankfurter Forst, das freundliche, ansehnliche Niederrad aus. Die Frankfurter Patriciergeschlechter waren hier schon vor Alters begütert; so übergeben die Herren v. Falkenstein 1311 ihren Hof bei der Villa Roden, welchen seither die Gebrüder v. Ovenbach besessen, deren Tochter. Der deutsche Orden besass dann mit Frankfurt den Ort gemeinschaftlich. Gegenwärtig zählt er über 1600 Einwohner. Wir verlassen nunmehr das Frankfurter Gebiet und schiffen an den Höfen Rothenham und Goldstein vorbei nach dem ersten nassauischen Dorf Griesheim. Des alten Greozheim wird schon zu den Zeiten der Carolinger gedacht und namentlich war es das Kloster Lorsch, welches hier über viel Land und Leute gebot. Später theilten sich die Ritter der umliegenden Taunusburgen abwechselnd in seinen Besitz. Es mag ungefähr 700 Einwohner zählen. Schwanheim, dem schräg gegenüberliegenden, hat die Gegenwart einen veredeltern Namen beigelegt, als es die Urkunden gewöhnlich thun; nicht der Schwäne, sondern der Schweine Heimath wäre nach diesen Derivationen hier zu suchen. Bereits zu den Zeiten der Carolinger stand zu Sweinheim ob dem Mön eine Kirche, welche Ludwig der Deutsche der Salvatorkapelle zu Frankfurt unterordnete. Carl d. Gr. hatte 782 den Ort dem Kloster Lorsch übertragen. Im Jahr 1478 verkauften indess die Gebrüder Kemmerer v. Dalburg ihr eignes Dorf Schweinheim sammt Feldern, Wiesen, Mansen und Luten um 1200 Goldgulden an den Grafen Philipp von Katzenellenbogen. Wir zählen gegenwärtig über 1000 Einwohner hierselbst.

Auf eine kurze Strecke wendet sich jetzt der Main aus seiner Richtung; er beschreibt einen $1^1/_2$ Stunden langen Bogen und strömt dann mehr südwestlich in den Rhein. Es dürfte hier überhaupt der Ort sein, von dem ehemaligen Lauf unseres Flusses ein getreues Bild zu entwerfen. Nicht immer strömte er in der jetzigen Richtung, hier und dort theilte er sich in Arme, deren Betten noch heut zu Tage erkennbar sind und

unter dem Volk haben sich viel dunkle Sagen von diesen alten Mainläufen erhalten. Diese Veränderungen hingen mit dem alten Laufe des Neckars eng zusammen, der einst von Ladenburg aus an Bensheim und Grossgerau vorbei muthmasslich bei Ginsheim in den Rhein mündete. Die Wahrheit dieses Ereignisses ist durch die sichtbaren Spuren des alten Flussbettes, durch die Benennungen der Flurdistricte mit Neckarstrich, Neckarweg, ja durch aufgefundene Anker und Schiffringe constatirt. Zwischen Raunheim und Rüsselsheim nun soll, wenn nicht der ganze Main, doch ein Arm desselben seitwärts sich gewendet und mit dem Neckar vereint bei Ginsheim in den Rhein geflossen sein. Auch hiervon finden sich im flachen Land noch Spuren. Alle diese Veränderungen sind die Ueberbleibsel jener Periode, in welcher der Rhein bis Bingen einen ungeheuren See bildete, der erst durch Durchbrechung der Felsenkette am Bingerloch nach und nach abzufliessen begann. Jetzt erhielten auch die Seitenflüsse einen mehr und mehr geregeltern Lauf. Die tertiären Massen, welche jetzt die Bodendecke der Ebene bilden, sind nichts anderes, als der Niederschlag aus ruhigem Wasser.

Bei Schwanheim haben wir unsern Fluss verlassen, der jetzt nach dreiviertelstündigem Lauf die grösste der Niederlassungen auf der Strecke von Frankfurt bis zu seiner Mündung erreicht — das ist Höchst, ein freundliches Städtchen. Hier empfängt der Main auch seinen letzten bedeutenden Zufluss durch die starke Nidda. Und wahrlich Noth ist ihm diese, denn ohne sie dürfte die ganze untere Stromstrecke der Schifffahrt vielleicht verloren gehn, so seicht und versandet ist sie. Die Nidda entspringt auf dem Vogelsberg und nimmt auf ihrem sehr gewundenen Laufe mehr als 13 grosse Bäche auf. Dem letzten vom Main aus gesehenen Dörfchen Nied hat sie den Namen gegeben, doch ist es zu unbedeutend, als dass wir uns bei ihm lange verweilen könnten. Interessanter ist das freundliche Höchst in seinen historischen Reminiscenzen. Das Städtchen, alterthümlich aber freundlich gebaut und reich an grossen Gebäuden, war einst zu Grösserm bestimmt, als das neidische Schicksal es jetzt verhängt hat. Noch begegnen wir zahlreichen Spuren dieses Emporstrebens; grosse Fabrikanlagen, reiche Privathäuser gewahren wir nicht wenige, doch ist der Geist gebannt, der einst diese Zeugen der Kultur be-

seelte. Selbst aus der klassischen Periode ist nichts übrig geblieben und dennoch bestreben sich die Alterthumsforscher unserm Höchst eine hohe militärische Bedeutsamkeit zu verleihn. Es ist nicht zu leugnen, dass an der Mündung der Nidda ein römisches Castell gelegen haben muss, römische Back- und Legionsteine constatiren dies; aber jenes berühmte *munimentum Trajani*, dessen Ammian mit so grosser Wichtigkeit gedenkt und das auf allemannischem Grund und Boden stand, von diesen zerstört und durch Julian's Heerschaaren wieder erbaut wurde, kann nach meiner Ueberzeugung nicht hier zu suchen sein*). Das Dörfchen Hosti oder Hostium wird schon in den ältesten Urkunden genannt: es scheint schon frühe der Hauptort eines eignen, dem Reich zuständigen Amtes gewesen zu sein. Vielleicht darf es jenem alten burglichen Bau, dessen bereits im 12. Jahrhundert gedacht wird, seine Entstehung zuschreiben. Obgleich dem rheinischen Städtebund anhängend, ward es doch 1396 von den Rittern von Kronberg erobert und zerstört. Kaiser Karl IV. hatte, als er den Churfürsten von Mainz das Recht, die deutschen Kaiser zu salben, nahm, dem Erzbischof Adolph von Mainz das Amt Höchst zur Entschädigung übertragen. Der kluge Priesterfürst erkannte nicht sobald die Wichtigkeit seiner neuen Besitzung, als er auch schon darauf bedacht war, den grösstmöglichen Nutzen daraus zu ziehen. Gegen alles Herkommen und ohne Consens des Kaisers und der Reichsfürsten, errichtete er einen Wasserzoll zu Höchst und trieb mit Gewalt die Schatzung von Gütern und Leuten ein. Was sich widersetzte, ward niedergeworfen und die Klagen der gedrückten Kaufmannschaft verhallten ungehört. Den Abmahnungen des wetterauischen Landvogts, ja des Kaisers selbst bot der Bischof höhnenden Trotz und so ist das Anathema, das man gar zu gern auf die räuberische Ritterschaft des Mittelalters schleudert, auch auf die Geistlichkeit gewälzt. Der Zoll besteht noch heute und wenn er auch nachtheilig genug auf Handel und Schifffahrt wirkte und wirkt, so verdankt ihm doch Höchst selbst sein rascheres Emporblühn. Das alte Schloss, kaum zerstört, ward 1404 von Erzbischof Johann v. Nassau

---

*) v. Archiv f. d. Geschichte Hessens. 1842. 1s Hft. enthält einen ausführlichen Aufsatz Dieffenbachs hierüber.

wieder aufgebaut und zwar mit so grossem Eifer, dass es der hochwürdige Herr nicht scheute, auf den höchsteigenen Schultern Baumaterialien herbeizutragen. Damals empfing der Ort auch Stadtgerechtigkeit. Als wichtiger Militärposten galt er besonders im 30jährigen Krieg. Tilly schlug hier 1622 das Heer des berüchtigten Herzogs Christoph von Braunschweig, des „Brandmeisters,“ wie ihn die Urkunden nennen. Der Herzog verlor sein ganzes Fussvolk und entrann mit Müh' und Noth nur sammt seiner Reiterei. Den Sieg rächten 1635 die Schweden durch gänzliche Demolirung des alten Schlosses, von dem gegenwärtig nur mehr ein schlanker Thurm sein altergraues Haupt in die heitere Taunuslandschaft hineinstreckt. Auch in den Revolutionskriegen fielen auf den umliegenden Feldern noch öfters die eisernen Würfel des Schlachtenglücks. Den Impuls zur Hebung des hiesigen Fabrikwesens gab ein reicher Italiener, Bolongaro, dem das engherzige Frankfurt das Bürgerrecht versagte, durch Errichtung einer grossartigen Tabaksfabrik. Lange wirkte sie segensreich; aber die Ungunst der Zeit liess sie nicht bis auf unsere Tage dauern. Berühmter indess als der hiesige Tabak war die ehemalige churfürstliche Porzellanfabrik, deren Producte in alle Welt versandt, gegenwärtig zu den Seltenheiten gehören und theuer bezahlt werden. Im Rococo-Geschmack hat sie ihrer Zeit Unübertreffliches geliefert.

Durch die Eisenbahn gewinnt unser freundliches Städtchen, gegenwärtig bewohnt von mehr als 2000 Menschen, täglich mehr und mehr. Am Stationshofe entstehen hübsche Gasthöfe und wohl kein Tag vergeht während der schönen Jahreszeit, wo nicht Schaaren fröhlicher Menschen von Frankfurt oder Mainz hier einsprechen. Das alte Sindlingen (Suntilingen), schon 797 als eine Besitzung des Klosters Lorsch genannt, ist das erste Dorf, dem wir unterhalb Höchst auf dem rechten Ufer begegnen. Das linke senkt sich hier auffallend schroff und steil in den Fluss hinab und für Schiffer ist deshalb die Stelle nicht gefahrlos. Da hat sich das einst so berühmte Kelsterbach, jetzt ein Hessen-Darmstädtisches Pfarrdorf mit 1000 Seelen, angebaut. Für sein hohes Alter bürgt eine Urkunde vom Jahre 880. Den Herren von Falkenstein und Isenburg war die Vogtei eigen und eine Linie der letztern fügte sogar ihrem Namen den unseres Ortes bei.

Hessen erwarb Ort und Amt um 1600 käuflich von diesem Grafengeschlecht. Das hiesige Schloss, einst für ein Meisterwerk deutscher Baukunst ausgeschrieen, begann um 1588 Graf Wolfgang zu Isenburg zu bauen, doch wurde es im 30jährigen Krieg so arg mitgenommen, dass von all' der Pracht und Herrlichkeit jetzt nichts mehr zu sehen ist. Im Uebrigen ist die hiesige Fayence- und Steingutfabrik bemerkenswerth.

Brausend wälzt jetzt unser Strom seine Wellen, eingezwängt durch das hohe steile Ufer, nach Okriftel, einem nassauischen Dörfchen auf der rechten Seite, doch empfängt er vorher den starken Schwarzenbach, der aus dem Einrich kommt. In Urkunden spielt dieser Bach eine wichtige Rolle, da er den Nidda- vom Kunigesundra-Gau schied. Acruftell wird unser Dorf schon frühzeitig genannt, doch ist es mit dem weiter landeinwärts liegenden Kriftel nicht zu verwechseln. Dort breitet sich auch das freundliche Hattersheim, bekannt durch seinen Rebensaft, aus; hier ist von Frankfurt aus die zweite Station der Eisenbahn. Wieder auf unsern Fluss zurückkehrend erblicken wir auf dem jenseitigen Ufer den Klarenhof, dem wir ebenso wenig als dem weiter abwärts rechts liegenden Dorfe Eddersheim (mit 700 Einw.) ein historisches Interesse abgewinnen können. Dem berühmten Weilbacher Bad, das nur eine starke halbe Stunde vom Fluss entfernt ist, dürfen wir nicht versäumen einen Besuch abzustatten. Ungefähr in der Mitte zwischen Weilbach, Wicker und Flörsheim gelegen, ist es Eigenthum der Herren Seebold und Hofrath Brückmann. Das grosse, neue Kurhaus ist gut eingerichtet. Der Pavillon, unter welchem das berühmte kalte Schwefelwasser einem schwarzen Marmorbrunnen durch 4 Röhren entströmt, ist kaum 100 Schritte vom Hauptgebäude entfernt. Es werden von diesem Wasser jährlich über 100,000 Krüge versendet. Besonders lesenswerth ist die von Dr. Thilenius über dasselbe veröffentlichte Schrift. Der Brunnen wird jährlich von etwa 300 bis 400 regelmässigen Kurgästen und doppelt so vielen Passanten besucht.

Wir haben nach diesem Ausfluge, wieder zu unserm Strom zurückkehrend, zuerst des Mönchshofes und des weiter abwärts liegenden Raunheim's zu gedenken. Beide liegen auf dem linken Ufer. Das letztere nicht viel über 570 Einwohner zählend, wird doch schon in einer Urkunde des Erz-

bischofs Hatto um 910 erwähnt. Von den Herren v. Minzenberg erwarben es die Eppensteiner, welche ihre Rechte darauf 1425 um 2000 Gulden an die Grafen v. Katzenellenbogen abtraten, von diesen kam es später an die Landgrafen von Hessen. Weit interessanter in seinen historischen Erinnerungen ist der nassauische Flecken Flörsheim, gegenwärtig von mehr als 2000 Einwohnern bevölkert. Der Ort hat römische Grundlage, darüber kann kein Zweifel obwalten; eine grosse Menge Anticaglien, besonders aber ein römischer Grabstein, bereits 1544 aufgefunden*), erheben dies zur Gewissheit. Aus den Trümmern des römischen Castells, das der Allemannen siegreiche Horden zerstörten, ging das alte Vlersheime hervor, das bis 1270 den Dynasten v. Eppenstein zuständig, damals an das Domcapitel zu Mainz verkauft wurde. Es war um das Jahr 1328, als der gewaltige Trierer Erzbischof Balduin, aus dem Hause Lützelburg, die Schirmvogtei des Erzbisthums Mainz übernahm. Uneinigkeit herrschte damals zwischen dem Domcapitel und den Bürgern und Balduin führte, um wenigstens die Taunusgegend im Zaume zu halten, hier zu Flörsheim einen starken burglichen Bau auf. Darob geriethen die Herren zu Frankfurt arg in den Harnisch; denn sie glaubten ihre Handelsverbindung mit dem Rhein dadurch gefährdet. In der Noth ihres Herzens wandten sie sich an den Kaiser Ludwig den Baier, der auch alsbald (1332) gebot, den Bau nach Beendigung des Streites abzubrechen. Balduin versprach es, allein er war es, der den Baiernherzog auf den Thron gehoben, deshalb war die Furcht nicht allzugross und im Nothfall hatte er der deutschen Kaiser noch mehr in der Tasche. Noch nach 4 Jahren stand die Trutzveste und erst nach vielen Hin- und Herverhandlungen ward sie endlich von den Frankfurtern mit Gewalt niedergerissen und die Gräben ausgefüllt. Es ist jetzt keine Spur mehr davon zu finden. Flörsheim, dem traulichen, wünschen wir übrigens als Stationsplatz der Eisenbahn von ganzem Herzen ein segensreiches Emporblühn. Wir erreichen nunmehr bald den Hessen-Darmstädtischen Flecken Rüsselsheim, den bedeutendsten auf dem ganzen linken Mainufer dieser Strecke. Jetzt nicht viel über anderthalbtausend Einwohner zählend, war

---

*) v. Fuchs Geschichte v. Mainz. p. 169.

dieses Städtchen gleichwohl einst bestimmt in der Reihe grosser Handelsstädte zu glänzen; aber die Kurzsichtigkeit eines intoleranten Herrschers hinderte dies Emporstreben. Jene Niederländer, welche Hanau's Fabrikwesen und Reichthum gegründet und den früher unbedeutenden Ort zu Ruhm und Ehre gebracht, hatten sich vorher an Landgraf Ludwig, den damaligen Herrn Rüsselsheims, gewandt und ihn um die Erlaubniss gebeten, sich hier niederlassen zu dürfen. Sie begehrten nichts weiter als Gedankenfreiheit, Ausübung ihrer Religion und ihres Gewerbes und doch konnte sich der engherzige Fürst nicht entschliessen, solch' billigen Bedingungen Gehör zu schenken. Er wies die Ketzer ab und für Rüsselsheim war eine schöne Hoffnung für immer verloren.

Von dem alten Rucilesheim sprechen übrigens schon die Urkunden zu Karls d. Gr. Zeiten. Römische Grundlage ist auch hier nicht zu leugnen, eine Menge römischer Särge, Urnen und Backsteine, welche gefunden wurden, constatiren es, dass eine starke Befestigung zum Schutz der Strasse, die sich von Bischofsheim weiter den Main hinaufzog, hier gestanden haben muss. Im Mittelalter war unser Ort gar oft ein Zankapfel der Ritter und Grafen, welche in der Umgegend Besitzungen hatten. Die Herren v. Minzenberg werden zuerst im 12. Jahrhundert als die Eigenthümer genannt, nach ihrem Abgang rissen es die Grafen v. Katzenellenbogen an sich, die es den Rittern v. Kronberg zu Lehen auftrugen. Im Uebrigen war auch ein eignes Rittergeschlecht, das seinen Namen vom Ort entlehnte, hier ansässig und bereits um 1150 wird es in Frankfurter Urkunden genannt. Um das J. 1438 begnadigte Kaiser Sigismund das Dorf mit der Stadtgerechtigkeit und erlaubte zugleich dem Grafen Johann III. v. Katzenellenbogen den angefangenen Burgbau zu vollenden. Dawider erhob indess Mainz arge Klage, denn es sah wohl ein, dass der Graf im Sinn hatte, den Mainhandel an sich zu ziehn und es glaubte sich in seinen Hoheitsrechten *(dominium Moeni)* über den Fluss gekränkt. Indess wurde der Bau 1486 vollendet, doch durfte kein Zoll und Weggeld erhoben werden. Die Häuser waren damals rund um die Veste gebaut, als indess im J. 1534 eine Feuersbrunst den Flecken eingeäschert hatte, wurden sie weiter davon und zwar regelmässiger wie ehedem aufgebaut. Im dreissigjährigen Krieg galt Rüsselsheim für eine

der bedeutendsten Festungen und war namentlich durch seine Geschütze, worunter eine sogenannte Schlange von 29 Fuss Länge, berühmt. Die französischen Mordbrenner sprengten 1689 den stolzen Bau durch Minen. Rüsselsheim bildete sich eigentlich aus zwei Gemeinden, aus den Bewohnern des alten Rucilesheim und denen des nahen Dorfes Seilfurt. In dem letztern stand auch die Mutterkirche, als indess diese Niederlassung durch jenes furchtbare Wetter, das auch Rüsselsheim verwüstete, zerstört ward, flüchteten die Bewohner in ihren Nachbarort und haben seit der Zeit denselben nicht wieder verlassen.

Eine kleine halbe Stunde lenken wir jetzt landeinwärts unsere Schritte, um das letzte Dorf auf dem linken Ufer unseres Stromes zu erreichen. Das ist Bischofsheim und wahrlich nicht ohne Bedeutung erinnert der erste*) und letzte Ort an unserm Main an seine hohe Wichtigkeit in kulturhistorischer Hinsicht. Ihm gebührt die Ehre, dass von seinen Ufern sich des Christenthums segensreiche Wirkungen ausbreiteten über das ganze deutsche Vaterland und treulich bewahren noch viele seiner Orte in ihrem Namen die Erinnerung daran. Unser Bischofsheim darf sich unter die ältesten Uferorte zählen; schon im Jahr 880 wird seiner in einer Urkunde Ludwigs III. gedacht, ja im 7. Jahrh. finden wir bereits Spuren davon **). Die edlen Herren von Falkenstein waren hier um 1200 begütert, nach deren Aussterben fiel es zur Hälfte an die Eppensteine und Mainz. „1478 post Joh. Bapt. hat Herr v. Eppstein gegen 1400 fl. Pfandgelder seinen Antheil an Biscovesheim ob dem Moin dem Grafen Philipp v. Katzenellenbogen übergeben.“ Die andere Hälfte fiel um 1579 den letzteren zu. Von Bischofsheim gelangen wir in einer kleinen halben Stunde wieder an unsern Strom und suchen das rechte Ufer zu gewinnen, von dessen Höhe stolz und malerisch das berühmte Hochheim in die heitere Taunuslandschaft hineinragt. Es ist Herbst; der Winzer muntere Schaaren lassen

*) Bischofsgrün, der erste Ort unterhalb der Quelle des weissen Main's.

**) *Testam. Scti. Remigii.* Es wurden hier römische Votivsteine, den Strassengöttern gewidmet, gefunden.

fröhliche Lieder erschallen. Wohin das Auge blickt — Reben, nichts als Reben, bis in den Fluss tauchen sie ihre wohl gepflegten Stöcke. Hochheim, das reiche, wohlhäbige, trägt das Gepräge all' der Segnungen, mit welchen es die Natur so reichlich beschenkt hat. Stolze Villen, stattliche Privathäuser, schöne Fabrikgebäude begegnen überall dem Auge und welch' ein Leben, Treiben und Gedränge von fern und nah, wenn die Kirchweih, die berühmteste in der ganzen Umgegend, Vergnügungslustige herbeilockt. In Strömen fliesst dann der edle Hochheimer und die Gesänge fröhlicher Zecher schallen noch bis spät in die Nacht über den Strom. Die Eisenbahn, welche hier eine ihrer Hauptstationen hat, trägt nicht wenig dazu bei, die Lebendigkeit zu vermehren.

Hochheim, seit dem Mittelalter ein Städtchen, hatte in frühern Zeiten eigene Herren seines Namens, kam nach deren Aussterben an Kurmainz und 1803 an Nassau. Es ist ziemlich gut gebaut, auf der Hochfläche seines berühmten Rebhügels, und enthält 2200 Einw., welche sich ausschliessend mit Weinbau beschäftigen. Der beste Hochheimer wächst auf einem nur etwa acht Morgen grossen Raum, unterhalb der ehemaligen Dechanei. Jeder der darin befindlichen Stöcke soll einen Werth von einem Dukaten haben. Dieser kostbare Weinberg gehört zur nassauischen Staatsdomäne. Er ist ganz der Sonne zugewendet und durch die Stadt gegen den Nordwind geschützt. In guten Jahren soll er 90 Ohmen Wein geben, die, von der Kelter hinweg, nicht selten mit 11,000 bis 12,000 fl. und darüber bezahlt werden. — Auf der Stelle, die Mitternacht genannt, hat man eine herrliche Aussicht gegen Mainz, den Rhein und den rheingauer Taunus, bis jenseit Johannisberg.

Und so steigen wir denn von der Höhe, auf welcher sich Hochheim erhebt, wieder herab und wenden uns stromabwärts zu dem letzten unserer Uferorte. Das ist Kostheim, vor einem Jahrtausend noch Kaiser Karls Reichspalast, Cufestein, jetzt ein stattlicher hessischer Flecken mit wohl anderthalbtausend Einwohnern. Des Schicksals eiserne Hand ruhte in Kriegszeiten schwer auf ihm; dreimal wurde er in den Stürmen der letzten Umwälzungsperiode zerstört und namentlich im Jahr 1813 Kollekten in ganz Deutschland für seine Wiederherstellung gesammelt. Meist mit englischem Geld erstand er wieder aus seiner Asche. Dadurch ist jetzt jede

Spur des Alterthümlichen verwischt worden und auch kein Stein erinnert mehr an die frühere Bauperiode. Die Sage geht, vor Jahrtausenden sei der Main nicht hier, sondern bei Ginsheim in den Rhein geflossen und damals war alles festes Land. Auf der Mainspitze hätten die Römer unter Trajan ein starkes Castell angelegt, aus dessen Trümmern Kaiser Karl sein *pallatium Cuffestein* erbaut habe. Es sind dies Alles Sagen, die wie zauberische Mährchen aus Tausend und einer Nacht zu uns herüberklingen und an deren Wahrheit wir um so lieber glauben, als sie den trockenen Geschichtsdaten eigenthümlichen Reiz verleihen. Historisch erwiesen ist, dass Kaiser Karl um 795 eine Kirchenversammlung *) und einen Reichskonvent hielt, in welchem der Zug gegen die Sachsen beschlossen ward. Seit den ältesten Zeiten gehörte der Ort zu Mainz, ja er wird in Urkunden oft eine Vorstadt der *metropolis* genannt. Erst der Lüneviller Friede brachte ihn an Nassau-Usingen und dann an Frankreich. Jetzt gehört er in's Grossherzogthum Hessen, Provinz Rheinhessen. — Der Wein, den die Gemarkung erzeugt, kommt in guten Jahren beinahe dem Hochheimer gleich und wird von Kennern geschätzt. Durch Kostheim zieht sich die Hauptstrasse nach Darmstadt und eine schöne Fähre unterhält die Verbindung mit dem linken Mainufer. Auch wir lassen uns übersetzen, denn classische Erinnerungen bewahrt der Boden, den wir betreten. Der Germanen kampfbegierige Schaaren in Zaum und von der Hauptstadt Moguntiacum abzuhalten, liess der gewaltige Trajan in jenem Delta, das Main und Rhein bei ihrer Vereinigung bilden, ein mächtiges Castell errichten, das von den hereinbrechenden Allemanen muthmasslich zerstört wurde. 13 Jahrhunderte verflossen seitdem und mehr als der Menschen Habsucht ebnete der Zahn der Zeit den Boden von den Trümmermassen. Da geschah es, dass in den Stürmen des dreissigjährigen Krieges Schwedens hochherziger König Gustav Adolf das schlecht vertheidigte Mainz am 13. Dez. 1631 eroberte. Um sich im Besitz mit mehr Nachdruck erhalten zu können, erstand auf der Stätte, wo sich schon Trajans *munimentum* erhoben hatte, eine starke, sehr regelmässige Festung, die von ihrem Erbauer den Namen

*) *in villa Cufesstein super Moenum contra Mogontiacum urbem sita.*

Gustavsburg erhielt. Sie bestand nach den Fortifikationsgesetzen der damaligen Zeit aus 6 wohlgeordneten Bollwerken mit ebenso viel Ravelin's, ihr Inneres gewährte 600 Wohnungen Raum. Bei der Legung des Fundaments wurden zahllose Antiquitäten ausgegraben, namentlich soll nach einer damaligen Chronik „ein römisch Lämplein, das annoch einen Rauch von sich gegeben und dessen Aspestdocht gar lieblich nach Junfernhonig gerochen hat," ausgegraben worden sein. Wer weiss, welche Menge Alterthümer noch jetzt unter diesem Boden schlummern. Von der Festung sind kaum mehr die Gräben zu erkennen, bereits im Jahr 1649 stand sie verlassen, nur der Wall war noch gut erhalten. Durch die unruhigen Bewegungen Frankreichs im Jahr 1841 fand sich der deutsche Bund bewogen, die Mainspitze wiederum zu befestigen und gegenwärtig ist man eifrig mit den Fortificationen beschäftigt.

Und so stehn wir denn am lang ersehnten Ziele! Deine Thürme, Deine Zinnen stolzes, goldnes Mainz, blicken fröhlich und freudig auf die Vereinigung der beiden Ströme. Die Wellenlinien des Taunus, jene wogenden Gebirgsmassen, begränzen amphitheatralisch die rechte Uferebene und verlieren sich dann in das prächtige Rheingau hinab. Links schweift der Blick über unübersehbare Flächen und strebt sehnend nach der fruchtbaren herrlichen Pfalz. Vom jenseitigen Rheinufer blinkt das gewerbthätige Weisenau mit seinem stets rauchenden Schlot der Walzmühle herüber. In dem grossen Hafen zu Mainz, welch' fröhliches Treiben und Leben! Zahllose Flaggen wehen in der rheinischen Luft, brausend kommen die Dampfboote geflogen — überall Thätigkeit, überall die ordnende geschäftige Hand des Menschen. Und welch' ein Schauspiel, wenn die Abendsonne ihre letzten Strahlen vergoldend auf das grossartige Panorama sendet; wenn die ungeheuren, vereinigten Wassermassen in tausend bunten Tinten schillern! Fürwahr keinen herrlichern Empfang hätte der Rhein seinem Genossen bereiten können und doch sträubt sich der undankbare Gesell noch lange, ehe er seine Wasser mit denen seines Oberherrn vereint. Bis Castel, Biebrich, ja man will sogar behaupten,

durch das ganze Rheingau hindurch trägt er diese unvermischt und erst die Felsen am Mäusethurm sollen die ungeselligen Fluthen vermählen.

Wie der Wanderer am langersehnten Ziel seiner Reise, der hochbetagte Greis am Ende seiner Laufbahn noch gern einmal die Blicke zurück wendet auf die durchwanderte Strecke, so schauen auch wir heitern Sinnes nach jenen reizenden Flussthälern, die wir durchpilgert. Gern verweilen wir in Gedanken bei der ganzen Fülle von Schönheit, die wir geschaut, bei der reizenden Idylle, welche die Umgebungen unseres Stromes bilden und wenn wir uns der schönen, reichen Städte, der interessanten Baudenkmäler, der treuherzigen, biedern Menschen, denen wir begegnet, gern erinnern, so dankt vielleicht auch mancher diesem Buch, welches ihn treu zu allem Sehenswürdigen geleitet. Und dieser Dank wird mein schönster Lohn sein! —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Langen
Neu Isenburg
Bonames
FRANKFURT
Sachsenhausen
Ob: Eschbach
Eschersheim
Gonzenheim
Heddernheim
Ginnheim
Kahlbach
Bockenheim
Hausen
Homburg
Pomersheim
Praunheim
Nd: Ursel
Rödelheim
Mörfelden
Walldorf
Weiskirchen
Eschborn
Schwanheim
Ob. Ursel
Kelsterbach
Steinbach
Höchst
Sulzbach
Hasslach
Mönchhof
Raunheim
Soden
Zeilsheim
Kronberg
Gr. Feldberg
Königstein
Hofheim
Kriftel
Rüsselsheim

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN